

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1975
HEFT 2**

72 692

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

26. Jahrgang Heft 2

April–Juni 1975

Herausgegeben

vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag (†), Willy Leygraf,
Helmut Schönnamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,-. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Bezieher*innen an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte und Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20. Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-dienst Aalen.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Fremdenverkehrsamt*es Schwäbisch Hall sowie ein Prospekt des Verlages Philipp von Zabern, Mainz, bei.

Titelfoto: Unser Gruß geht mit diesem Heft an die Stadt Schwäbisch Hall, die Stätte unserer diesjährigen Jahreshauptversammlung. Wir verdanken einer Reihe von Fotografen die Aufnahmen zum Gesicht der Stadt und ihres Umlandes.

Inhalt

Schwäbisch Hall in Geschichte und Gegenwart . 85	
Von KARL FRIEDR. BINDER und KUNO ULSHÖFER	
Die Haller Salzsieder 96	
Von GERD WUNDER	
MÖRIKES Haller Zwischenspiel 105	
Von CARLHEINZ GRÄTER	
Die Kirchenfamilie der Kombokurgen 107	
Von EBERHARD HAUSE	
Komburg als Kloster und Stift 124	
Von RAINER JOOSS	
Die Hankertsmühle bei Mainhardt 131	
Von ALFRED WEISS	
Südafrika war sein Schicksal –	
Zum 100. Todestag von CARL MAUCH 134	
Von WOLFGANG IRTENKAUF	
Sonntags- und andere Dichter 138	
Von HERMANN BAUSINGER	
Glassonnenuhren in Württemberg 146	
Von HANS BEHRENDT	
KARL STIRNER und ERNST LUDWIG KIRCHNER . . . 156	
Von ADOLF SCHAHL	
Dem Dacianischen Simplicissimus	
auf der Spur 161	
Von FELIX BURKHARDT	
ALFRED WAIS 70 Jahre alt 165	
Von ADOLF SCHAHL	
Was schreiben die anderen 168	
Leser-Forum 171	
Buchbesprechungen 172	
Mitteilungen des Schwäbischen	
Heimatbundes 178	
Anschriften der Verfasser 180	



Schwäbisch Hall in Geschichte und Gegenwart

Vorbemerkung der Redaktion: Schwäbisch Hall ist der Ort unserer diesjährigen Hauptversammlung. Aus diesem Grunde sind die meisten Beiträge des vorliegenden Heftes dieser traditionsreichen und mit einem weiten Umland gesegneten Stadt gewidmet. Den Anfang bildet mit diesem Beitrag ein Überblick über «Schwäbisch Hall in Geschichte und Gegenwart», den wir zwei Autoren verdanken: KARL FRIEDRICH BINDER, Oberbürgermeister der Stadt, und Dr. KUNO ULSHÖFER, ihrem Stadtarchivdirektor.

Was für eine Stadt war und ist Schwäbisch Hall? Eine Reihe von Schlagwörtern kommen einem bei dieser Frage spontan in den Sinn: eine alte Reichsstadt, die Stadt des Salzes, die Stadt des Hellers, die Stadt des Adels, oder – seit fünfzig Jahren – die Stadt der Freilichtspiele. Alles ist richtig und doch charakterisiert keiner dieser Slogans Schwäbisch Hall ganz. Reichsstadt war Hall fünfeinhalb Jahrhunderte lang – seit dem Untergang der Staufer, die Hall zur *civitas imperatoris*, zur kaiserlichen Stadt,

gemacht hatten. Im dreißigjährigen Gerangel um die Stadtherrschaft nach 1250 – mächtige Nachbarn wollten Hall unterwerfen – blieb Hall eine selbständige Stadt des Reiches. Als Gewerbe- und Produktionsort dagegen besteht die Stadt, deren Name sich ja von dem Wort «Salz» herleitet, bereits seit mehr als zweitausend Jahren kontinuierlich fort. Man hat hier vor Jahren technisch hervorragend konstruierte keltische Salzsiedeanlagen ausgegraben. Es scheint zwar, daß in der Folgezeit die Siedlung





Leben auf der Treppe vor St. Michael: Die «Weiberversammlung» (1974).

durch eine Verlagerung der Quellen vernachlässigt wurde, aber die heutige Forschung glaubt doch an eine Siedlungskontinuität in Hall am Salzquell. Die Salzproduktion gewann seit der Stauferzeit einen neuen Höhepunkt und neue Bedeutung für die Stadt, die damals vergrößert wird, weitere Stadtquartiere (die Herrengassen) und einen zweiten Markt um die große neue Basilika (St. Michael 1156) erhält. Unter FRIEDRICH BARBAROSSA entsteht auch eine Münzprägestätte; hier wird der «Heller» geprägt, eine Kleinmünze, die in viele Münzkreise eindringt und gutes Geld verdrängt. Ihre Verwaltung lassen die Staufer durch Ministeriale besorgen, aus denen die spezifisch hällischen *Stadtadelsfamilien* hervorgehen; nicht umsonst war noch um 1500 der Spruch geläufig:

*Zu Ravensburg der macht Papier,
der hällisch Adel herrscht ob dir.*

Gegen diesen wirtschaftlich starken hällischen

Stadtadel gab es einige Male aufständische, revolutionsartige Erhebungen («Zwietrachten»), die jeweils mit Teilsiegen der Bürgerlichen endeten. Seit 1340 saßen auf Geheiß Kaiser LUDWIGs des Bayern unter den 26 Räten der Stadt neben zwölf Vertretern des alten Adels 14 nichtadelige Bürger. Und in einer weiteren «Zwietracht» (1510/12) siegte das bürgerliche Element vollständig: *Hall ist keine Adelsstadt mehr*. Bald verwalten – bis zum Ende des alten Reichs – Juristen den Stadtstaat.

Hall ist keine *schwäbische* Stadt, sondern – trotz ihres Beinamens, den sie übrigens erst seit 1934 offiziell trägt – eine fränkische Stadt, die allerdings, aus Stauferbesitz stammend, zur Landvogtei Schwaben und später zum Schwäbischen Kreis gehörte. Im ausgehenden Mittelalter bot sie das Bild einer mittleren Großstadt mit mehreren Vorstädten (Gelbinger Vorstadt, Vorstadt jenseits Kochers, später kam das von den Schenken von Limpurg erkaufte «Unterlimpurg» als nicht ummauerte Vorstadt



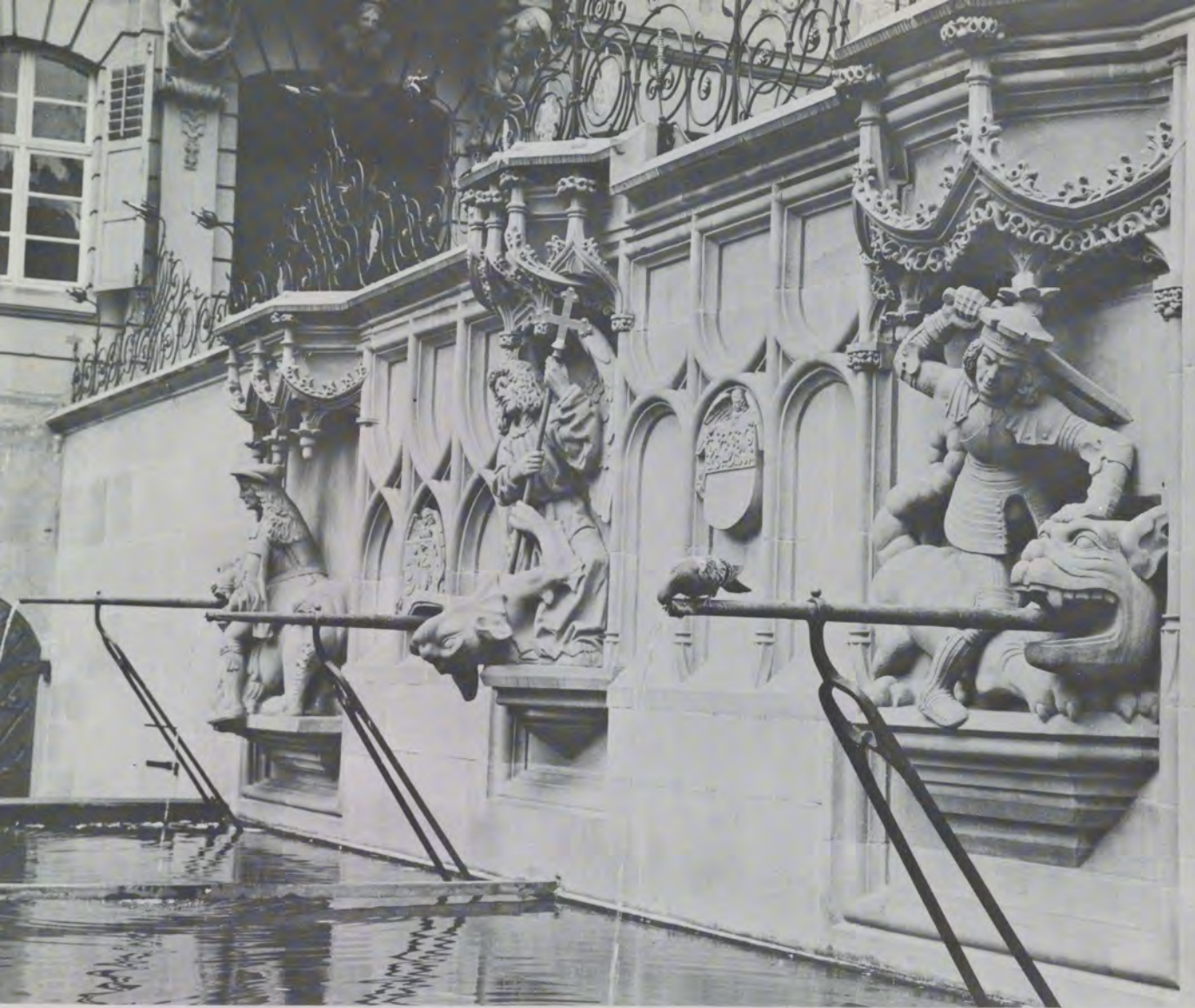


dazu), umgeben von turmbewehrten Mauern und Gräben. Hall besaß ein großes Landgebiet, das seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr mit einer wehrhaften Rechtsgrenze, der Landheg, umgeben wurde – nur ganz wenige Reichsstädte hatten sich ähnlich große oder größere Territorien erworben: Nürnberg, Ulm, Rothenburg.

Zu keiner Zeit in der Geschichte war Schwäbisch Hall eine in sich abgekapselte Kommune. Immer war die Stadt voller Leben, Handel und Wandel und Verkehr, mit guten Verbindungen und Bündnissen nach außen. Nur dann, wenn vom Reich allzugroße Forderungen auf die Stadt zukamen – Steuern, Umlagen, Kriegshilfen – oder wenn ein kostspieliger Kaiserbesuch bevorstand, zog man sich in sein Schneckenhaus zurück, und die offiziellen Schilderungen und Selbstdarstellungen lauteten dann sehr bescheiden: Man sei nur eine kleine Stadt, verkehrsungünstig gelegen, ohne Gewerbe bis auf die wenig einträgliche und mit großen Unkosten verbundene Salzproduktion. Im Innern aber

– und wir kennen jede Ausgabe aus den seit 1411 erhaltenen Haushaltsrechnungen – sparte die Stadt niemals, investierte viel Geld in repräsentative Bauten – St. Michael, den Neubau (Großes Büchsenhaus), das Rathaus –, in die Unsummen verschlingende Stadtbefestigung und in Landaufkäufe großen Stils. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in einer Zeit von Kriegen, sozialen Unruhen, Reformationen, nahmen die allzugroßen öffentlichen Ausgaben so überhand, daß den Untertanen immer neue Steuerlasten («Schatzungen») auferlegt werden mußten. Der hiesige Reformator JOHANNES BRENZ setzte sich damals besonders für die immer wieder geschätzten Bauern ein und kritisierte mit heftigen Worten das *unnötige Bauen* sowie die mit öffentlichen Mitteln getätigten Landkäufe. BRENZ, ein kluger politischer Kopf, der in vielen Landen und Herrschaften bei der Einführung der Reformation beteiligt war, der die württembergische Landesuniversität Tübingen während seiner Haller Zeit reformierte, und der schließlich dem Herzogtum





Markt- oder Fischbrunnen am Marktplatz, 1509.

Württemberg zur endgültigen Reformation der Kirche und dem Land zu einer stabilisierenden Gesetzgebung verhalf, konnte es sich leisten, dem hällischen Regiment *den Harnisch wohl zu fegen* (wie ein zeitgenössischer hällischer Chronist sagte). Hall pflegte zu allen Zeiten gute Kontakte zu den Nachbarn, besonders auch zu den kleineren Reichsstädten der weiteren Umgebung wie Heilbronn, Wimpfen, Rothenburg, Dinkelsbühl, so wie sich die Stadt in ihrer Politik gerne an die bedeutenden – Ulm, Augsburg, Nürnberg – anlehnte. Natürlich gab es viele kleinere und größere Reibereien mit den benachbarten Territorialherren, mit Limpurg, Hohenlohe, Brandenburg und auch mit Württemberg. Grenzverletzungen, Übergriffe in Nachbarrechte, gegenseitige Störungen der Herrschaftsausübung waren an der Tagesordnung. Aber nachdem 1280 der Anspruch der SCHENKEN VON LIMPURG auf Hall durch ein kaiserliches Schiedsgericht abgelehnt worden war, hat keiner der größeren

Nachbarn mehr ernstlich nach der Macht in Hall getrachtet. Man war gegenseitig aufeinander angewiesen: so boten die LIMPURGER in Hall ihr Holz aus den großen ehemals staufischen Wäldern des Berglandes (Limpurger Berge) an, das die Haller Sieder zum Verkochen der Sole, zur Salzgewinnung benötigten. Die vielen Streitigkeiten mit Hohenlohe wurden jedesmal durch immer längere Verträge bereinigt. Man lebte insgesamt bis zum Ende des alten Reiches doch recht ungestört.

Hall selbst blieb im Verlauf der Geschichte weitgehend verschont vor unmittelbaren schweren Kriegereignissen; die den Kriegen folgenden Zeiten der Rezession überwand die Stadt durch ihre günstige wirtschaftliche Situation – das Salzgeschäft florierte fast immer. Es wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg durch Handelsverträge weiter ausgedehnt als je zuvor. Technische Verbesserungen, die Gradierung, brachten im 18. Jahrhundert weitere Vorteile und Produktionssteigerun-



Spätgotischer Altarschrein (früher im hällischen Pfarrweiler Lorenzenzimmern) mit den bemalten Statuetten der hll. Lorenz, Veit und Wolfgang aus dem Haller Keckenburg-Museum (Leihgabe des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart).

gen, bis 1802 Hall wie andere Reichsstädte und wie wenig später eine große Reihe weiterer reichsständischer Gebiete von Württemberg besetzt und geschluckt wurde. Die vielberufene Reichstadtherrlichkeit (die sich z. B. hervorragend in dem nach dem Stadtbrand von 1728 neuerbauten barocken Rathaus dokumentierte) war damit zu Ende.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts mußten die Haller ihre Saline gegen eine ewige Rente an Württemberg (und alle Rechtsnachfolger) abtreten: Hall war zur königlich württembergischen Oberamtsstadt, innerhalb der üblichen kommunalen Gliederung zu einer sog. «würtembergischen Gemeinde erster Klasse», geworden. Man hatte zwar



Gouache von P. F. PETERS aus dem Jahre 1853: Die Stadt Schwäbisch Hall vom Kocher aus, vorne der Rote Steg, darüber die Michaelskirche (Schefold 7287a).

noch seine große Geschichte, seine Kunst- und Baudenkmale, aber nicht mehr die alten Funktionen, nicht mehr die zum Denken anregende Selbstständigkeit, nicht mehr die Verantwortung für den Betrieb der Salzproduktion und den Absatz, nicht mehr die Verwaltungshoheit über das große hällische Landgebiet. Das alles besorgte jetzt der württembergische Staat für die fränkische Stadt. Und was die Baudenkmale, was das Stadtbild anbetraf: Das 19. Jahrhundert war in der Erhaltung überkommener Denkmale nicht sehr vorbildlich, es war eigentlich eher destruktiv. Man wundert sich deshalb nicht über die Charakterisierung der Stadt Hall in der Oberamtsbeschreibung von 1847, in der es heißt: *Die Stadt ist sehr uneben und gewährt nach ihrem Innern kein vorteilhaftes Aussehen*; doch schien dem Autor dies Urteil zu kraß und er fuhr fort: *Die durch den Fluß belebte Umgebung aber ist . . . malerisch-schön und die z. T. noch vorhandenen Türme, namentlich aber die imposante, erhaben gelegene Hauptkirche, heben die freundliche Erscheinung noch mehr hervor*. Jenes 19.

Jahrhundert hat vieles zerstört, Kirchen abgerissen, Mauern geschleift, Bastionen niedergelegt, Plätze verkommen lassen und es hat mit der planlosen Zersiedelung der Stadtumgebung begonnen. Die Haller Salzindustrie aber ging mit der Entdeckung von Steinsalzlagerstätten zurück, und andere Industriezweige siedelten sich nur zögernd in dem zum württembergischen Randgebiet gewordenen Haller Land an. Dies war die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Alte Städte haben ihre Schicksale und sie müssen mit diesen Schicksalen und Situationen in einer Zeit des Umbruchs oder, extremer ausgedrückt, in einer Zeit, in der es letztlich um *das Überleben der Städte* überhaupt geht, fertig werden. Das hällische Problem ist, wie schon früher erkannt wurde, *das Kunstgebilde der Altstadt, das gegen jeden Eingriff und jede Zutat besonders empfindlich ist*, bei den Planungen der Gegenwart geziemend zu berücksichtigen. Die Planlosigkeit des 19. Jahrhunderts darf sich hier nicht wiederholen. Seit Jahren sind in Schwäbisch



Schwäb. Hall, Michaelskirche

W. Romberg-Hall

Hall zweierlei Bestrebungen im Gange: dieser Stadt gute Überlebenschancen zu sichern und sie den Bürgern, die in ihr leben, als ihre Stadt wieder nahezubringen. Nicht nur unsere Verwaltungen müssen bürgernah sein, auch die Städte als solche müssen es sein oder werden, wo sie es nicht sind. VICTOR GRUEN sagt in seinem neuesten Buch, daß *von der Gestaltung der städtischen Umwelt die Zukunft abhängt*. Das gilt gewiß nicht nur für die pathologischen Auswucherungen unserer großen Städte in Ballungszentren, sondern auch für unsere mittleren Städte. Wir wissen in Schwäbisch Hall, daß hier keine verkehrsgerechte Stadt benötigt wird, sondern ein stadtgerechter Verkehr. Seit langem arbeiten hier Praktiker und Wissenschaftler gemeinsam daran, theoretische Erwägungen in die Wirklichkeit umzusetzen: Arbeiten zur kommunalen Struktur- forschung und Entwicklungsplanung, zur Raum- ordnung und Wirtschaftsförderung, zur Nahbe- reichsplanung, zur Stadterneuerung liegen bereits vor. Eine neue Stadtbild-Analyse zur Vorbereitung

einer Altstadtsatzung versucht, Wertmaßstäbe für den Stadtkern zu setzen. Eines nämlich ist allen, die sich mit dieser Stadt Schwäbisch Hall befassen, vollkommen klar: *Mit dem Begriff «Schwäbisch Hall» werden nicht die (neuen) Siedlungsgebiete in Verbindung gebracht, die sich weitgehend unverbindlich darstellen, sondern die Stadt Schwäbisch Hall findet ihre Identität in der Altstadt, in den Strukturen, an denen Generationen über Jahrhunderte hin gebaut haben.* Die Tradition der ehemaligen Reichsstadt und ihr trotz der Eingriffe des 19. Jahrhunderts weithin noch ungestörtes Stadtbild bereichern und begünstigen die Entwick- lung zur Bürgerstadt des 20. Jahrhunderts. Diese geforderte Bürgerstadt mit ihren vielen Aktivitäten erinnert in manchem an vergangene Zeiten, als die Straßen und Plätze noch den Bürgern gehörten, als diese noch nicht auf enge Steige – «Bürgersteige» – verdrängt waren. In Hall gab und gibt es eine Un- zahl von Märkten: Fischmarkt, Säumarkt, Gras- markt, Holzmarkt, Milchmarkt, Schuhmarkt, Ha- fenmarkt – in den Straßenbezeichnungen sind sie



z. T. noch erhalten –, die man aktivieren kann (wie den großen Marktplatz für die alljährlichen seit 50 Jahren bestehenden Freilichtspiele), ebenso wie es eine Unzahl von Brunnen gab oder von Bäumen und Baumgruppen, lebendige Teile dieser farbigen Stadt, die zur Komposition der Altstadt gehören und wiederhergestellt werden müssen. Dies mögen Kleinigkeiten sein, Kleinigkeiten allerdings, die insgesamt soviel an Lebensqualität ausmachen, daß es dem Bürger lohnend erscheint, hier zu arbeiten und zu wohnen, seine Kinder in eine der vielen all-gemein- und berufsbildenden Schulen zu schicken, seine Freizeit hier zu gestalten. Das Angebot dazu ist heute vorhanden, ein Angebot wie es größere Städte, die näher an den Ballungsräumen liegen, nicht zu bieten haben: Wald und Wasser, Kunst und Kultur, Geschichte und Gegenwart. Man muß dieses Angebot nur wahrnehmen.

Schwäbisch Hall, seit 1960 Große Kreisstadt, hat heute – nach der Gemeindegebietsreform – 32 000 Einwohner mit einem stark gestreuten Arbeitsplatzangebot. Neben einer der größten Bausparkassen des Bundesgebietes treten als Träger überregionaler Funktionen die Diakonissenanstalt (Diakoniekrankenhaus), in der auch die immer noch zutage tretende Sole therapeutisch genutzt wird, u. ä. Einrichtungen auf. Professor G. ISENBERG stellte in einem Gutachten kürzlich fest: *An erster Stelle stehen in Schwäbisch Hall die zentralen Funktionen, wobei hier*

der öffentliche Bereich stark hervortritt, an zweiter diejenigen des überregionalen Tertiärsektors, an dritter Stelle die Industrie. Insgesamt ist die Struktur der Stadt sehr vielseitig.

Diese Vielseitigkeit gilt es auszubauen. In Beziehung auf die Siedlungsstruktur heißt dies: Zuordnung des bürgerlichen Gemeinwesens auf einen Kern, den Stadtkern, Erhaltung innerstädtischen Wohnraums, Stadtsanierung. Das heißt aber auch Entlastung der Stadt vom Verkehr (= stadtgerechter Verkehr!), Anbindung der Höhensiedlungen – in denen sich u. a. die weiterführenden Schulen und die verschiedenen Berufsschultypen, Fachschulen (das große GOETHE-Institut liegt im Stadtkern) und z. T. auch die Sportstätten befinden – an das Stadtganze. Das heißt weiter: gezielter Ausbau des Freizeit-, Kultur- und Bildungswesens und der überregionalen Einrichtungen des Tertiärsektors zu einem Schwerpunkt im württembergischen Franken, denn die Mittelpunktfunktion der Stadt wird durch ihre Bedeutung auf dem Kultur- und Bildungssektor und durch ihre verstärkte Bedeutung als Entlastung für die Ballungsräume nach dem Ausbau der Verkehrswege (B 14/19 und Autobahn) bestimmt. Man vergißt in Schwäbisch Hall dabei nicht, daß die Stadt geprägt ist vom organisch gewachsenen Stadtbild, von der Landschaft, von Fluß und Höhe.

Die Haller Salzsieder

*Das Kleinod unsrer Stadt laß auch im Neuen Jahr,
Und stets gesegnet seyn, wie es bißhero war:
Umsonst fließ nie der Sieder Schweiß;
Beglücket sey ihr saurer Fleiß.*

JOHANN LEONHARD GRATER, Mesner, 1792.

Zwei Haller Salzsieder beschlossen einst, in die weite Welt zu ziehen. Zunächst nahmen sie Abschied von der Heimat – drei Tage und drei Nächte lang. Dann schliefen sie aus. Schließlich machten sie sich auf den Weg in die Fremde. Als sie nach einer knappen Stunde das komburgische Dorf Hesselental erreicht hatten, schlug einer der beiden vor, zunächst noch einmal auf den Einkorn zu steigen, um einen letzten Blick auf Stadt und Land zu werfen. Droben angekommen, wo damals eine Wallfahrtskirche stand und heute ein Albvereinsturm die Ruine überragt, schauten sie über die hällische

Gerd Wunder

Ebene, den Rosengarten, der wohl einmal ein Roßgarten gewesen war, begrenzt von den Keuperbergen, drunten im Tal die Türme der Komburg. Da sanken sie einander schluchzend in die Arme und kehrten um, nach Hause. Diese Anekdote, die WILHELM BAYERSDORFER so unübertrefflich zu erzählen vermochte, zeigt anschaulich eine Eigenschaft der Sieder: *Die Sieder wandern nicht.*

Jedes Handwerk schickte seine Gesellen auf die Wanderschaft, damit sie die Welt und die Kunst besser kennenlernen sollten, und manch einer ist von der Wanderschaft nicht zurückgekehrt: anders die Salzsieder. Sie erlernten ihren Beruf an der Salzquelle auf dem Haalplatz, und sie wurden weder Gesellen noch Meister. Die vier Haalmeister waren, jeweils für ein Jahr gewählt, die Vorsteher im Haal. Freilich erforderte die Technik der Salzgewinnung, die Gefahr einbrechender Wasser oder





einstürzender Wände, zuweilen den Erfahrungsaustausch mit anderen Salinen. Doch wurden dafür nicht junge Gesellen, sondern erfahrene Sachkenner gebraucht. So ritt im Jahre 1517 der Haalmeister JÖRG MÜLLER, über 40 Jahre alt, zusammen mit dem Zimmermann UTZ *von unsers Salzbronnen wegen gen Salins in Hochburgund, auch ein Salzbronnen zu besichtigen*, und war vier Wochen unterwegs. Aber Salz zu siedern, das lernten die jungen Leute daheim bei der Arbeit.

Die Salzsieder schaffen hart. Zwar wurde nur 20 Wochen gesotten, aber Arbeit gab es genug das ganze Jahr hindurch. Da war zunächst die Holzbeschaffung; der Haal hatte einen ungeheuren Holzbedarf. Die Sieder kauften das Holz im Walde, die limpur-

gischen Bauern flößten es bei günstigem Wasserstand heran, dann mußten die Sieder die Stämme «ausziehen», stapeln, trocknen und zerkleinern. Die Bäume wurden mit zuweilen lustigen Mälern bezeichnet, wie etwa *Geckenschnabel*, *Komm mein Herz*, *Küssenpfennig*, *Muß dich haben*, *Wampenwascher*. Die «Halleser» (Haalhäuser) mußten gereinigt und instand gehalten werden, die Herdstelle mußte gebaut werden. Dazu brauchte man das «Gewöhr», eine Mischung aus Lehm, Holzkohle, Salzwasser oder Schlamm. Wenn das Sieden begann, mußten die Herdwände immer wieder mit Salzwasser begossen werden, um ihnen mehr Festigkeit zu geben. Gesotten wurde in Eisenpfannen, die 5 Meter lang und 1,20 Meter breit waren. Dann arbeiteten die Sieder in sechsstündigen



Schichten in der Hitze und den Rauchwolken der «Halleser». Hatte der Sieder ausgesotten, so gelangte er völlig erschöpft «an seine Ruhe» in der Kammer. Da passierte es schon einmal, daß eine muntere Magd den Siederknecht so lange über seinem Bett reizte, bis es zur Vaterschaftsklage kam. Die ausdörrende Arbeit gab aber den Siedern auch großen Durst.

Die Sieder trinken und feiern. Immer wieder berichten uns die Protokolle von der Ausgelassenheit der Siederburschen an Feiertagen, daß sie nächtlich lärmend durch die Gassen ziehen, daß sie allzuviel des herben Kocherweins zu sich nehmen und dann zu streiten anfangen. Hochangesehene und würdige Bürger und Rats Herrn werden als junge Leute

ein oder das andere Mal mit Geld gestraft, *weil sie ein Hader angefangen*, oder in den Turm gesetzt *von wegen daß sie bei nächtlicher Weil uff der Gassen umgeloften, in die Stein und Tor gehauen, den Bürgern beschwerlich gewesen, ihnen an die Türen gehauen und heraußer gefordert*; nach Fürbitte und in Anbetracht der harten kalten Zeit (im Dezember) werden sie nach zwei Tagen wieder freigelassen (GILG SCHÜBELIN, JOSEF WETZEL und fünf andere Burschen). In der Walpurgisnacht vor dem 1. Mai tanzten die ledigen Siederburschen und Mädchen vor dem Hause des Sulmeisters (am Steinernen Steg) und empfingen dafür einen Trunk Wein für den Burschen, eine Brezel für jedes Mädchen. Aus diesem mittelalterlichen Brauch ist das Siederfest vor dem Rat entstanden, das um Johannis im Juni stattfand, mit Brunnenzug

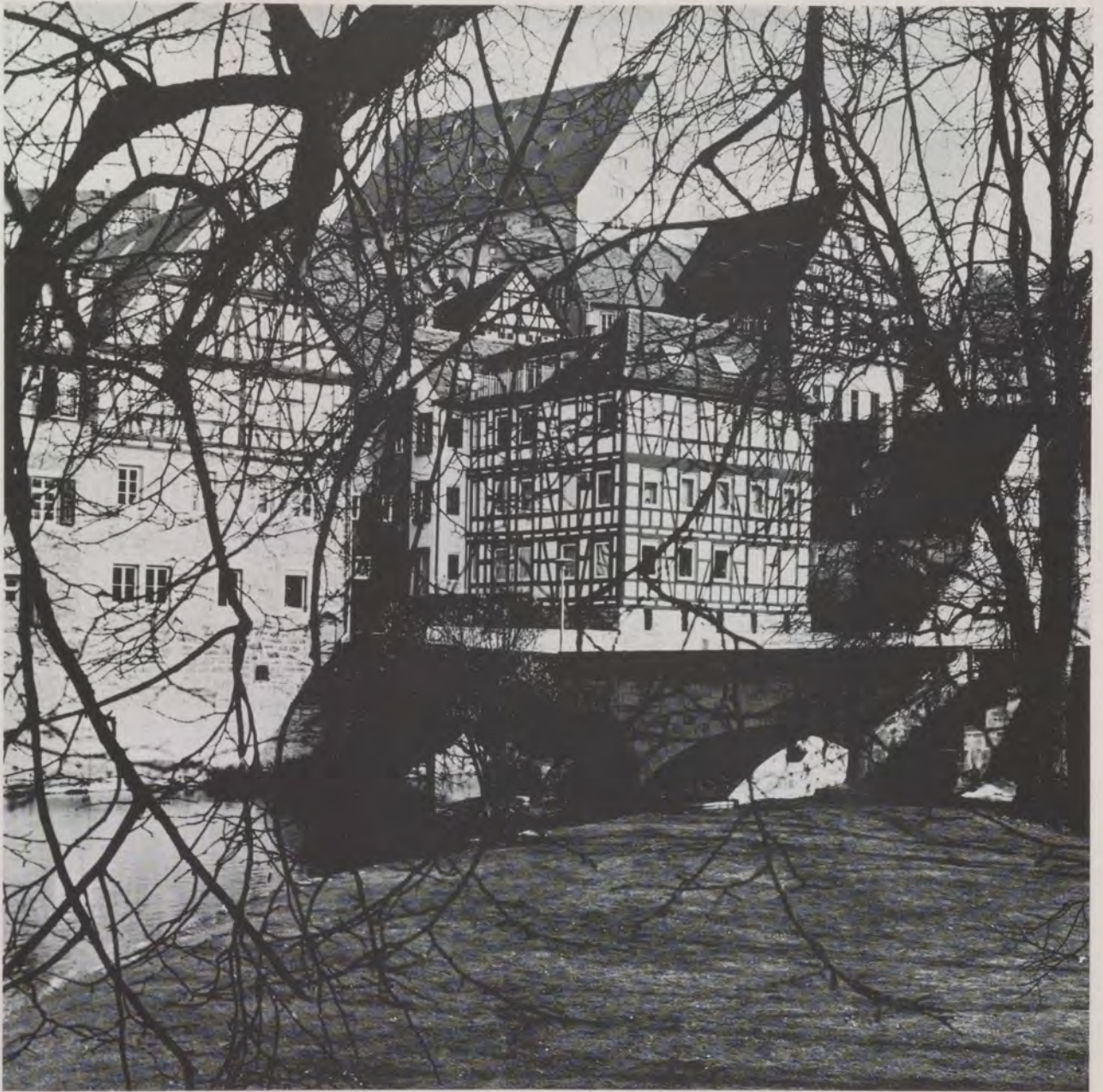
und Kuchenfest, und das heute noch an Pfingsten begangen wird.

Die Sieder gelangen zu Besitz. Waren anfangs die bürgerlichen Sieder lediglich Arbeiter im Haal für die eigentlichen Eigentümer – den König, die Kirche und den Adel – so gelangten sie im Lauf der Zeit zu eigenen Rechten. Das mag damit zusammenhängen, daß einwandfreies Sieden Erfahrung und Kenntnisse erforderte. Zum Ende des Mittelalters werden alle Sieden – 111 theoretische Anteile – von bürgerlichen «Unternehmern» in einer Art Erbpacht für die Eigentümer bearbeitet. BURKHARD SULMEISTER (1216) und WALTER SIEDER (1251) waren adlige Herren, die für die Staufer die Saline verwalteten. Aber 1291 werden uns bei einem Geschäft zwischen den Johannitern und dem Kloster Kumburg zum ersten Mal 14 bürgerliche «Sachverständige» als Zeugen genannt, ULRICH, KONRAD und HEINRICH KRÜGELIN, EBERHARD NIFER u. a. Bald nach 1300 finden wir die Pfannenschmied und Hofemann, den Suter oder Sieder als Beteiligte am Genuß der Sieden. In einer bruchstückhaft überlieferten Liste um 1340 werden bereits zwei Stammväter späterer Siederfamilien genannt, KONRAD VOGELMANN und WERNER WETZEL, 1347 waren SIFRID, WALTER und HEINRICH SITZLEIN die Sieder als Anhänger Kaiser LUDWIGS des BAYERN in Kirchenbann geraten; einer von ihnen ist der Ahn der Familie, die später SIFERLN hieß, eine Witwe wurde die SIFERHILTIN genannt und ihr Sohn dann SIFERHELD (SEIFERHELD). Seit 1396 können wir die Sieder der sechs Pfannen der Äbtissin von Gnadental feststellen, dazu kommen mehrere Urkunden, die uns zeigen, daß die Nutzung dieser Sieden mit festgelegten Abgaben an den Eigentümer zu Weihnachten in den Händen einiger Familien erblich lag. Natürlich war der Äbtissin daran gelegen, daß sie ihre Abgaben regelmäßig bekam. So entstand der «Erbfluß» der Siederfamilien. Auch als der Rat einen Anteil an den Sieden erwarb, gab er sie teilweise wieder als Erbeigen aus. Schließlich gab es 68 erbließende Sieden (d. h. Lehen) und 43 freieigene (die frei verkäuflich waren).

Die Sieder erbten alle. Der Erbgang dieser Lehen begünstigte nun nicht nur den Erstgeborenen oder die Söhne, sondern er betraf alle Kinder, auch die Töchter und ihre Nachkommen. Dabei wurde nicht etwa mathematisch geteilt, sondern von sechs Söhnen etwa hatte jeweils einer ein Jahr lang die volle Nutznießung des ererbten Siedens, während seine Brüder in diesem Jahr lediglich Arbeitslohn erhielten. Da es nicht nur ganze, sondern auch halbe und

viertel Sieden gab, entwickelten sich so recht komplizierte Besitzverhältnisse. Wer die Anteile der anderen austrug, konnte zudem für sich ein «Rekompensle» beanspruchen. Die Sieder betonten noch heute stolz, daß kein Kaiser und kein König und kein Minister Sieder zu Hall werden kann, er heirate denn eine Siedertochter. Denn nur durch Heirat konnten die langfristigen und zersplitterten Teile wieder vermehrt werden. Es ist denkwürdig, daß bereits 1451 als günstig für einen Anwärter angeführt wird, *daß er von allen seinen vier Ahnen ein Erbsieder ist* (BERTOLD WETZEL). Bereits damals hatte sich also das Bewußtsein gebildet, daß die Siederschaft eine besondere, in sich geschlossene Erbgruppe bildete. Das eigentümliche Erbrecht verhinderte aber, daß sich, wie in anderen Salinen, eine Aristokratie der Sieder bildete: immer war eine große Zahl an der Genossenschaft beteiligt, und die ärmeren unter ihnen hatten auch nicht mehr, als die Knechte und Feurer im Haal, deren Ziel die Einheirat in eine Siederfamilie sein mußte. Um 1500 verfügten praktisch rund 40 «Stammsieder» über die Erbsieden; ihre Nachkommen erhalten noch heute ihre geringen Anteile. Zu diesen Familien gehören die ganz alten Siederfamilien aus dem 14. Jahrhundert, wie die schon genannten VOGELMANN, WETZEL und SEIFERHELD, die BÜHL, BOTZ, BLINZIG, GEYER, HALBERG, STADTMANN. Dazu kamen die JÖRG MÜLLER (1414), DÜTSCHMANN (1424), WAGNER (1442), SEYBOTH (1450), BEYSCHLAG (1472), REITZ (1477), durch Einheirat später Handwerkerfamilien wie die EISENMENGER, GRÄTER (1495 in Hall) und DURR (1558 in Hall). Nur wenige dieser Ursiederfamilien sind heute noch im Mannesstamm in Hall anzutreffen, aber zahllos sind ihre leiblichen Nachkommen in Stadt und Land.

Die Sieder behalten ihre Rechte. Von den ursprünglichen Lehensherren war im 17. und 18. Jahrhundert nicht mehr die Rede, ihre Ansprüche waren abgelöst oder abgegolten. Praktisch waren also die «Besitzer», die bürgerlichen Sieder, zu «Eigentümern» geworden. Als aber nun der König von Württemberg die Reichsstadt gewaltsam besetzt und alle Hoheitsrechte an sich gebracht hatte, beanspruchte er auch die Königsrechte an allen Bodenschätzen. Die Sieder hatten genug geschickte Advokaten, um ihr Eigentum zu verteidigen, und selbst König FRIEDRICH I. mußte die Rechtsgrundlagen seines neuen Staates anerkennen. So kam es zu dem berühmten Ablösungsvertrag von 1827, in dem der Staat den 195 Anteilseignern der Saline eine ewige Rente zugestand, die *durch keinen Wechsel der Zeiten und der politischen Verhältnisse, durch keine Verände-*



rungen, die sich an der Saline und an der Salzquelle . . . ergeben würden, vermindert oder aufgehoben werden. Diese Rente wird noch heute, wenn auch durch die Inflation verringert, an die Nachkommen der 195 Sieder jährlich ausbezahlt, und sie wird solange gültig bleiben, solange der Staat sich als Rechtsstaat betrachtet. Das betrifft aber auch die Unaufhebbarkeit des «fließenden Erbes», auf das der moderne Begriff Fideikommiß nur durch Veränderung des alten Rechts angewendet werden kann.

Die Verteilung erfolgt noch heute im «Haalamt», innerhalb der Siederschaft, nach dem Schlüssel der alten fließenden Erbgänge, d. h. je nach der Größe der Familien rücken die Siedensjahre für die Teilnehmer auseinander. Ursprünglich mußten die Beteiligten Bürger zu Hall sein; das hat dazu geführt, daß

im 19. Jahrhundert einige Familien, die schon vor 1802 aus Hall weggezogen, also nicht rentenberechtigt waren, durch Erwerb des Bürgerrechts wieder in den Bezug der Siedersrente eingesetzt wurden. Heute werden auch im Ausland wohnende Sieder bedacht, sofern sie ihre Mitgliedschaft in der Siederschaft aufrechterhalten haben, aber Minimalbeträge werden nicht mehr ausbezahlt. Die Siederschaft ist heute eher ein Traditionsverband, ein Stück lebendiger und menschlicher Geschichte in unserer Zeit.

Die Sieder werden politisch. Die Sieder bildeten von alters her eine Genossenschaft, wie sich das aus den Notwendigkeiten der gemeinsamen Arbeit ergab. Es ist ja dieses Prinzip, das in unseren Städten von



Anfang an dem herrschaftlichen Element zur Seite trat und damit die Entwicklung zur Freiheit und zum Bürgersinn vorbereitete. Auch der Salzhandel machte nicht einzelne Händler reich, er wurde genossenschaftlich betrieben und vom späten Mittelalter an durch die Salzfuhrleute ausgeführt. Dabei spielte die Rückfracht eine wichtige Rolle, meist Wein vom Neckar und Rhein und sogar aus dem Elsaß. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde geradezu durch einen Vertrag mit Colmar das Geschäft mit Salz und Wein geregelt. So erhielten die Eigentümer der Sieden, die Lehenherren, und ihre Besitzer, die bürgerlichen Erbsieder, zwar keine großen Reichtümer, aber einen gesicherten Wohlstand. Die armen Siedensknechte hatten demgegenüber weniger Möglichkeiten, wenn auch aus ihrer Mitte

Erbsieder aufsteigen oder verarmte Sieder in ihrer Masse aufgehen konnten. Dennoch bildeten die Sieder ein Element der Unruhe, wenn sie sich auch weniger gegen die bürgerlichen Erbsieder, als gegen die Herren des Rats, und das heißt bis 1512, gegen den Adel wandten. Als 1510 die Herren vom alten Stadtadel durch einen Staatsstreich ihre Alleinherrschaft auch für die Zukunft sichern wollten, waren es vor allem die Sieder, die rumorten, mit Büchsen und Hellebarden herumliefen und auf die Sporenfresser schimpften. Vertreter der Sieder wie HANS WETZEL haben vor Kaiser und Reich die Interessen der Bürgerschaft vertreten und dazu beigetragen, daß 1512 die alte Ratsverfassung nominell wiederhergestellt wurde, das heißt aber praktisch, die Vorherrschaft des Adels gebrochen wurde.



Allmählich bildete sich eine neue Oberschicht aus den Söhnen der Sieder und anderen Handwerkern, die nun hohe Schulen besucht hatten. Aber diese neue Oberschicht war offener als der alte Stadtadel und ergänzte sich immer wieder; wenn einer der Söhne eines Handwerkers Jura studierte, ein anderer Theologe wurde und der dritte die Siedensrechte der Familie im Haal wahrnahm, so konnte sich kein so großer Unterschied mehr zwischen ihnen und unter ihren Nachkommen entwickeln, wie einst zwischen Lehnsherrn und Lohnsiedern. Allerdings muß hier eingeschaltet werden, daß seit dem 14. Jahrhundert Söhne von Siedern immer wieder Priester, Gelehrte und Doktoren geworden sind, daß also die städtischen Schulen ein Bildungsmonopol gar nicht aufkommen ließen.

Schwieriger ist die Frage der Stellung zur Reformation zu beantworten. Es gab junge Sieder, wie die SEYBOTH, die der Reformation widerstrebten, und alte Sieder wie HANS WETZEL, die den Reformator BRENZ vom ersten Tag an unterstützten, ja ihn vielleicht überhaupt in Hall einführten. Ein Vorgang der Reformationsgeschichte, vielleicht eine Predigt von BRENZ nach dem siegreich bestandenen Bauernkrieg, hat den Haller Siedern sogar ihren Spitznamen eingetragen. Daß nämlich David die Edomiter im Salztal besiegte, mag den Text für eine Betrachtung über den Erfolg gegen die Aufrührer gegeben haben. Im Jahre 1525 wurden die ersten drei Haller Kinder auf den Namen DAVID getauft, und bald war DAVID der Lieblingsname der Sieder, die man in fränkischer Koseform Daavelich oder Doo-

velich nannte. Es muß übrigens betont werden, daß das niederdeutsche Wort doof (taub, dumm) in Süddeutschland nie gebräuchlich war und mit diesem Spitznamen gewiß nichts zu tun hatte. Die Siederknechte im Haal blieben auch weiterhin ein Faktor der Unruhe, wir treffen sie immer wieder bei Revolten gegen den Rat aus irgendeinem Anlaß an. Im 18. Jahrhundert haben sie sich kräftig aber vergeblich gegen die Versuche der Modernisierung der Salzgewinnung durch Gradierwerke gewehrt; hier waren die Ratsherrn eher ein Element des Fortschritts. Sie haben dann in langen Prozessen vor dem Reichshofrat in Wien gegen die Cliquen- und Familienwirtschaft des Rats protestiert und bei der neuen württembergischen Herrschaft sogar eher ein geneigtes Ohr gefunden. Aber das half ihnen nichts, der Haal wurde enteignet und wurde bald danach durch die Entdeckung der Salzbergwerke wirtschaftlich unwichtig, wenn auch der Siedensbetrieb bis ins 20. Jahrhundert reduziert weiterging. Ob aber die Bereitschaft der Haller, auf unerfreuliche Entwicklungen wie die Verwaltungsreform empfindlich, ja gereizt zu reagieren, von der alten Unruhe der Sieder herzuleiten ist, mag eine offene Frage bleiben.

Die Sieder sind Ahnen. Wir haben gesehen, daß die Sieder nicht gern wanderten. Das schließt nicht aus, daß etwa ein Siedersohn im 15. Jahrhundert in Paris studieren und in Kärnten ansässig werden konnte, daß der Chefarchitekt des Königs von Portugal und Erbauer des Klosterschlosses Mafra ein siedensberechtigter Haller war und daß in vielen Ahnentafeln Haller Sieder auftreten. Die Sieder heirateten am liebsten unter sich, deshalb hat jemand, der unter seinen Ahnen einen Sieder trifft, normalerweise gleich viele Siederahnen. Lange Zeit war auf den Reichs- und Bundesbanknoten die Unterschrift BLINZIG zu lesen, die an eine alte Siederfamilie erinnert. Es ist geradezu ein groteskes Spiel der Geschichte, daß der Entdecker der mitteleuropäischen Steinsalzlager, KARL GLENK, der letzten Endes den flüssigen Salinen die Grundlage entzog, aus einer siedensberechtigten Haller Familie stammte. Der Gemahl der Königin MARGARETE II. von Dänemark, Prinz HENDRIK, ist der Enkel der geistreichen Französin HENRIETTE HALBERG, die aus einer alten Haller Siederfamilie herkommt. Auch EDUARD MÖRIKE und GEORG BÜCHNER haben, wie so viele andere namhafte Leute, Haller Sieder unter ihren Ahnen. Ein Fall muß noch als kurios hervorgehoben werden. Der sparsame Langenburger Dekan RAIFFEISEN erreichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Aufnahme seiner Familie in die Sie-

densberechtigten, obwohl diese Familie schon hundert Jahre vor dem Staatsvertrag aus der Reichsstadt Hall und aus der Siedensberechtigung weggezogen war. Aber um die gleiche Zeit hat sein Vetter FRIEDRICH WILHELM RAIFFEISEN, ein Nachkomme der Sieder, die Genossenschaftsidee in der Landwirtschaft als Selbsthilfe gegen wirtschaftliche Krisen eingeführt, und wir möchten in diesem Gedanken, der gar nicht aus dem bäuerlichen Bereich zu erklären ist, die moderne Nachwirkung der Haller Siedergenossenschaft sehen.

Das letzte Wort möge wieder der Mesner GRÄTER mit seinen Neujahrsgedichten haben, wenn er den Siedern und ihren Nachkommen wünscht:

*Laß die Siederschaft gedeihen
Und sich ihrer Arbeit freuen,
Daß sie fühle das Gewicht:
Gott verläßt die Seinen nicht.*

J. L. GRÄTER, Mesner 1801.

Literatur

Grundlegend:

GEORG WILHELM CHRISTIAN BÜHLER, Hall und Limpurg. Geschichte der alten Saline Hall. 5 Bände. Handschrift im Stadtarchiv Schw. Hall.

Darauf beruhen:

E. TEUFEL, Vom Hällischen Salz- und Siederswesen (Schwäbisch Hall, ein Heimatbuch, hrsg. W. HOMMEL 1937, S. 265).

W. HOMMEL, Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schw. Hall (Württ. Franken 1940, S. 129).

R. UHLAND, Das Siedewesen in Schw. Hall (In: Das Haalarchiv in Schw. Hall, Inventare der nichtstaatl. Archive in Baden-Württemberg 10, 1965).

Nachbemerkung der Redaktion:

Den Autor dieses Aufsatzes (und Redner bei einer Veranstaltung unserer Jahreshauptversammlung in Schwäbisch Hall) brauchen wir unseren Lesern nicht mehr vorzustellen. Professor Gerd Wunder ist der – nicht auf das Lebensalter bezogene! – Alt-Meister der hällischen Forschung. Dabei hat er nie «hochwissenschaftlich» geschrieben. Wunder beherrscht die Gabe der Verständlichkeit, ohne daß dabei auch nur ein Gran Wissenschaft verloren ginge. Wer das nachprüfen will, tue dies an dem soeben in Broschürenform erschienenen Vortrag «Probleme der Haller Geschichte», in dem uns Wunder klarmacht, wie verschieden man früher und heute dachte und wie wenig das gesichert ist, was man schwarz auf weiß in Chroniken u. ä. findet. Die Broschüre, auf die wir hier sehr empfehlend hinweisen dürfen, ist erschienen in der Schriftenreihe des Vereins Alt-Hall e. V. und kostet 3,20 DM. Im Anhang steht eines der schönsten Beispiele deutscher Landschaftsprosa: Ricarda Huchs Essay über die Kocherstadt: «Natur hat diese Stadt gewiegt und Kunst sie gebildet . . .»

Vorbemerkung der Redaktion: Das Mörike-Jahr 1975 hat sich gut angelassen. Am Anfang der Buchproduktion stand der teilweise leidenschaftliche Appell von Carlheinz Gräter, Mörikes fränkische Beziehungen nicht zu übersehen. In seinem Buch «Mörike in Franken» (Fränkisch-Schwäbischer Heimatverlag Donauwörth, 114 Seiten, DM 14,80) heißt es dazu u. a.:

«Mörike in Franken, das riecht nach Expropriation schwäbischen Geisteserbes, das ruft die literarischen Stammbuchhalter und Stammtischbrüder auf den Plan: Denn er ist ihrer! Hat Paul Heyse, einer der vielen vergessenen Nobel-Größen, ihn etwa nicht als «Schwabenskind, in trautumschränkter Enge/Am Quell der Heimatsagen aufgesprossen» gefeiert, Karl Gutzkow etwa nicht ohne viel Federlesens in «Uhlands Bardenhain» verbannt und Heine ihn, ungelesen, leider, mit im «Schwabenspiegel» verhöhnt? Wem diese Hinweise zu antiquiert erscheinen, der wird daran erinnert, daß die Schwaben schon immer zu ihrem Mörike gehalten hätten, längst bevor ihn die Philologen viel Fußnötig entdeckten. Und schließlich stupft man ihn auf eine Tübinger Dissertation aus dem Jahr 1951, «Das schwäbische Element in der Dichtung Eduard Mörikes», wo er dann staunend erfährt: «Der Hang zum Träumerischen, die tiefe Innerlichkeit, die Naturverbundenheit und Liebe zu den kleinen Dingen der Heimat, die Bescheidenheit und der mythische Zug, der liberal-konservative Zug und die Sinnenfreudigkeit, der Humor und das Streben nach Harmonie und Schönheit – alle diese Züge passen sich gut dem Bild des schwäbischen Menschen ein. Ja, noch mehr – Mörike war ein großer Einsamer, war ein Hypochonder, ein Original im besten Sinne. Gerade das aber ist auch wieder Schwabenart . . .». Ja, er paßt sich diesem neuen Schwabenspiegel bequem ein, dieser Eduard Mörike.»

Gräter will nun nachweisen – und wir meinen, dieser Versuch sei ihm gelungen –, wie stark und vor allem wie wichtig auf Leben und Werk diese fränkische «Zeiten» auf Mörike eingewirkt haben. Anlässlich der Jahreshauptversammlung in Schwäbisch Hall und des Mörike-Jahres geben wir das somit doppelt einschlägige Kapitel «Haller Zwischenspiel» wieder.

Obwohl die klassische Mundartgrenze zwischen Schwaben und Franken fast 20 Kilometer südlich verläuft, führt Hall schon seit dem Mittelalter das Beiwort «Schwäbisch» im Namensschild. Die Staufer hatten die Salzstadt ihrem schwäbischen Herzogtum zugeschlagen, drohende Übergriffe des Ansbacher Markgrafen und Kompetenzanmaßungen des hochstiftisch würzburgischen Landgerichts drängten die Reichsstadt ums Jahr 1500 dann in den

Schmollwinkel des Schwäbischen Reichskreises. Stammesbewußte Haller hätten das heute gern wieder geändert. Aus ihrer Ecke tönt es: «Hall am Kocher!»

Als die MÖRIKES im Frühjahr 1844 zuzogen, gehörte Hall schon vier Jahrzehnte zu Württemberg. Trotzdem hielt der Haller, so Pfarrer CLESS in der 1847 erschienenen Oberamtsbeschreibung, bewußt auf Abstand gegen den Schwabenstaat und die Staatschwaben. Beim Nationalhaller scheint diese Gesinnung auch durch einen gewissen historischen Stolz auf das Ansehen und den Wohlstand seiner ehemals gebietenden Reichsstadt getragen und genährt zu werden. Die Statistik wies damals 6856 Einwohner aus. Eine mechanische Baumwollspinnerei beschäftigte als größter Industriebetrieb 130 Arbeiter. Beachtenswert war damals auch schon die Bereitung hydraulischen Kalkes und verschiedener Cementwaren. 46 Salzsieder tauchen auch noch in den Steuerlisten auf. Die Dichte der Wirtschaften im Stadtbild wie die der Markttage im Kalender spricht für die damals wie heute enge Verflechtung von Stadt und Land. An Hall kettet sich für den Hallschen Landmann alles Einladende, Freundliche und Genußreiche, und der Mund wässert ihm bei der Nennung dieses Namens.

MÖRIKE hat diese Sondermischung reichsstädtischen Selbstbewußtseins und ländlicher Verbundenheit behagt. Wie später in Mergentheim den Turm der Stadtpfarrkirche, wie in Ulm und Konstanz das Münster, so bestieg er hier gleich die Türme der Katharinenkirche und St. Michaels.

Fünf Tage mußte sich MÖRIKE ohne die Schwester behelfen, was ein Brief vom 19./20. April umstandskrämerisch ausmalt. Früh um sieben heizte eine Magd ein, eine Nachbarin, Frau HECKER, kochte Kaffee. Ein Schnapsglas dient als Rasierschüssel, ein Blumenscherben mit Erde am Boden als Spucknapf. Weiter bat er um ein sicheres Rattenmittel. Über dem Alkoven, wo mein Bette steht und künftig Deines, verführen sie einen schamlosen Lärm. Am Abend des 24. kam Klärchen endlich zurück. Am andern Morgen traf Fuhrmann SEITZ aus Neuenstadt mit dem Möbelwagen ein. Ein Brief an HARTLAUB meldet: Die kurzweilige Arbeit des Einräumens wird durch die mailiche Sonne erheitert, die von mittags 12 Uhr an sich breit durch alle 5 Fenster herein gießt.

Das historische Element der mittelalterlichen Reichsstadt, für den gebürtigen Residenzler und Landpfarrer etwas ganz Neues, zog MÖRIKE bald in seinen Bann. Begierig saugte er Bildung aus einer

fremden Welt. Das Haushaltsbuch vermerkt – neben 15 Kreuzer für ein Schauspielerinnen-Bukett – einen Gulden beim Antiquar HASPEL für «Sagittarii historia Hallensis», eine Chronik, die auf allen Spaziergängen als Nachschlagewerk herhalten mußte.

Der Sinn fürs Historische regte sich bei MÖRIKE, zaghaft noch, aber immerhin. Dies schlug sich auch in den Zeichnungen der Haller Zeit nieder. An den Pfarrer OTTO SCHMIDLIN in Bürg bei Neuenstadt schrieb er unterm 23. Mai: *Ich lebe viel im Altertum, durchstöbere manche Chronik (ohne alle literarische Absicht, da ich vorderhand dergleichen noch ganz lassen muß) und zeichne auch zuweilen wieder etwas. Man findet hier und in der Gegend schöne Landschaften, und eine Menge mittelalterliches Bauwerk reizt einen unwiderstehlich, den Bleistift in die Hand zu nehmen. Da ist nicht weit von unserer Wohnung ein grasiger Zwinger mit prächtiger, von keiner Seele beachteten Ruine, die sich an einen gut erhaltenen Turm, Stadtmauer etc. anschließen, überall die Wände dicht mit Efeu umzogen . . . Mit der Ruine war vielleicht die Fortifikation am Langenfelder Tor gemeint. Daß MÖRIKE sich damals schon um die denkmalpflegerische Erhaltung des gotischen Stadtbildes sorgte, beweist ein Brief aus den Mergentheimer Jahren; am 2. März 1845 schrieb er an KARL MAYER: *Ich habe in dieser Beziehung zu Hall auch etwas von solcherlei Schmerzen geschluckt, vorzüglich über einen Teil der Stadtmauer und Türme, deren herrliche, mit Efeu beladenen Ruinen demnächst durch ein neues Oberamts-Gerichts-Gefängnis verdrängt und entstellt werden.**

In einem Brief vom 4. Mai beschreibt MÖRIKE dem Freund HARTLAUB seinen ersten Spaziergang auf die Kumburg. Die beiden romanischen Osttürme der Nikolauskirche, *sehr frei, edel und schön*, spielt er dabei als Stilpurist ganz im Sinne HARTLAUBs gegen den barocken Neubau der in italienischem Hoffartgeschmack erbauten großen Kirche aus. Bei der Steige, *wo stationensweise steinerne Heilige uns ihre affektierten Stellungen wiesen*, wurde im Windschatten einer Mauer gevespert. Ein Mädchen bot im Vorübergehen *frische lachende Monatsrettiche* an, und weil's an Salz fehlte, entsann sich MÖRIKE, daß am Lindachwehr, *wo die Sole auf Gebälk übers Wasser geleitet wurde, sich allzeit das schönste Salz in einer feinen schneeweißen Kruste sammelt . . . Also spazierte man dorthin und ließ es sich auf diesen geraden Balken beim Rauschen des Kochers außermaßen schmecken.*

Die Haller Salzquelle gebrauchte MÖRIKE auch im Solbad, im Zuber sitzend. Der unterm fingierten Datum des 10. Januar 1844 an AGNES HARTLAUB gesandte Salzbrief spiegelt schon MÖRIKES wiedererwachte Leidenschaft fürs Mineralische. Das Kind

im Manne nimmt hier den Titel einer Salzstadt beim Wort und baut ein skurilles Hall aus Salzkristallen mit den wahrhaftigen Farben des Märchens auf: *Nachdem wir uns in unserem kleinen Quartier auf der Salzsteig eingerichtet hatten, ging ich mit Klärchen aus, die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten vorläufig zu betrachten. Es ist fürwahr ein höchst merkwürdiger Ort und kann wohl einer hundert Meilen reisen, eh' er dergleichen antrifft! Zwar ist darin nicht, wie wir uns es vorgestellt, alles von Salz, doch sind's die vornehmsten Gebäude als: das Rathaus, der große Marktbrunnen mit der Bildsäul von Loths Weib und besonders die prächtige Sankt Michaelskirche, gleichsam ein ganz kristallines Naturwerk, weiß und glänzend, nur an der Wetterseiten etwas grau, welches ihr recht gut lässet. Man hat von ihr auch kleine Salzmodelle, die der Meßner verkauft; daran die allerkleinsten Teile von Bildhauerarbeit, als: Laubwerk, Knäufe, Spitze und so fort sehr niedlich nachgebildet sind. Ich werde Dir ehstens eines schicken. Ich hörte gestern den Herrn Domprediger Salzmann in dieser schönen Kirche predigen. Was die Privatgebäuden anbelangt, so sein sie wohl mehrenteils von Stein. Wenigstens hab ich, auf meinem Umgang durch die Hauptstraßen, etlich und zwanzig Häuser an verschiedenen Stellen mit der Zungen betastet und probiert, aber auch nicht den mindsten Salzgehalt vermerken können. Hingegen sonst ist dieser Gottesgabe ein unerschöpflicher Reichtum in dem Erdboden hierherum niedergelegt. Es werden – wenn Du mir noch diese kleine statistische Anmerkung vergönnen willst – alljährlich ich weiß nicht wie viel Zentner Salzes ausgegraben! Da lernt man sich recht beugen vor den Wundern der Schöpfung. Jetzt lebe wohl, geliebte Freundin, und habe keine Sorge, daß ich etwan in der Gruben zu Wilhelmsglück ins Lebensgefahr komme. Ich bin nunmehr fest entschlossen, nicht dahinab zu fahren. Es ging mir selbst ein Gräusel auf, als ich gestern an diesem unermesslichen Salzkrater stunde!*

Nochmals werd bald gesund und besuche mich nächstens. Dein treuer Freund Märkle, Sanitätsrat.

Am Kocher, in der Landschaft des Oberen Muschelkalks, entdeckte MÖRIKE seine Knabenliebe zu den Petrefakten, *Zierlichkeiten aus den versteinerten Gärten des alten Neptunus*, wieder. Die verspielte Formulierung darf uns nicht über den Ernst solcher Bemühungen hinwegtäuschen. Im Sammeln der Versteinerungen einte sich MÖRIKES Freude am formal in sich Geschlossenen, Miniaturhaften, mit der Verehrung der Erdmutter als Siegelbewahrerin einer scheinbar unerschöpflichen Gestaltenfülle. Schon der Bub hatte sich eine kleine Sammlung von Mineralien und Petrefakten angelegt, und der Vikar auf den besonnten Felsen, den alten Wolkenstühlen der Alb, nach einem Zufallsfund gebückt. Mit Eifer und Konsequenz begann das Steinstudium

aber erst an Kocher und Tauber. HARTLAUB teilte MÖRIKES Passion für erdverkrustete Terebrateln und Encriniten, für Myophoria und Plagiostoma. Steinschwere Pakete, kauzige Musterkärtchen, Fachbücher und akribisch exakte Zeichnungen wurden ausgetauscht. Zum ersten und einzigen Mal sehen wir MÖRIKE hier als Systematiker. In den Steinbrüchen entlang der Hessenthaler Straße bei Steinbach und Rieden sowie in der Wettbachklinge entdeckte er die ergiebigsten Fundstätten. Hier stieg er, Geologenhammer, Meißel und Abendbrot in der Tasche, *die steinichte Kluft zwischen herbstlichem Gesträuch hinauf. Das sind meine köstlichsten Stunden.*

Eine echt mörikesche Eulenspiegelei blitzt in dem Dialog eines Musterkärtchens an HARTLAUB vom 13. September auf. EDUARD kommt von einem Spaziergang zurück:

Du, jetzt hab ich endlich den Stein der Weisen entdeckt. – Klärchen: So! Das könnten wir brauchen. Was ist's denn? – Es ist der Obsidian. Da, lies nach im Walchner! – Warum ist er denn aber der Stein der Weisen? – Weil er mit seinem Namen schon das Prinzip aller Weisheit predigt: Die Selbsterkenntnis.

Klärchen besinnt sich und begreift dann lachend die

schwäbische Variante des Erkenne dich selbst: – O – bsi – di – an!

Trotz der charaktervollen alten Stadt und der ergiebigen Petrefaktengründe ringsum, trotz der Bekanntschaft mit dem Historienmaler FERDINAND ALEXANDER BRUCKMANN, der MÖRIKE später wahrscheinlich noch porträtiert hat, hielt es die Geschwister nur ein halbes Jahr in Hall. Das Klima im Kochertal erwies sich als zu rau. Im Haushaltungsbuch häuften sich Arzthonorare, Apothekerrechnungen, Ausgaben für Pflaster und Tropfen. Auch das Solbad, das bis zum 8. Juli immerhin 26 Mal mit jeweils 18 Kreuzern zu Buch schlug, half nichts.

Am 25. September schrieb MÖRIKE nach Wermutshausen, man werde Hall doch wohl quittieren und wieder auf die Landkarte schauen müssen. Das sonnigere Mergentheim, das man vorher wegen der Freifrau von HÜGEL hatte geglaubt meiden zu müssen, lockte. Am 21. Oktober verzeichnet das Haushaltungsbuch eine Reise nach Wermutshausen und Mergentheim; der Hausvermieter FUCHS erhielt dort 1 Gulden Haftgeld. Acht Tage darauf ging es über Langenburg wieder zu HARTLAUB und am 1. November 1844 zogen die MÖRIKES in Mergentheim ein.

Die Kirchenfamilie der Komburgen

Eberhard Hause

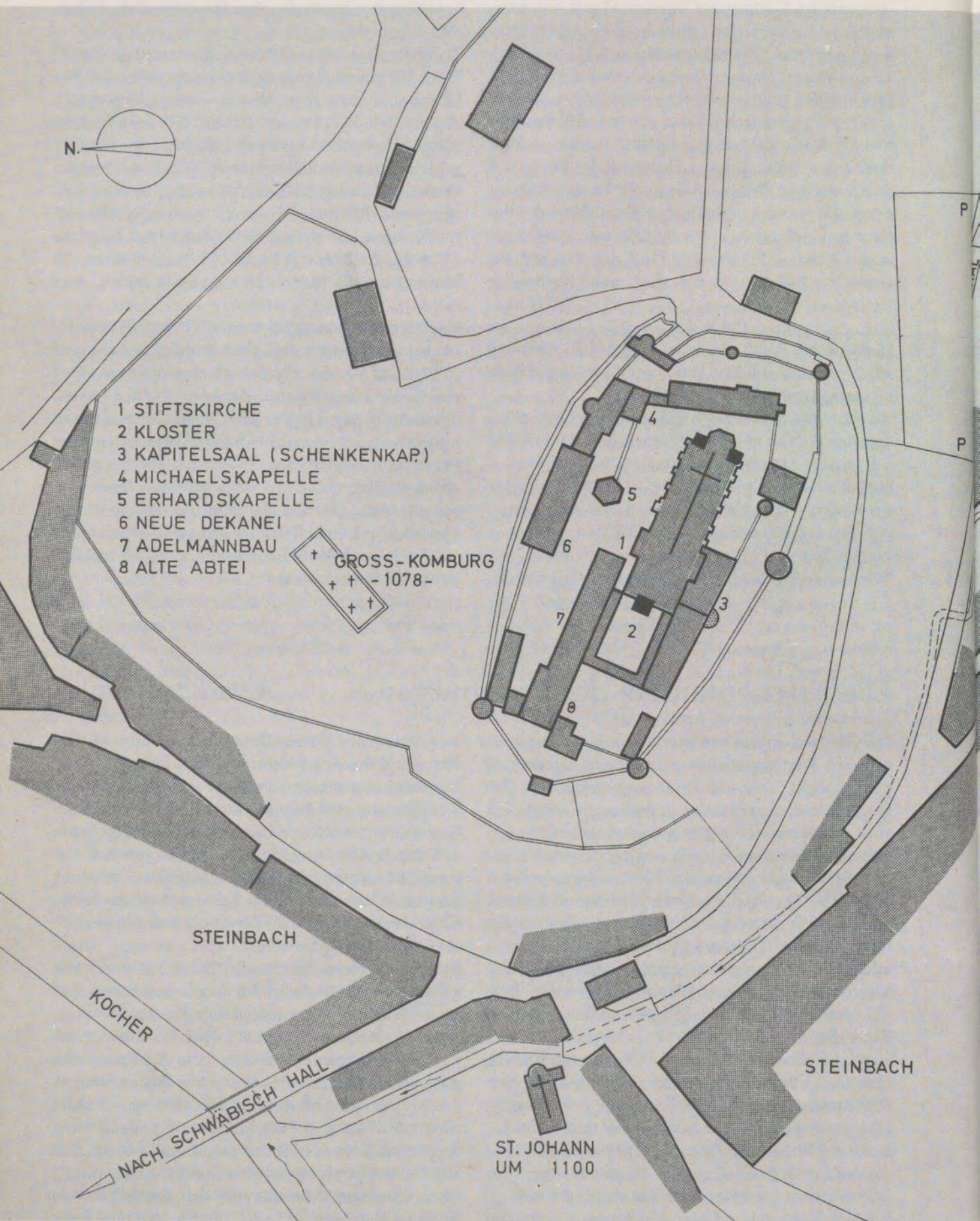
Der Mensch ist bekanntermaßen ein Zoon politicon, ein Gemeinschaftswesen. Diese Eigenschaft tut sich nicht nur in seinem Bestreben kund, in Gemeinschaften zusammen zu leben; sie zeigt sich auch von alters her in der Tatsache, daß er die den Göttern geweihten Bauten analog den menschlichen Siedlungen zu sakralen Bereichen zusammenfaßte. Die ägyptischen Pyramiden standen ebenso wenig wie die von Altamerika oder die Tempeltürme Mesopotamiens vereinzelt da. Sie bildeten mit anderen Sakralbauten ganze Gruppen von Gebäuden unterschiedlicher Zweckbestimmung. Delphi und Olympia waren Tempelbezirke, die neben Tempeln aus Schatzhäusern, Memorialbauten, Sportanlagen und auch einem Theater bestanden. Das Christentum setzte diese Gepflogenheit fort. Hier spricht man von Kirchenfamilien. Schon die altchristlichen Basiliken Konstantins d. Gr., St. Johann im Lateran, St. Peter im Vatikan, die Kirchen, die der Kaiser im Heiligen Land stiftete usw., umfaßten neben der Hauptkirche ein Baptisterium, kleinere Kapellen und Memorialbauten. Genau so

war das bei den großen Bischofskirchen des Mittelalters und bei den Klöstern.

Die Komburg machte da keine Ausnahme. Auch hier entstand eine Kirchenfamilie, als sie von einer Grafenburg in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde. Der Vorgang, der sich hier um das Jahr von Canossa abspielte, steht in damaliger Zeit nicht vereinzelt da. In unserem Fall geschah das zwar nicht ohne familiären Widerstand, aber die kirchliche Richtung siegte.

Die Grafen von KOMBURG-ROTHENBURG waren begütert und durchaus in der Lage, zusammen mit anderen Stiftern eine bedeutende Klosteranlage zu erstellen. Außerdem gesellten sich zu ihnen zwei weitere vermögende Wohltäter, die das Unternehmen wesentlich förderten und daher zu den Stiftern des Klosters gezählt werden. Der eine war der Ministeriale WIGNAND VON KASTELL, der im Dienste des Erzbischofs von Mainz stand, der andere Abt HERTWIG, dessen Herkunft unbekannt ist.

Die Stiftergruppe bestand zunächst einmal aus vier Brüdern der Grafenfamilie, deren ältester, EME-







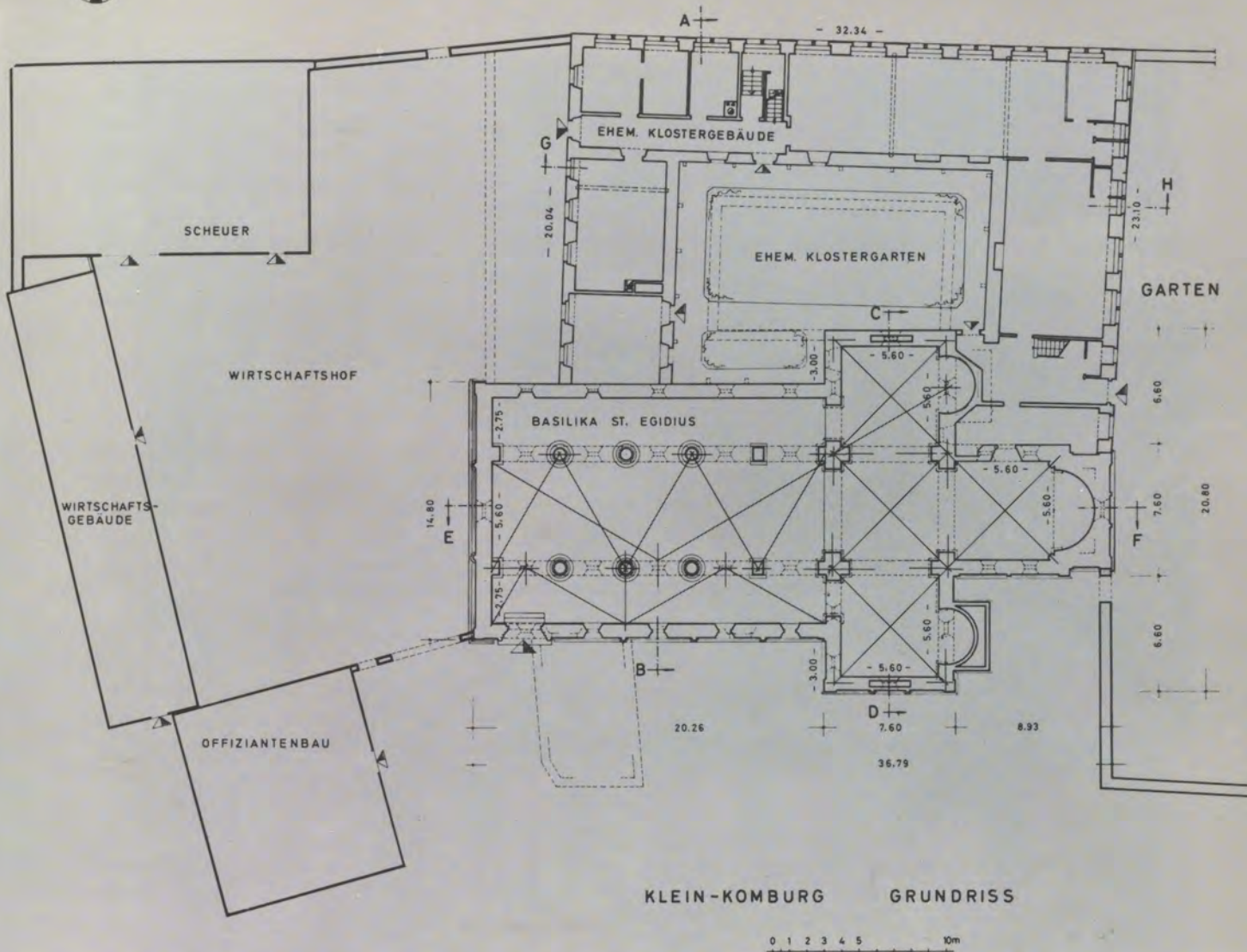


Abb. 3: Grundriß der Kleinkomburg.

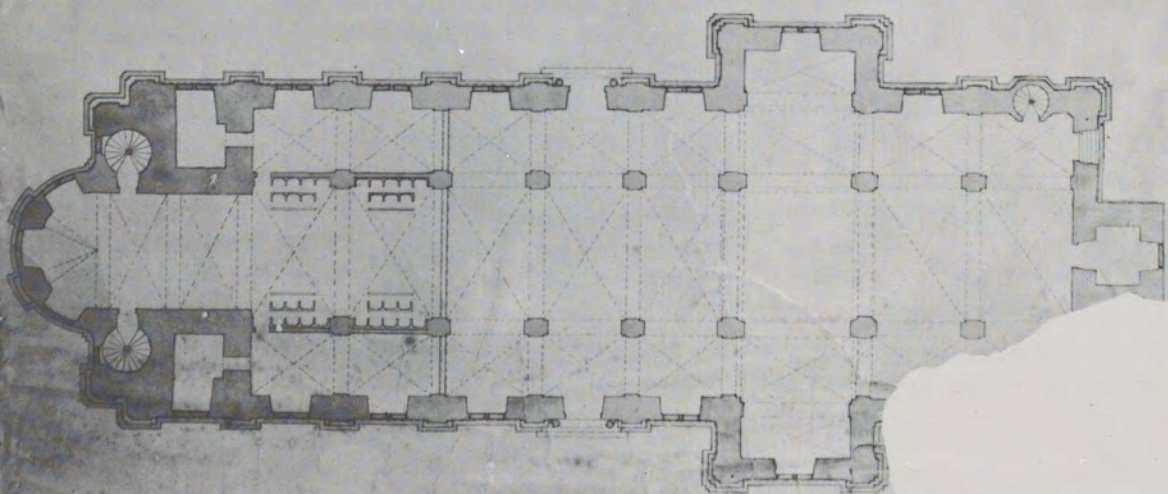
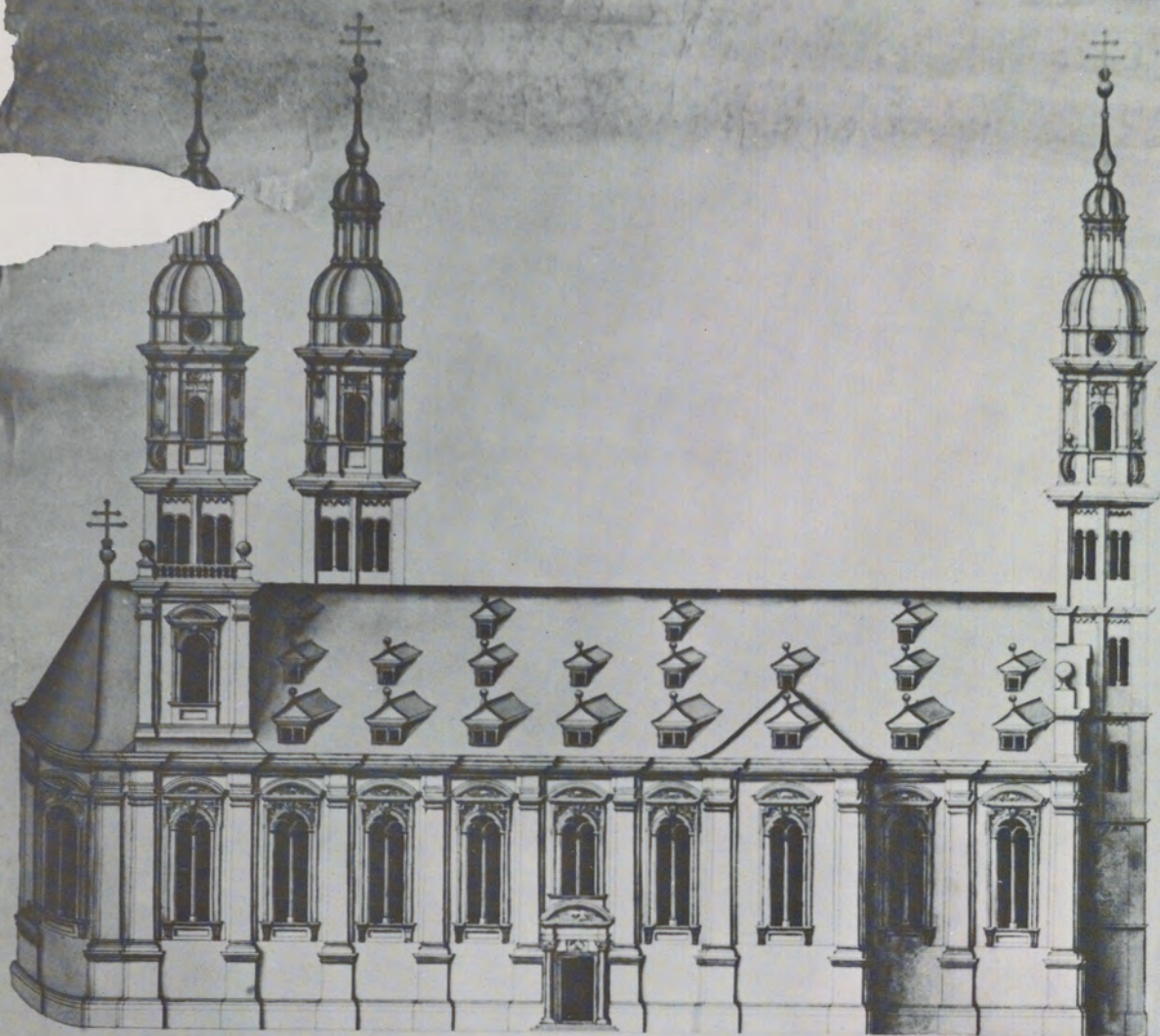
HARD, etwa um 1040 geboren, Bischof von Würzburg war und 1105 starb. Ihm folgte BURKHART, Herr auf Komburg, der Initiator der Klosterstiftung, der 1098 unverheiratet starb und dann RUGGER als dritter, der um 1095 bei einem Zug ins Heilige Land umkam. Er war verheiratet, hatte aber keine Nachkommen. Mit großem Abstand folgte als letzter HEINRICH. Um 1065 geboren, war er sicher ein Stiefbruder der anderen Drei, die um die 20 Jahre älter waren als er. In den beiden Jahrzehnten nach 1095 spielte er eine maßgebliche politische Rolle im Kochergau, stiftete 1108 die Kleinkomburg und starb 1116 mit etwa 50 Jahren. Seine Ehe mit GEBa von Mergentheim blieb kinderlos. Mit ihm ging das Geschlecht der Grafen zu KOMBURG-ROTHENBURG zu Ende.

Abb. 1: Lageplan der Komburg (Seite 108/109).

Abb. 2: Die türmereiche Großkomburg (Seite 110).

Altersmäßig gehört in die Gruppe der drei älteren Brüder der zweite Stifter der Komburg, Herr WIGNAND VON KASTELL. Hochbegütert verteilte er sein Vermögen auf die Klöster St. Alban in Mainz, St. Peter-Paul in Hirsau und St. Nikolaus-Maria auf Komburg. Gegen Ende seines Lebens soll er sich von Frau und Töchtern getrennt haben, um als Konventuale in die Abtei Groß-Komburg einzutreten. Er starb um 1105, spätestens 1109.

In die Kunstgeschichte eingegangen ist Abt HERTWIG, eine bedeutende und künstlerisch aktive Persönlichkeit, die über dreißig Jahre dem Kloster als dessen dritter Abt vorstand und um 1138 gestorben ist. Genaue Daten seines Lebens sind nicht bekannt. Ihm verdanken die beiden Komburgen das meiste, was sie an mittelalterlicher Kunst besaßen und besitzen. Sein Werk ist weitgefächert und umfaßt, wenn auch mit unterschiedlicher Sicherheit nachweisbar, folgende Objekte:



die St.-Ägidius-Kirche auf Kleinkomburg
 die St.-Michaels-Kapelle auf Großkomburg
 den Komburger Kronleuchter
 das Komburger Antependium
 das Komburger Epistolar (Württ. Landesbibliothek Stuttgart)
 den Kapitelsaal mit steinernem Lesepult
 die Komburger Stuckornamentik (Reste)
 zwei steinerne Weihwasserbecken
 ein Komburger Altarkreuz (urkundlich)
 ein Kleinkomburger Frontale (urkundlich)
 die Kleinkomburger Chorausmalung
 die Wasserleitung für Großkomburg (Reste)
 eine Kocherbrücke (urkundlich)
 eine Orgel in Konstanz (urkundlich)
 eine Orgel in Petershausen (urkundlich)
 eine Metallgießerei auf Komburg (vermutet)
 eine Malerschule auf Komburg (vermutet).

Die *Großkomburg* stellt eine axiale Klosteranlage dar, was besagen soll, daß Kirche und Kloster hintereinander auf der Mittelachse der Kirche, also auf einer Ost-West-Achse angelegt sind. Für diese Anordnung gibt es einige wichtige Beispiele, so in Fulda, Lorch, St. Peter in Rom, aber sonst ist sie im Mittelalter selten anzutreffen. Hier sei eingeflochten, daß die Axialanlage im Barockzeitalter gerade bei den Benediktinern eine bedeutende Rolle spielte (man denke nur an Ottobeuren). Der Normalfall, wie ihn der Musterplan von St. Gallen (um 825) darstellt, ist der, daß die Klostergebäude flankierend an die Nord- oder Südseite der Kirche anschließen. Wenn auch im Fall der Großkomburg angenommen werden kann, daß die langgestreckte Form des Bergrückens der Anlaß für die axiale Anlage war, so kann doch nicht ausgeschlossen werden, daß hier eine betonte Reverenz vor Rom und hierarchische Ambitionen in diese repräsentative Disposition hineinspielten. Das Kloster wurde 1078 gestiftet, die Kirche den beiden Schutzpatronen Nikolaus und St. Maria 1088 geweiht. Sie war eine doppelchörige flachgedeckte Pfeilerbasilika mit westlichen Querhausarmen, die, ziemlich unorganisch angehängt, in der Optik des Hauptschiffes kaum zur Wirkung kamen (Abb. 6). Der dem hl. Nikolaus geweihte Hauptchor lag nach dem römischen Vorbild von St. Peter im Westen bei der Klausur in dem mächtigen Turmbau, der auch die Brunnenstube enthält; eine seltsame, aber sinnreiche Anordnung. Der östliche Gegenchor, der Marienchor, stand über der Krypta, die inzwischen als Ruine wieder

freigelegt und zugänglich gemacht ist. Ob die Ostpartie von allem Anfang an mit Türmen ausgestattet war, ist nicht mehr feststellbar, aber durchaus möglich. Die beiden herrlichen Chorseitentürme der Ostpartie stammen aus dem 13. Jahrhundert und ergeben mit dem damals aufgestockten Westturm einen prächtigen Dreiklang und das Wahrzeichen der Komburg. Merkwürdigerweise wird der Name des Erbauers, des Abtes HEINRICH (1231–1262), in dessen über dreißigjährige Regierungszeit der Ausbau der Klosterkirche und auch der Bau der originellen Erhardskapelle fällt, niemals erwähnt, obgleich diese zweite Bauperiode der Hohenstaufenzeit durchaus bedeutend war.

1488 wurde das Kloster in ein adliges Chorherrenstift, in ein sogenanntes Ritterstift umgewandelt. Die Klosterkirche wurde Stiftskirche. Als der Würzburger Baumeister JOSEF GREISING 1707 daranging, die alte Basilika niederzureißen und die neue Hallenkirche zu erstellen, beabsichtigte er, die drei romanischen Türme zu belassen, sie aber im Stil seiner Zeit zu erhöhen und abzuschließen, wie es die Türme von Schöntal zeigen. Der Plan ist vorhanden, aber die Ausführung unterblieb glücklicherweise, wie wir heute sagen, auch wenn anerkannt werden muß, daß das GREISINGsche Turmprojekt eine interessante und gelungene Lösung erbracht hätte (Abb. 9). Die alte Klosterkirche trug alle Züge süddeutscher Bautradition, doch kann von einem Einfluß des Hirsauer Modells noch keine Rede sein. Das ist verständlich, denn St. Peter-Paul in Hirsau wurde bei etwa gleichzeitigem Baubeginn erst 1091, drei Jahre nach der Fertigstellung von St. Nikolaus, geweiht.

Zur Kirchenfamilie der Großkomburg gehören bzw. gehörten:

St. Nikolaus-Maria als Klosterkirche
 die Michaelskapelle über dem Torbau
 die Erhardskapelle als Totenkapelle
 die Schenkenkapelle im Kapitelsaal
 die Abtskapelle im Adelsmannbau (?)
 die Marienkapelle der Klausur (abgebrochen)
 die Krypta in der Klosterkirche
 die Kleinkomburger Kirche St. Ägidius.

Von diesen Familienmitgliedern verdient die Erhardskapelle als Totenkapelle, Beinhaus oder Kärner (wie man im Österreichischen sagt), deshalb besondere Beachtung, weil ihr Aufbau sehr reizvoll und ihr Grundriß sechseckig ist. Damit gehört sie zu den seltenen Zentralbauten, auch wenn sie in unserer Gegend damit nicht allein steht. Die alte Ritterstiftskirche in Wimpfen, Vorgängerin der

Abb. 4: Großkomburg im 18. Jahrhundert.

heutigen gotischen Kirche, war ebenfalls ein sechseckiger Zentralbau, der zur Erbauungszeit der Erhardskapelle noch stand.

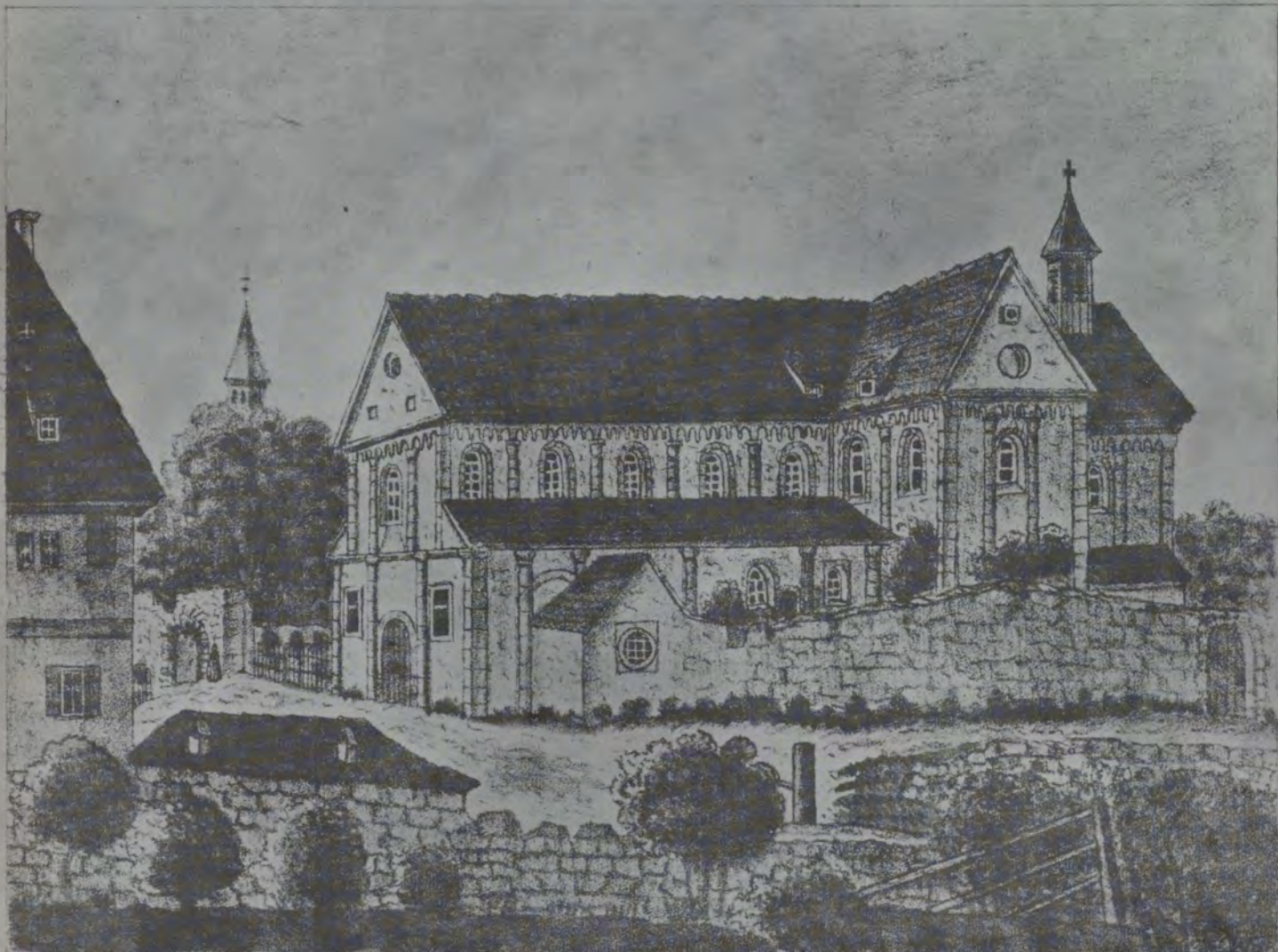
Die Michaelskapelle über dem Torbau ist eine schöne und malerische Baugruppe, bietet aber als Raum ebensowenig wie die anderen Familienmitglieder. Abgesehen von der Erhardskapelle handelt es sich durchweg um einfache rechteckige Räume ohne irgendwelche architektonische Ausgestaltung.

Ganz anders die St.-Ägidius-Kirche auf Kleinkomburg. Dieser interessante Bau wurde 1108 begonnen, also zwanzig Jahre nach der Weihe des Nikolausmünsters. Ihr Konsekrationsdatum und ihr Konsekrator sind unbekannt. Die Weihe könnte um 1115 erfolgt sein. Weist St. Nikolaus stilistisch auf

Würzburg, was schon aus den bestehenden verwandtschaftlichen Beziehungen verständlich ist, so wäre St. Ägidius ohne Hirsau nicht denkbar.

Hirsau hat zwei Kirchenruinen hinterlassen, deren eine, St. Aurelius, den herrschaftlichen Typ der ottonischen Basilika mit dem sächsischen Ostwerk einschließlich schwerem Vierungsturm und mit der oberrheinischen Doppelturmfassade nach dem Vorbild von Straßburg darstellt, erbaut in den Jahren 1059 bis 1071. War St. Aurelius ursprünglich eine Pfeilerbasilika, so wurde St. Peter-Paul, das ureigenste Werk des bedeutenden Abtes WILHELM (1069–1091), als Säulenbasilika begonnen und 1091 kurz vor dem Tode seines Erbauers geweiht. Auch St. Peter-Paul ist aus deutscher Tradition gewachsen, und die gewaltige Klosterruine in Limburg a.

Abb. 5: Kleinkomburg im 19. Jahrhundert.



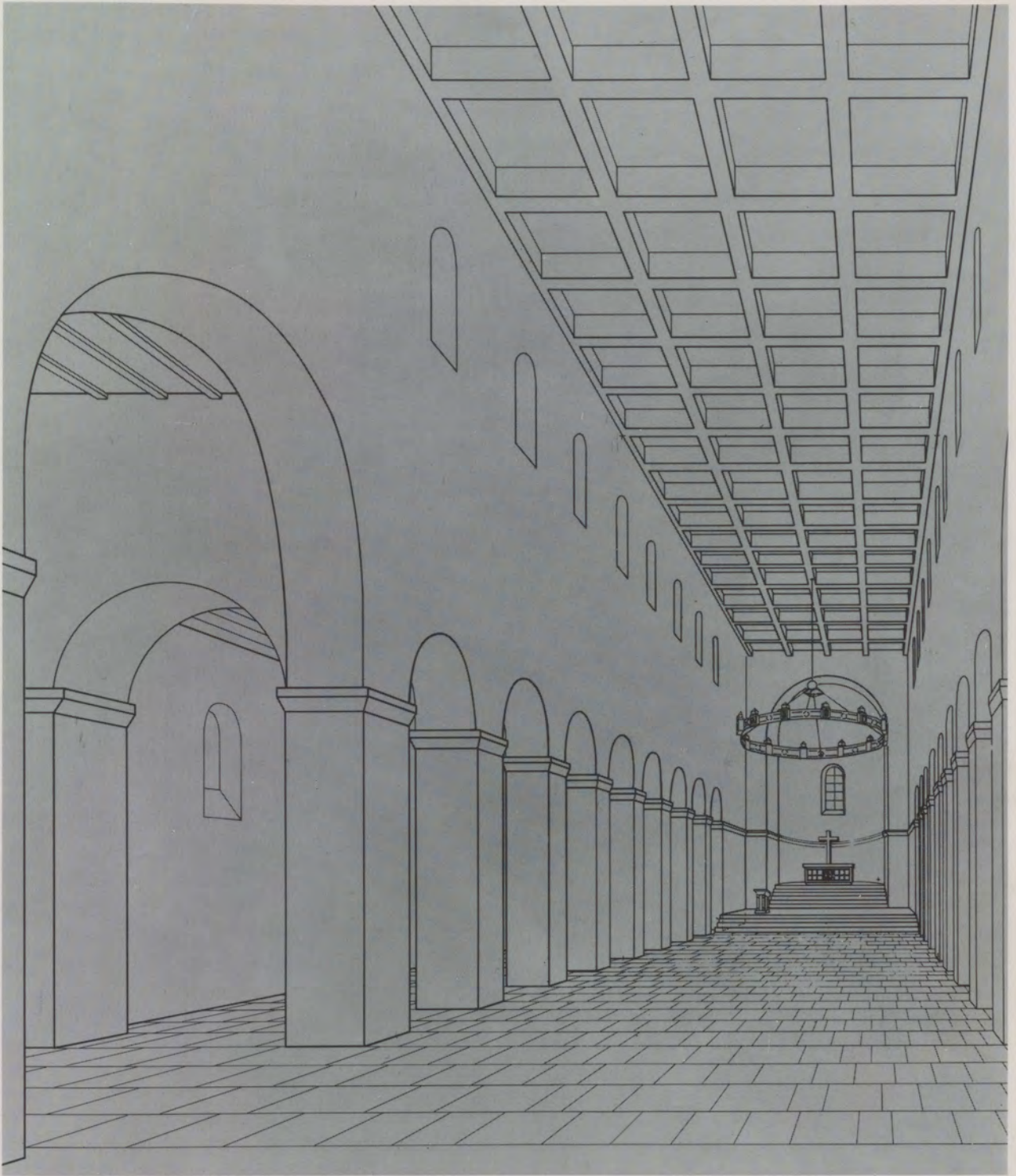


Abb. 6: Inneres der Großkumburg um 1100 (Rekonstruktion).

d. Hardt bei Dürkheim an der Weinstraße zeigt, woher Hirsau bauliche Anregungen aufnahm. Nun enthält St. Peter-Paul in Hirsau neben anderen eine wichtige Besonderheit, die Anlaß gab, von einer Hirsauer Bauschule zu sprechen. Sie besteht darin, daß Abt WILHELM zwischen das Vierungsquadrat und das Langhaus seiner Kirche ein Zwischenglied einschaltete, den «Chorus minor», über dessen

zwei Seitenräumen in Verlängerung der Seitenschiffe und vor dem Querhaus ein Turmpaar errichtet werden sollte. Das unterblieb ebenso wie der Bau eines Vierungsturmes. Anlaß für die Erfindung des Chorus minor war WILHELMS Absicht, einen besonderen Platz für die alten und kranken Mönche, die an dem Zeremoniell der Liturgie nicht mehr teilnehmen konnten, zu schaffen, um den Gottes-



Abb. 7: Inneres der Kleinkomburg.

dienst mit deren Anwesenheit zu aktivieren. Dargestellt wird der Chorus minor durch ein Pfeilerpaar in der Säulenflucht des Langhauses vor den Pfeilern des Vierungsquadrates, also der Durch-

dringung von Hauptschiff und Querhaus. Alle anderen Eigenarten dieser auch in ihren Abmessungen bedeutenden Kirche, die eine Reihe von Nachfolgebauten gefunden hat, waren entweder vorge-

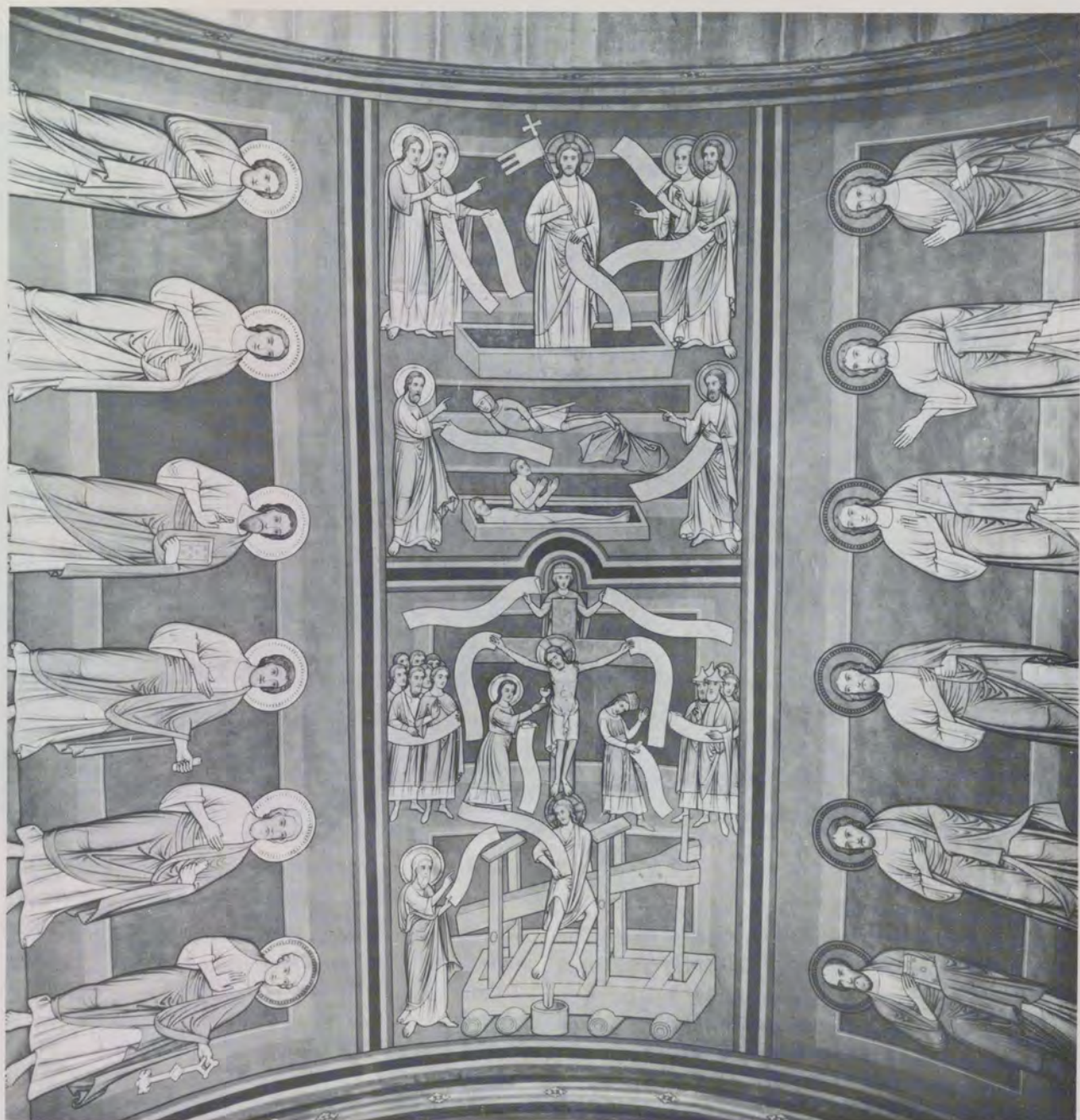


Abb. 8: Die Chorausmalung der Kleinkomburg.

sehen oder mehr von sekundärer Bedeutung. Wichtig war der Verzicht auf Türme. War er gewollt? Die beiden Türme der Vorkirche, von denen der sogenannte Eulenturm noch steht, sind dreißig Jahre nach WILHELMS Ableben erbaut worden und haben mit seiner Bauplanung nichts mehr zu tun. Schließlich war der romanische Türmereichtum neben seinem ursprünglichen Sinngehalt als himmlisches Jerusalem auch ein Statusemblem der abendländischen Feudalgesellschaft im weltlichen und kirchlichen Bereich, und unterscheidet den mittelalterlichen Kirchenbau gerade darin von den turmlosen frühchristlichen Basiliken. So ist es wohl

denkbar, daß Abt Wilhelm mit dem Turmverzicht ein Bekenntnis, *sein* Bekenntnis zur Reform dadurch demonstrieren wollte, daß er den Turm, das Symbol der kaiserlichen und bischöflichen Kirche, betont verwarf.

Als Graf HEINRICH mit Herrn WIGNAND und Abt HERTWIG die *Kleinkomburg* in Angriff nahmen, schwebte ihnen bei ihrem starken Engagement für Hirsau sicherlich vor, im Sinne dieser Reform eine Prozessionskirche zu errichten – diente doch St. Aurelius nach Aufgabe des alten Klosters als eine solche für das neue Kloster Abt WILHELMS. Andererseits trat angesichts des allmählich sich abzeich-

- 9 Auf Kleinkomburg fand 1265 eine Kirchweihe mit Markt statt. Es ist in vorreformatorischer Zeit jedoch kein Fall bekannt, demzufolge eine aufgegebene Klosterkirche als Wallfahrtskirche gedient hätte.

St. Ägidius wiederholt das ottonische Schema gleichermaßen wie es schon St. Aurelius übernommen hatte: Vierungsquadrat, Chorquadrat mit Hauptapsis und Querhausquadrate mit Seitenapsiden, hier jedoch alle Apsiden *gerade* geschlossen. Vor dieses «sächsische Ostwerk» legte sich die dreischiffige Säulenbasilika mit 3 Säulen- und einem Pfeilerpaar vor das Vierungsquadrat, damit also den «Chorus minor» anzeigend. Als Reformgedanke wäre zwar Turmlosigkeit anzunehmen, aber ein Vierungsturm trotzdem wie bei St. Aurelius denkbar; ein größerer Dachreiter aus späterer Zeit ist jedenfalls gesichert. Höchst beachtenswert sind zwei Momente, die St. Ägidius vor anderen Kirchen ihrer Gattung herausheben. Es ist nicht nur das Bauwerk selbst, das eine im wörtlichen Sinne wohlgelungene Komposition der beiden Hirsauer Modelle darstellt, es ist das kompositorische Prinzip einerseits, das dem Bau zugrunde liegt, und es ist die originelle Chorausmalung andererseits, die einmalig in der deutschen Kunstgeschichte dasteht.

In der ausgebildeten Romanik spielt vornehmlich bei der sakralen Grundrißgestaltung das Quadrat eine dominierende Rolle: der *quadratische Schematismus* war die konsequente Anwendung dieses Verfahrens. Aber auch das Dreieck und der Kreis werden zur Findung angenehmer Proportionen herangezogen. Soweit sich St. Nikolaus rekonstruieren läßt, sind auch hier einige Maßverhältnisse spürbar; beispielsweise hatte der Querschnitt des Hauptschiffes das Verhältnis 1:1,73 nach Breite und Höhe. Auch St. Ägidius benutzt das Verhältnis 1:1,73, das sich aus der Halbierung eines gleichseitigen Dreiecks, Symbol der göttlichen Dreieinigkeit, ergibt, in geradezu verschwenderischer Fülle. Man muß die Pläne zur Hand nehmen, um den vielfältigen Beziehungen von Quadrat und Dreieck nachspüren zu können (Abb. 3), dann wird offenbar, daß hier ein überlegener Geist am Werk war und ein Bauwerk schuf, das in dieser Hinsicht kaum seinesgleichen hat. Tatsächlich sind die mit diesem Verfahren gewonnenen Raumverhältnisse außerordentlich schön, nicht minder die Abwicklungen der inneren und äußeren Wandflächen. Das gleichseitige Dreieck als kompositorische Bemessungsgrundlage findet sich auch auf Komburg des öfteren wieder, so bei der Michaelskapelle, bei dem Kronleuchter und Antependium sowie auch bei den

Stuckornamenten des Ostchores. Aus dieser stilistischen Koinzidenz darf auf das Wirken *eines* Mannes geschlossen werden, eben des Abtes HERTWIG. Die Chorausmalung der St.-Ägidius-Kirche ist ein Dokument ersten Ranges, auch wenn sie um 1880 durch eine ebenso wohlgemeinte und technisch gekonnte wie denkmalpflegerisch verfehlte Restaurierung verfälscht wurde (Abb. 8). Dabei sind die Seitenwände des Chorquadrates und sein Tonnengewölbe wie auch die Konche jeweils in drei Zonen klar aufgeteilt. Dargestellt sind in Lebensgröße 28 Apostel, Propheten und Heilige, alle mit Nimbus versehen, jedoch nur in Einzelfällen bestimmbar. Identifiziert werden können lediglich Papst GREGOR der Große und der Apostel PETRUS.

In der Apsis-Kalotte steht CHRISTUS in der Mandorla, von den vier Evangelistensymbolen eingerahmt. Etwa das untere Drittel des Gesamtraumes ist mit Teppichdrapierungen ausgemalt. Bemerkenswert ist der darüber befindliche Fries in der Konche: ein Mäanderband mit Brustbildern von Engeln und Kriegerern, die alle der Nimbus schmückt. An entsprechender Stelle ist im Presbyterium ein Diamantfries angebracht. Höchst bedeutsam und originell aber ist das Fresko im Scheitel der Längszone. Dieses hälftig unterteilte Mittelfeld enthält vier Szenen folgenden Inhaltes:

- 1 *Christus in der Kelter*. Das Thema basiert vornehmlich auf Jesaias 61,1 ff. sowie auf Apok. 19,15 und ist hier erstmalig im deutschen Kunstraum dargestellt. Es bedeutet, daß Christus in der Kelter sieghaft seine Widersacher wie ein Keltertreter zerstampft. Im späteren Mittelalter kommt mehr der Opfergedanke Christi zum Ausdruck.
- 2 *Christus am Kreuz*. Das Thema ist in dieser Fassung ungewöhnlich und einmalig. Nicht MARIA und JOHANNES umstehen den Kruzifixus, sondern je eine Frauenfigur mit kleinem Gefolge: links die Ecclesia, rechts vom Betrachter die Synagoge als Symbole des Alten und Neuen Testaments. Über und hinter dem Kreuz steht eine Figur ohne Nimbus, deren Kopf ein Stirnband trägt. Für diese rätselhafte Darstellung hat sich keine befriedigende Erklärung finden lassen.
- 3 *Grabszene*. Das Thema ist besonders merkwürdig. Im offenen Sarkophag befinden sich liegend eine Frau und daneben aufgerichtet mit bittender Gebärde ein Mann, beide unbekleidet. Rechts und links von dieser Grabszene steht je eine Gestalt, die in der einen Hand ein Spruchband hält und mit der anderen Hand auf die darüber befindliche Auferstehungsszene weist. Der Verfasser meint,

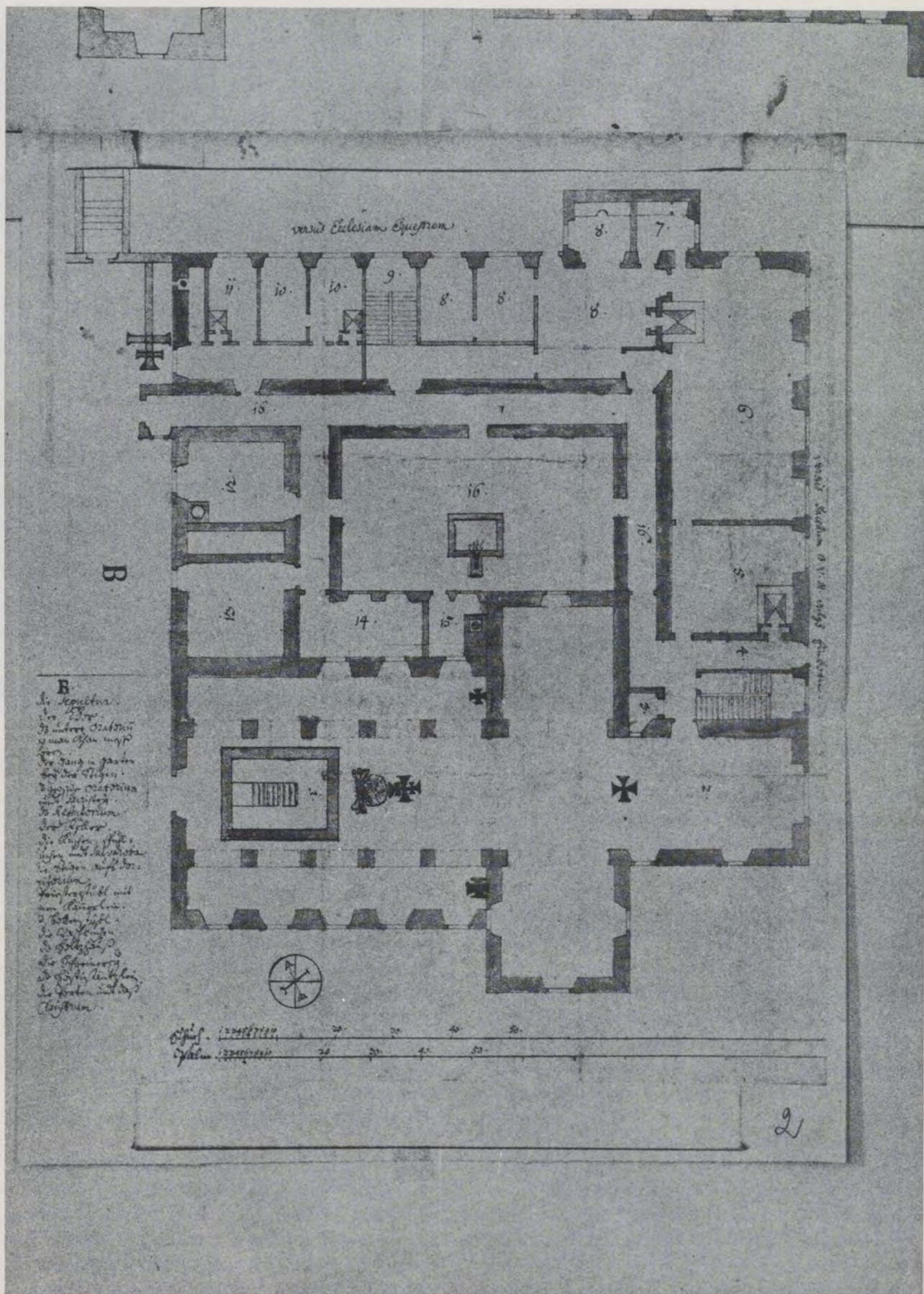


Abb. 10: Plan von GREISING: Kleinkomburg um 1715.

daß sich hier das Stifterpaar verewigen wollte, um als letztes seines Geschlechtes von dieser Welt Abschied zu nehmen in Erwartung seiner himmlischen Auferstehung.

- 4 *Auferstehung*. Dieses Thema wurde hier ebenso ungewöhnlich und einmalig gefaßt wie die drei anderen Episoden. Der in stehender Haltung auferstandene Christus im Sarkophag als Überwinder des Kreuzestodes kommt sonst nicht vor; üblich ist bekanntermaßen die Darstellung des offenen Grabes mit einem Engel als Grabeshüter.

Zu diesem Bilderzyklus wäre noch zu bemerken, daß auch die *Grabszene* für die Annahme herangezogen werden könnte, daß St. Ägidius nicht als Klosterkirche, sondern als Hauskirche im Sinne einer Votivkirche geplant war. So stellt sich St. Ägidius dar als wohlgelungene Synthese seiner Hirsauer Vorbilder St. Aurelius und St. Peter-Paul: ottonische Herrschaftskirche der Grafen von CALW in memoriam für die Grafen von KOMBURG einerseits und cluniazensische Reformkirche des Abtes WILHELM für die Ziele von Hirsau andererseits.

Jahrhunderte gingen durch das Land und zeichneten ihre Spuren auf den Komburgen. Nach Umwandlung in ein Ritterstift zog unter ERASMUS NEUSTETTER (1551–1594) die Renaissance ein mit verschiedenen Gebäuden und der gotisierenden Ringmauer, die der ganzen Bauanlage den Charakter einer Gottesburg gibt. In diesen Zeiten ereignete sich auf Kleinkomburg nichts, das besonderer Erwähnung bedürfte. Aber um 1700 änderte sich das Bild. Beide Komburgen erhielten damals das Gesicht, das sie heute dem Betrachter zeigen. 1684 wurden die Kapuziner herangezogen, um die Gegenreformation in diesem konfessionellen Mischgebiet zu intensivieren. Sie installierten auf Kleinkomburg eine Außenstelle, ein Hospiz, wobei sie St. Ägidius schonend modernisierten. Unter Dekan ULRICH VON GUTTENBERG (1707–1736) wurde von JOSEF GREISING nicht nur die neue Stiftskirche erbaut, sondern auch auf Kleinkomburg nach Abbruch der mittelalterlichen Gebäude ein reguläres *Kapuzinerkloster* errichtet (Abb. 10).

Im Zuge der *Säkularisation* gingen beide Komburgen 1803 an die Krone Württemberg und fanden seither unterschiedliche Verwendung. Auf Großkomburg wurde übrigens 1808 Prinz HEINRICH, der Vater des letzten württembergischen Königs WILHELMS II. geboren. 1877 wurde die Kleinkomburg zu einer Außenstelle der Strafanstalt Schwäbisch Hall umgewandelt. Großkomburg erhielt 1927 eine Volkshochschule und 1947 eine Staatl. Akademie für Lehrerbildung. Seit 1962 werden beide Komburgen

durchgreifend restauriert und ausgebaut. Die Arbeiten auf der Kleinkomburg sind 1972 abgeschlossen worden, die der Großkomburg sind noch im Gange. Beide Komburgen verfügen künftig mit der gleichaltrigen und gleichzeitig restaurierten Gemeindekirche St. Johann von Steinbach, der Gemeinde, die zu ihren Füßen liegt, sowie der modernen evangelischen Kirche über ein voll aufeinander abgestimmtes Geläute mit zusammen 15 alten und neuen Glocken.

Wir stehen in Bälde vor der 900-Jahr-Feier des ehemaligen Klosters Komburg. In ihrem historischen Ablauf teilt die Komburg in ihrer Weise das typische Schicksal der meisten deutschen Klosteranlagen. Nach über 150jähriger Blütezeit im hohen Mittelalter bis zum Ende der Hohenstaufen folgten Jahrhunderte des Verfalls. Die feudalen Benediktiner wurden in ihrer Bedeutung ebenso durch die Bettelorden verdrängt wie es die adlige Gesellschaft durch das städtische Bürgertum wurde. Mit dem Eintritt in die Neuzeit um 1500 wird der Anschluß durch Reformen und verstärkte Bautätigkeit gesucht, gelingt aber nur selten. Es sind die Reformen von Bursfeld, Kastl, Melk, deren Bemühungen durch die Reformation schwer angeschlagen werden. Hier auf Komburg war man diesen Reformen gegenüber abgeneigt, man ging schließlich einen anderen Weg, um aus den mißlichen Verhältnissen des 15. Jahrhunderts herauszukommen. Durch die Umwandlung in ein Chorherrenstift wurde aus dem monastischen Dasein benediktinischer Selbstheiligung eine wirtschaftlich abgesicherte Gemeinschaft geistlicher Herren und Diener eines repräsentativen Gotteshauses.

Den Dreißigjährigen Krieg überstanden die Komburgen ohne Schaden.

Die Gegenreformation brachte anschließend neue und starke Impulse des religiösen Lebens. Um 1700, nach den siegreichen Türkenkriegen, setzte vielerorten eine umfassende Bautätigkeit ein, an derem Rande auch die Komburgen teil hatten. Die unvollendete Neue Dekanei mit ihrem Anschlußmauerwerk des Mittelrisalites legt zwar die Vermutung nahe, daß eine großzügige Barockanlage ins Auge gefaßt war – so wäre wie in Melk an der Donau eine repräsentative Terrasse gegen das Kochertal hin denkbar – aber bisher ist nichts bekannt geworden, was auf eine Generalplanung hinweist.

Und dann erging es den Komburgen, wie es all den großartigen Bauanlagen des Barockzeitalters in Deutschland erging. Zumeist noch unvollendet wurden sie säkularisiert und profaniert. Die Stätten hoher Geistigkeit und Repräsentanz abendländi-



scher Kultur wurden Zuchthäuser und Irrenanstalten. Allerdings, und das darf man nicht übersehen, entgingen sie damit jenem sinnlosen Abbruch, wie ihn die Französische Revolution in schändlicher Weise und in großem Umfang vollzog.

Schließlich sei noch auf eine Eigenart hingewiesen, die die Kirchenfamilie der Komburgen charakterisiert. Die Komburgen, dieses herrliche Bilderbuch durch die deutsche Kunstgeschichte, waren nie progressiv. Von ihnen gingen keine Impulse aus. Sie waren rezeptiv und sozusagen immer etwas «altmodisch». Die romanische Klosterkirche und St. Ägidius auf Kleinkomburg waren Epigonen. Die gotisierende Klostermauer wurde zu einer Zeit in mittelalterlicher Weise erbaut, als Bastionen schon längst in Gebrauch waren. Die Stiftskirche GREISINGs ist in ihrer Disposition eine gotische Hallenkirche, und das barocke Maßwerk ihrer hohen zweiteiligen «gotischen» Fenster war dazumal schon restlos überholt.

Während der Instandsetzungsarbeiten, deren Umfang vor zehn Jahren noch nicht abgeschätzt werden konnte, wurde an unzugänglicher Stelle eines Turmhelmes eine Urkunde eingemauert, deren Text u. a. lautet:

*Der Finanzminister des Landes Baden-Württemberg, Dr. Hermann Müller stellte für die Arbeiten 6 Millionen Deutsche Mark zur Verfügung.
Die Planung und Ausführung hatte das Staatl. Hochbauamt I in Schwäbisch Hall:*

Oberregierungsbaurat	Eberhard Hause
Diplom-Ingenieur	Norbert Walter
	unter Mitarbeit von
Architekt Dr.-Ing.	Eduard Krüger
Architekt BDA	Rudolf Bühler
	sowie dem
Staatlichen Amt für Denkmalpflege.	

Möge die Comburg unter Gottes Schutz die Jahrhunderte überstehen und wieder ein machtvolles Reich in Ehre und Freiheit erleben wie in den Zeiten ihrer Erbauung unter den deutschen Kaisern und Königen des hohen Mittelalters.

E. Hause

Dem sei angefügt, daß diese Urkunde während der Instandsetzung der Turmhelme eingelegt wurde und daß sich die Gesamtkosten inzwischen auf ca. 10 Millionen DM belaufen.

Der Autor der vorliegenden Arbeit war Leiter des Staatlichen Hochbauamtes Schwäbisch Hall und hat vor kurzem seine Dissertation: «Die Geschichte der Kleinkomburg und das Bauen des Kapuzinerordens», Stuttgart 1974, 193 Seiten mit 45 Abbildungen, abgeschlossen. Klar werden die verschiedenen Baustufen der Kleinkomburg gegliedert. Die dreischiffige flachgedeckte Säulenbasilika, ein kombinierter Werkstein-Bruchstein-Massivbau ist St. Aurelius in Hirsau nachgebildet, dort ist die allgemeine Grundrißdisposition zu suchen. Von St. Peter und Paul in Hirsau sind wesentliche Elemente des Aufbaus in reduzierter Form übernommen worden. Hause spricht vom «salischen Bauempfinden», das er im Höhendrang des Innenraumes, der raumaufhellenden Anlage großer Fenster im Obergaden, der Verwendung eines Gebäudesockels, der Betonung der Chorphatie durch die Anordnung eines Vierungsturmes und in der sauberen Werkarbeit erkennt. Der Nachweis des «römischen Fußs» (pes monetalis) beweist, daß der Mönch, der den Riß der Kirche fertigte, genau die römischen Bauten gekannt haben muß. Über die Funktion dieser Kirche meint Hause, sie habe den Charakter einer Votiv-, Wallfahrts- oder Prozessionskirche gehabt, denn die eigentlichen Klosterbauelemente (Kapitelsaal oder Refektorium) fehlen. Die Annahme eines Frauenklosters auf der kleinen Komburg ist jetzt abzulehnen, da sich Chorus minor und das Fehlen einer Nonnenempore schwerlich damit vereinbaren lassen. Hause denkt mehr an einen «standesgemäßen Witwensitz» – eine These, die sicher im historischen Prüffeld noch zu untersuchen ist.

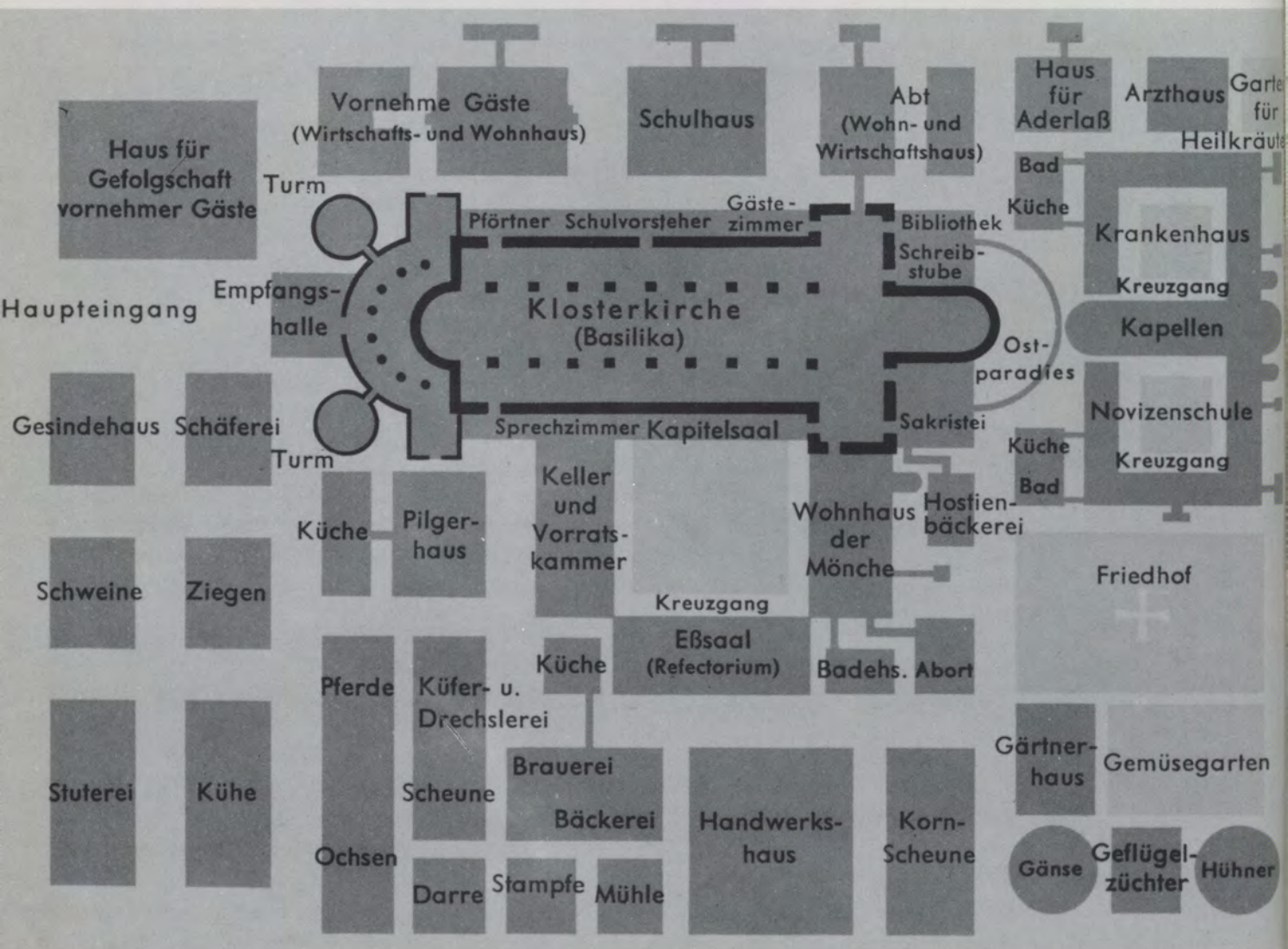
Ein neues, bisher unerschlossenes Gebiet betritt Hause mit der Darstellung der Kapuzinerbauten 1684 und folgende Jahre. Über die Bauten dieses Ordens existiert spärliche Literatur. Heute kann man sagen, daß die Kapuziner diesen Propstei- bzw. Prioratskirchentyp Hirsauer Prägung nach ihren Ordensvorschriften ausbauten. Hinter dem Hauptaltar wurde der Kapuzinerchor angebaut, ein einfacher rechteckiger und gewölbter Saal mit eingezogenem Chor war die Vorschrift. Das Kircheninnere wurde weiß getüncht und mit bescheidener Bauornamentik versehen. Die Durchsetzung dieser «Kapuzinisierung» brachte der Kleinkomburg – damals mit fünf Patres ein Missionszentrum des hällisch-limpurgischen Raumes – auch das vielleicht letzte Werk des Malers Johann Heinrich Schönfeld, das Altarblatt, das selbst schon als historische Quelle anzusprechen ist.

Die Utopie von St. Gallen

Klöster sind Zweckbauten, deren Form von der Lebensweise und den Bedürfnissen ihrer Bewohner bestimmt wird. Diese Feststellung – eigentlich eine Binsenwahrheit – vergißt man leicht angesichts der palastartigen Prunkanlagen des Barock, die häufig das Bild bestimmen, das man in der Öffentlichkeit von Klöstern hat. Dennoch wird auch ihre Bauform durch die Lebensform «Mönch» bestimmt, deren abendländische Ausprägung in der Regel BENEDIKTS von NURSIA aus dem 6. Jahrhundert festgelegt wurde, wobei es für die Gültigkeit dieser Vorschriften unwichtig ist, ob alle diese Sätze von BENEDIKT selbst stammen. Mit seiner Regel ordnete er detailliert das Leben der Mönche, in dem sich Gebet, Arbeit und Ruhe abwechseln sollten.

Eine so exakt durchorganisierte Lebensform forderte die *planende Logik*¹ dazu heraus, dafür eine Behausung zu schaffen. Das theoretisch vollendetste Konzept, die Regel BENEDIKTS unter den materiellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen des 8./9. Jahrhunderts in Bauten umzusetzen, stellt der auf der Reichenau um 820 entstandene Klosterplan dar, den man auch als die «Utopie von St. Gallen»² bezeichnet hat. Wie sich Regel und materiell-gesellschaftliche Situation in diesem, so nie ausgeführten, Entwurf gebliebenen Plan spiegeln, soll hier näher dargelegt werden.

Zwei große Bereiche kann man unterscheiden, der eine, der von der Welt abgekehrt ist mit Kirche, Klausurgebäuden samt Novizen- und Krankenhaus und der andere, der in die Welt hineinwirkt mit Gebäuden für die Wirtschaft, für Gäste und



Schule. Abwendung von und Zuwendung zu der Welt sind also gleichermaßen vorgesehen. Diese Ausrichtung der mönchischen Aktivitäten nach beiden Richtungen ist für ihre Wirksamkeit entscheidend geworden. Die Regel schreibt unter Hinweis auf das Vorbild der Apostel geistige und körperliche Arbeit vor. Dadurch sollten der Lebensunterhalt gesichert und soziale Rangunterschiede überwunden werden³. Allerdings muß nicht jede im Kloster anfallende Arbeit von den Mönchen selbst verrichtet werden, Handwerker sind zugelassen und in St. Gallen auch vorgesehen. In jedem Fall aber besitzt die Arbeit einen Stellenwert innerhalb der Askese; sie gilt als Mittel geistiger und geistlicher Bildung und wird daher positiv bewertet, nicht als *labor improbus*, als verwerfliche Mühsal, verachtet⁴.

Diese so neubewertete Arbeit ist aber nicht nur für die physische Existenz notwendig, sondern sie bildet mit ihren sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen einen Faktor der Veränderung der Welt und besitzt damit große politische Bedeutung. Dasselbe gilt für die von den Klöstern in ihren Schulen vermittelte Bildung. Sie gliederte die auf diesem Gebiete innerhalb des Frankenreichs bestehenden regionalen Unterschiede aus und vermittelte zumindest der politisch handelnden Oberschicht ein Bildungsniveau, wie es die kulturell fortgeschrittenen Reichsteile im Westen schon besaßen.

Eine solche außerweltliche, aber durch ihre Arbeit in der Welt wirkende Institution zu fördern, bot für Könige und Adel viele Vorteile. Daher vergrößerten sich die klösterlichen Grundherrschaften gewaltig, und der St. Galler Plan zeigt den Mittelpunkt einer solchen autarken Großgrundherrschaft mit landwirtschaftlicher und handwerklicher Produktion. Pfalzen und Königshöfe muß man sich wohl ähnlich vorstellen. Ganz besondere Bedeutung für Herrscher und Hochadel besaßen solche, die Umwelt verändernden Institutionen im kulturell durch antike Vorarbeit wenig erschlossenen rechtsrheinischen Teil des Frankenreichs. Der festgefügte institutionelle, geistige und geistliche Mittelpunkt mit seinen asketischen, weltabgewandten Zielsetzungen bot die Chance für ein erfolgreiches Wirken in der Welt.

Die weltliche Seite des Klosters spiegelt auch die gesellschaftliche Gliederung der Welt: Es gibt ein besonderes Haus für vornehme Gäste, während die unfreien Knechte unter demselben Dach mit dem Vieh wohnen. Diese gesellschaftliche Unterscheidung findet man nicht bei den Gebäuden, in denen die Mönche lebten. Selbst wenn man die Meinung vertritt, daß Angehörige von Bauernfamilien kaum

Aufnahme in St. Gallen gefunden haben, so muß man doch zugeben, daß die Standesschranken innerhalb des Klosters nicht so unüberwindlich waren wie außerhalb⁵. Es gibt innerhalb St. Gallens kein besonderes Kloster für adelige Mönche. In seiner vollständigen, in dieser Form nirgends verwirklichten Darstellung klösterlichen Wirkens in der Welt bietet der Plan die Chance, durch Vergleich mit anderen Klosteranlagen festzustellen, welche Funktionen die Klöster im Laufe der Jahrhunderte weiter wahrgenommen haben und welche nicht.

Komburg als Kloster

Komburg gehört der Welle von Klostergründungen an, die von Cluny über Hirsau nach Deutschland einwirkte. Die in dem burgundischen Kloster entwickelten monastischen Vorstellungen ergriffen zunächst Papsttum und Weltklerus und dann den Adel und veränderten dessen Verhältnis zum König grundlegend. Dieses veränderte politische Selbstverständnis des Adels äußerte sich im verstärkten Bau von Höhenburgen und der Stiftung cluniazensisch-hirsauisch geprägter Hausklöster. Beide Vorgänge lassen sich am Beispiel Komburg deutlich machen, auch wenn man zugeben muß, daß die Überlieferung viele Fragen offen läßt. Angehörige der Familie der Grafen im Kochergau, vorher vielleicht in Detwang (heute Stadt Rothenburg o. T.) oder Wülfigen (bei Forchtenberg, Hohenlohekreis) wohnend⁶, erbauten sich – wohl zwischen 1050 und 1070 – auf dem Umlaufberg bei Schwäbisch Hall eine Burg, nach der sie sich nannten oder auch später benannt worden sind. Sie gehören damit zu den zahlreichen Familien, die ihre siedlungsnahen Sitze verließen und auf Höhenburgen zogen⁷.

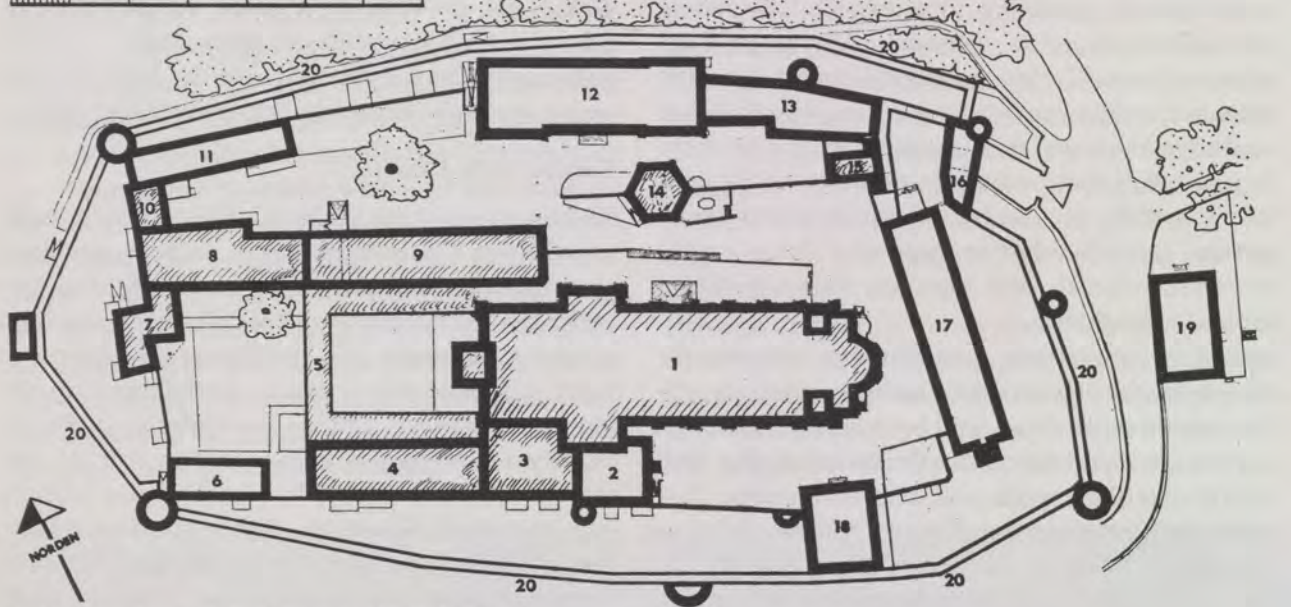
Einen Angehörigen der nächsten oder übernächsten Generation der Grafenfamilie, BURKHARD, ergriffen die monastischen Vorstellungen der Zeit so sehr, daß er 1078 die Grafenburg in ein Kloster umwandelte, das anfänglich wohl vom Kloster Brauweiler bei Köln beeinflusst wurde, aber seit 1086/88 einen Hirsauer Mönch als Abt besaß, wobei sich die vorhirsauische Prägung auch baugeschichtlich belegen läßt⁸. Die Stiftung Graf BURKHARDS, vom Adel der Umgebung und einem Mainzer Ministerialen reich beschenkt, erlebte den Höhepunkt ihrer Geschichte schon bald nach ihrer Gründung: Kronleuchter und Antependium – Spitzenwerke romanischer Goldschmiedekunst – zeugen noch von der kulturellen Blüte Komburgs in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Geht man von der These aus, daß Klosterbauten Zweckbauten sind und vergleicht die komburgi-

KOMBURG

LAGEPLAN

0 10 20 30 40 50 60 70



Bauten aus der Zeit des Klosters (1078–1488).

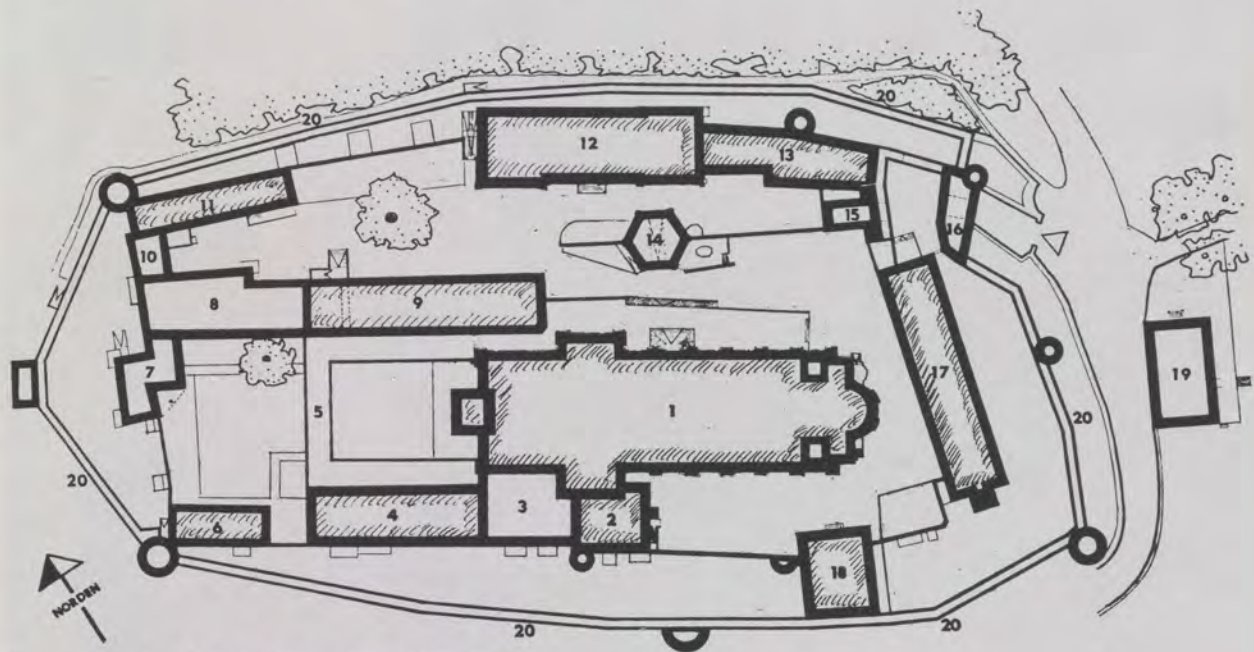
schen Bauten mit denen St. Gallens, so ergeben sich Parallelen und Unterschiede. Die wesentlichsten, eigentlich monastischen, also «außerweltlichen» Gebäude St. Gallens finden sich auch in Kumburg wieder: Kirche, Kreuzgang, Abtswohnung, Refektorium, Dormitorium. Für die auffällige Lage der Konventsbauten im Westen der Kirche gibt es auch sonst Beispiele⁹, das Gelände dürfte aber auch eine Rolle gespielt haben. Im Zentrum der Gesamtanlage steht auch in Kumburg die Kirche, heute als barocker Neubau der Jahre 1703–1715. Daran westlich angebaut befindet sich der Kreuzgang, gedacht als Wandelhalle und Verbindung zwischen den übrigen Teilen des innerklösterlichen Bereichs, der Klausur. Der östliche Kreuzgangflügel ging unter dem Westchor der Kirche durch, und der untere Teil des Westturms bildete die vom Kreuzgang aus zugängliche Brunnenkapelle¹⁰. An der Nordwestecke des Kreuzgangs lag die Wohnung des Abtes. Schon die BENEDIKTsregel räumte dem Abt die Möglichkeit ein, von den Mönchen gesondert zu speisen. In St. Gallen wohnte er auch außerhalb der Klausur. Diese Absonderung des Abtes von den Mönchen wurde im Laufe der Jahrhunderte immer strenger; die Äbte besaßen nicht nur eigene Woh-

nungen, sondern auch eine eigene Kapelle; und 1343 teilte der Bischof sogar das komburgische Vermögen zwischen Abt und Konvent auf, d. h. auch Wirtschafts- und Registerführung waren jetzt getrennt.

Zur Kumburger Abtswohnung gehörte die 1829 abgebrochene MARIENkapelle, deren Obergeschoß wohl, wie in Hirsau, als Bibliothek gedient hat. Die Abtswohnung enthielt im Obergeschoß vielleicht einen größeren Saal, dessen Zwerggalerie jüngst wiederhergestellt wurde. In den übrigen Bauten dieses inneren Bereichs spielte sich das Leben der Mönche ab. Vermutlich lagen im sogenannten ADELMANN-Bau Küche und Refektorium, gegenüber – im sogenannten Großen Vikarienbau – Dormitorium und Kapitelsaal. Letzteren findet man in St. Gallen noch nicht; so ein Raum gehörte wohl erst seit Anfang des 11. Jahrhunderts zum klösterlichen Bauprogramm¹¹. Er diente als Versammlungsraum zur Lektüre der Regel sowie zum Totengedenken, in Kumburg wohl auch zu gottesdienstlichen Zwecken, denn er enthielt einen MARTINSaltar. Daneben hatte er – wie die Kapitelsäle der großen Domklöster bei Bischofskirchen – die Funktion des Begräbnisplatzes, vornehmlich für Leute,

die sich um das Kloster verdient gemacht hatten, d. h. die dieses Recht durch größere Stiftungen erworben hatten, um der ständigen Fürbitte der Mönche gewiß zu sein. Im Komburger Kapitelsaal ließen sich zwischen 1333 und 1541 sieben Angehörige der

Familie der SCHENKEN von LIMPURG in fünf Generationen begraben. Deren erstes Erbbegräbnis lag in dem von ihnen mitgestifteten Zisterzienserkloster Lichtenstern bei Löwenstein; wohl aus Gründen der Repräsentation und der Entfernung

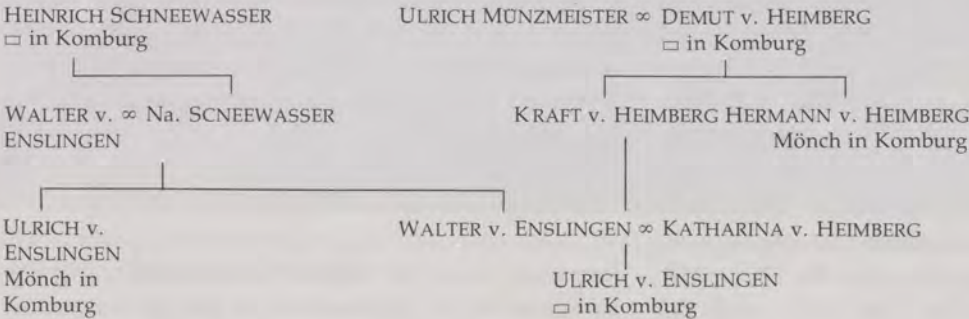


Bauten aus der Zeit des Ritterstifts (1488–1802).

wurde die Grabstätte nach Komburg verlegt, und fast alle nichtgeistlichen Angehörigen des Hauses, die ein höheres Alter erreichten, fanden hier ihre letzte Ruhestätte.

Als die Schenken seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ihre namensgebende Burg verließen und ihre Residenz nach Gaildorf bzw. Speckfeld und Ober-sonnheim verlegten, übernahmen diese Orte neben anderen Residenzfunktionen zunehmend auch die Aufgabe, den toten Angehörigen der Familie eine letzte Ruhestätte zu bieten. Außer den Schenken sind noch zwei Personen im Kapitelsaal selbst be-

graben: DEMUT VON HEIMBERG (gest. 1365) und KONRAD VON RINDERBACH (gest. 1446). Die erstere, verheiratet mit ULRICH MÜNZMEISTER, war die Mutter des seinerzeit sehr reichen Haller Bürgers KRAFT VON HEIMBERG und des Mönchs HERMANN VON HEIMBERG¹². Auch KONRAD VON RINDERBACH gehörte zu seinen Lebzeiten zu den vermögendsten Haller Patriziern und besaß Angehörige im Konvent. Beiden dürfte ihr Reichtum und ihre Beziehungen zu Konventsangehörigen eine so außergewöhnlich vornehme Grabstätte verschafft haben. Als Beispiel für eine solche Beziehung mag gelten:



Auch zwischen den im Vorraum der Schenkenkapelle bestatteten Personen und Konventsangehörigen lassen sich Beziehungen nachweisen.

Sind die Unterschiede zu St. Gallen im innerklosterlichen Bereich gering, so fällt in Komburg das völlige Fehlen von Wirtschaftsgebäuden auf. Die



Großkumburg SCHENKENkapelle. Die drei Grabplatten zeigen links: Schenk ALBRECHT VON LIMPURG († 1374), Mitte: Schenk FRIEDRICH III. VON LIMPURG († 1414) und seine Gemahlin ELISABETH VON HOHENLOHE († 1445), rechts: Schenk KONRAD II. VON LIMPURG († 1376). (Foto Landesbildstelle).

Erklärung dafür liefert die allgemeine Wirtschaftsentwicklung zwischen der Karolingerzeit und dem Hochmittelalter. In dieser Zeit vollzogen sich wesentliche Änderungen in der mitteleuropäischen Agrarverfassung. Die Grundherren gaben die Eigenwirtschaft auf und überließen das Land gegen Abgaben an Bauern. Gebäude für landwirtschaftliche Produktion waren kaum mehr erforderlich. Hinzu kam das rasche Wachstum der Städte, in denen sich das Handwerk entwickelte, das billiger und besser produzierte und auf den Märkten günstigere Abnehmer fand als die klösterlichen Handwerker. Die Überlieferung der Haller Markturkunde von 1156 ist zwar nicht ganz frei von paläographischen Zweifeln¹³, dennoch wird man für das 12. Jahrhundert in Hall einen Markt annehmen können. Über die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Hall und Kumburg gibt es für das 12. und 13. Jahrhundert keine Quellen, erst 1323 wird der Kumburger Hof in Hall zum ersten Mal erwähnt, über den das Kloster Anschluß an die städtischen Märkte bekam¹⁴. Ganz hat allerdings Kumburg die Eigenwirtschaft nie aufgegeben. Im Zuge der

Güteraufteilung zwischen Abt und Konvent wurde 1343 auch der Klosterhof geteilt und getrennt weitergeführt. Unterlagen über Wirtschaftsführung und Erträge gibt es kaum; nur ein Gülteinzugsregister mit eigenhändigen Eintragungen Abt EHRENFRIEDS II. (1449–1473) ist erhalten¹⁵.

Eine Schule ist in Kumburg ebenfalls nicht vorhanden. Zwar werden alle Mönche eine elementare Ausbildung in der lateinischen Sprache und im Chorgesang bekommen haben, aber nach außen wirkte diese Erziehung nicht. Auch diese, ursprünglich klösterliche Funktion, hatten städtische Schulen oder landesfürstliche Universitäten übernommen.

Kumburg als Stift

Betrachtet man die soziale Zusammensetzung des Konvents im 15. Jahrhundert, so fällt der starke Anteil von Haller Patriziern und fränkischen Niederadligen auf, so daß 1486 die Mönche ihr Kloster sicher mit Recht als *Spital des Adels* bezeichneten. Man hört von Regelverstößen, Exkommunikationen und



Großkomburg, SCHENKENkapelle. Josefskapelle innen, Wappenbogen mit Wappen der Limpurger und Tiersteiner. (Foto Landesbildstelle).

gescheiterten Reformversuchen. Außerdem wurde das Kloster zum Streitobjekt der nach der Landeshoheit strebenden Nachbarn Hall und Limpurg. In den Jahren 1479 bis 1489 vollzogen sich bedeutsame

Veränderungen. Bischof RUDOLF von Würzburg, Schenk WILHELM von LIMPURG – zugleich Domdekan in Würzburg und, als Vormund seiner Neffen, Oberhaupt der Schenkenfamilie – sowie die re-

formunwilligen Mönche verbündeten sich und erreichten beim Kaiser die Übergabe der Schirmvogtei an Würzburg bzw. die Schenken und beim Papst die Umwandlung des Klosters in ein weltliches Chorherrenstift. Der den Mönchen längst lästig gewordene Zwang der Regel entfiel, Klausur und gemeinsame Lebensführung wurden aufgehoben und das Stiftsvermögen in 8 Pfründen aufgeteilt, von denen die ritterbürtigen Chorherren lebten. Da diese meist nicht über die notwendigen Weihen verfügten, übernahmen Chorvikare die verbleibenden gottesdienstlichen Verpflichtungen. Diese neue Rechts- und Lebensform spiegelt sich in den Bauten. Für Räume zu einer gemeinsamen Lebensführung bestand kein Bedürfnis mehr, denn jeder Chorherr besaß seine eigene Wohnung, sofern er überhaupt in Komburg und nicht in Würzburg, Bamberg, Ellwangen oder Mainz lebte. Jeder Vergleich mit St. Gallen ist jetzt unmöglich geworden. Zwar wurden Neubauten errichtet, allerdings jetzt über die ganze Fläche des Berges verteilt und nicht mehr westlich der Kirche konzentriert. Gleich links vom Eingang der Anlage steht die alte Propstei, auch als GEBSATTEL-Bau bezeichnet. Dieser Bau wurde wohl schon unter dem ersten Propst SEIFRIED vom HOLTZ (Abt 1485–1489, Propst 1489 bis 1504) angefangen und unter ERASMUS NEUSTETTER (1569–1583 Dekan, 1583–1594 Propst und Dekan) vollendet. Da nach NEUSTETTER kein Propst mehr auf Komburg residierte, bewohnten gewöhnliche Chorherren das Gebäude.

Seinen Namen GEBSATTEL-Bau hat er, wie die übrigen Häuser oder Kurien auch, vom letzten Bewohner LOTHAR KARL ANSELM Freiherr von GEBSATTEL. Seine Person lohnt ein kurzes Verweilen: 1761 in Würzburg geboren, bekam er schon 1773 eine Pfründe in Würzburg, wurde 1778 Kanonikus und Kantor in Komburg und 1796 Domdekan in Würzburg. Nach der Übergabe Würzburgs an Großherzog FERDINAND von TOSKANA ernannte ihn dieser zu seinem Rat. 1814, beim Anfall Würzburgs an Bayern, zog er sich auf seine Familiengüter zurück, um seine bayrischen (als ehemaliger Würzburger Domdekan) und württembergischen (als ehemaliger Chorherr in Komburg) Pensionen zu verzehren. Während seiner Würzburger Zeit wurde er mit König MAX I. JOSEF von BAYERN bekannt und dieser ernannte ihn nach Abschluß des Konkordates 1818 zum Erzbischof der neugeschaffenen Erzdiözese München-Freising. Der 1846 als letzter der ehemaligen Komburger Kapitular verstorbenen GEBSATTEL hat als einer der wenigen Würdenträger der vorrevolutionären Adelskirche auch unter den seit 1789 völlig veränderten Umständen ein hohes

kirchliches Amt bekommen und verkörpert so ein Stück Kontinuität über die Umbrüche zwischen 1789 und 1815 hinweg, vielleicht aber auch ein Stück Restauration nach 1815¹⁶.

Die Dekane residierten nach NEUSTETTER erst im 18. Jahrhundert wieder in Komburg. Um sich eine standesgemäße Wohnung zu schaffen, begann WILHELM ULRICH von GUTTENBERG (Dekan 1695 bis 1736) 1715 mit dem Bau der Neuen Dekanei, nachdem der Neubau der Kirche abgeschlossen war. Auch das alte Refektorium wurde zu einer Kurie umgebaut und zwar zum ADELMANN-Bau, genannt nach dem Ellwanger und Komburger Chorherrn und späteren württembergischen Kammerherrn PHILIPP ALOIS Graf ADELMANN (1762–1823)¹⁷. Rechts vom Hof steht der WAMBOLDS-Bau, eine wohl im 16. Jahrhundert neu erbaute Kurie, die ihren Namen von dem Würzburger und Bamberger Domherrn und Komburger Kapitular KARL LUDWIG FRIEDRICH Freiherr WAMBOLD von UMSTADT (1769 bis 1843) bekommen hat. Im 18. Jahrhundert wurde eine Kurie neu errichtet, und zwar der REISCHACHBAU, genannt nach dem Augsburger Domdekan und Ellwanger und Komburger Chorherrn SIGISMUND MARIA von REISCHACH (1737 bis 1811)¹⁸.

Anmerkungen

- 1 F. SEIBT, *Utopica* (1972) S. 15
- 2 W. BRAUNFELS, *Abendländische Klosterbaukunst* (1969) S. 39 ff
- 3 K. SCHREINER, Sozial- und standesgeschichtliche Untersuchungen zu den Benediktinerkonventen im östlichen Schwarzwald (1964) S. 115
- 4 F. PRINZ, *Frühes Mönchtum im Frankenreich* (1965) S. 532 ff
- 5 SCHREINER (s. Anm. 3) S. 13 bes. Anm. 24
- 6 G. P. FEHRING, *Wüstung Wülfinen, Gem. Forchtenberg, Kr. Öhringen*, Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13 (1970) S. 101–103
- 7 H. M. MAURER, *Die Entstehung der mittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland*, ZGO 117 (1969) bes. S. 318 ff
- 8 G. P. FEHRING, R. SCHWEIZER, *Großkomburg, Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, Württ. Franken 56 (1972) S. 5–27
- 9 ebd. S. 24, vgl. BRAUNFELS (s. Anm. 2) S. 209 f
- 10 FEHRING (s. Anm. 8) S. 14
- 11 BRAUNFELS (s. Anm. 2) S. 78 ff
- 12 G. WUNDER, KRAFT von HEIMBERG, *Haalquell* 20 (1968) S. 17–19
- 13 F. PIETSCH (Hrsg.) *Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall Bd. 1* (1967) S. 54 f, U 1
- 14 ebd. S. 86 U 100
- 15 Staatsarchiv Ludwigsburg B 375 (Stift Comburg) Büschel
- 16 P. SIEWECK, LOTHAR ANSELM Freiherr von GEBSATTEL, *der erste Erzbischof von München und Freising* (1955)
- 17 E. MILDNER, *Das Ellwanger Stiftskapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung* (o. J.) S. 117 Nr. 10
- 18 ebd. S. 193 Nr. 169

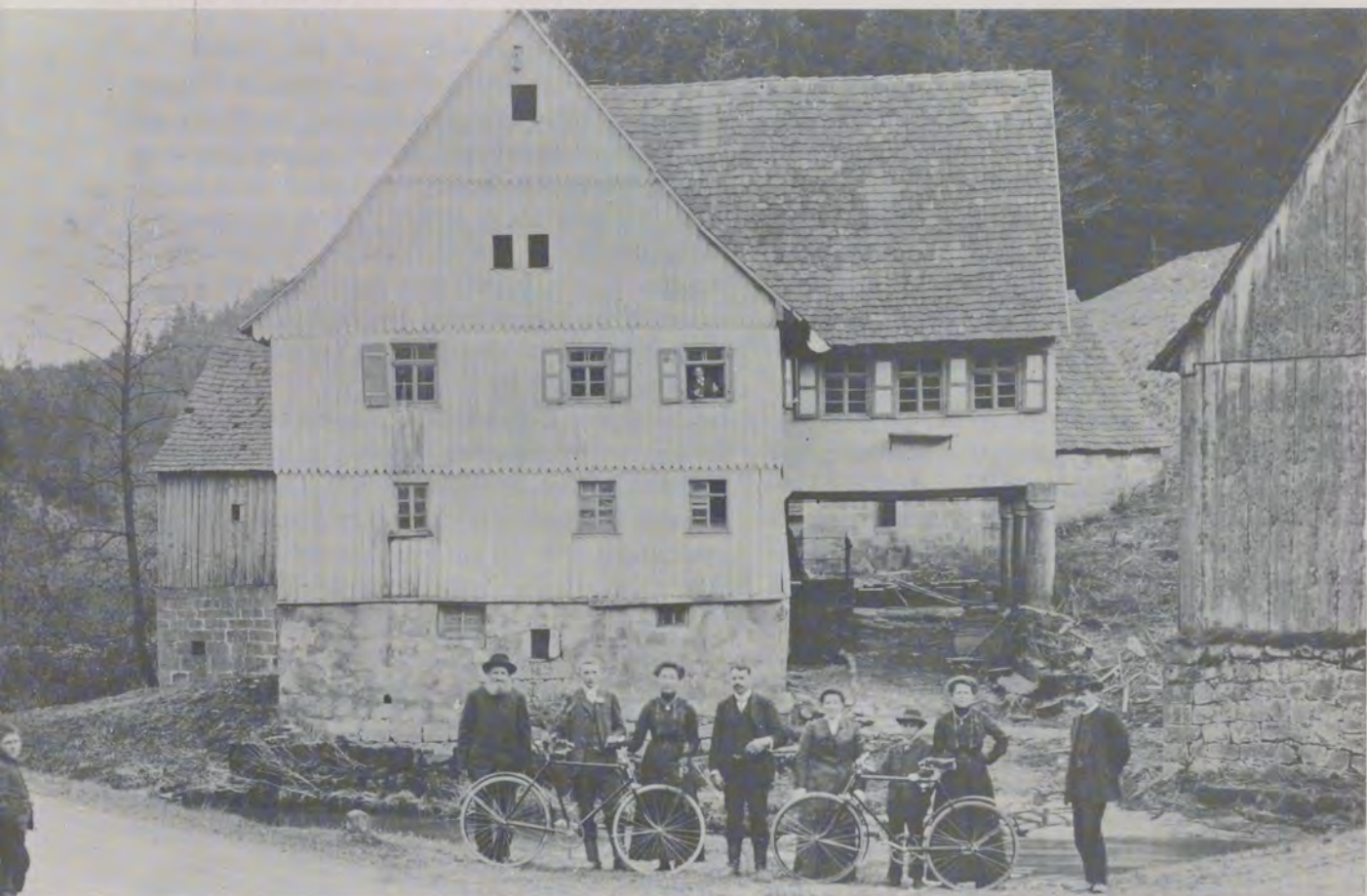
Die einst lebenswichtigen, mit Wasserkraft betriebenen Mühlen im Gebiet des Schwäbisch-Fränkischen Waldes gehören heute zu einem liebenswerten Bestandteil unserer Heimat, der von Wanderern und Erholungsuchenden bevorzugt aufgesucht wird. Die schönsten dieser Mühlen, soweit sie noch in ihrem alten Bestand erhalten sind, stehen daher berechtigterweise unter Denkmalschutz.

Nachfolgend soll über eine Mühle erzählt werden, die bis 1913 am Oberlauf der Fichtenberger Rot stand, von der aber heute nur noch Ruinenreste vorhanden sind, die Hankertsmühle bei Mainhardt.

Die Geschichte dieser Mühle, unweit der Stelle gelegen, an der der obergermanische Limes des Römerreichs aus der Zeit des 2. nachchristlichen Jahrhunderts die Rot überquert und sich eine römische Feldwache zum Schutze dieses Übergangs befunden hat, geht bis in das Mittelalter zurück. Schon 1371 ist von der «Hainkardtsmühle» als einer limpurgischen Besetzung die Rede.

Wie zur benachbarten Scherbenmühle, gehört zur Hankertsmühle eine eigene Markung mit 41 ha. Früher gehörte zu der Mühle ein geschlossenes Hofgut, das zum größten Teil aus Wald bestand. Lediglich die Talauen der Rot und des Schöntalerbaches sowie einige nicht zu steile Hangteile wurden landwirtschaftlich benützt. Zum Gut gehörten noch weitere 2 ha Wald auf Markung Schönbronn, 2 ha Wiesen auf Markung Mönchsberg (jetzt Mainhardt) sowie 2,5 ha Wiesen und Äcker auf Markung Württemberger Hof. Insgesamt war der landwirtschaftlich benutzte Teil des Hofguts wohl nie größer als 30 Morgen. Die enge, teilweise versumpfte Talage, ungünstiges Klima und meist geringe Bodengüte an den Hängen hatten zur Folge, daß der landwirtschaftliche Betriebsteil nie einen Gewinn abgeworfen haben kann. Dies geht auch aus einem Erlaß der Königlich Württ. Finanzkammer für den Jagstkreis hervor, in dem es u. a. heißt: *Das Gesuch des Müllers Gottlieb Wieland von der Hankertsmühle, Reviers Mönchsberg, um Entschädigung wegen des ihm*

Abb. 1: Historische Aufnahme der Hankertsmühle.



durch Holzabfuhr im Winther 1828/29 an seiner Wiesen angerichteten Schadens wird dem Kameralamt Oehringen und dem K. Forstamt Comburg zu erkennen gegeben, daß dem Bittsteller eine Schadloshaltung nach den vorliegenden Umständen der Unbedeutendheit des beschädigten Platzes, der dortigen geringen Güther-Preise 12 f bis 15 f (Gulden) ausbezahlt werden kann.

Die wirtschaftliche Stütze war wohl immer der Mühlenbetrieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der Wald wuchs in seiner Bedeutung erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Rohstofflieferant, einer Zeit, die gekennzeichnet war durch stetig steigenden Holzmangel.

Außer dem Bau- und hohen Brennholzbedarf wurde vor allem viel Holz verkohlt und an die zahlreichen Glas- und Eisenhütten (z. B. Ernstal bei Öhringen) geliefert. Auch die Saline in Schwäbisch Hall hatte einen hohen Holzverbrauch. Dazu kam noch der Eintrieb von Weidevieh in die Wälder sowie die besonders waldschädliche Streunutzung. Zahlreiche Flurnamen weisen noch darauf hin. Kein Wunder, daß daher zu Anfang des 19. Jahrhunderts sogenannte Hof- und Waldschlächter Bauernwälder aufkauften und kahlschlugen. Auf diese Weise ist auch der 35 ha große Waldbestand des Hankertsmühlguts vollständig abgeholzt worden. 1860 ging dieser Wald in abgeholztem Zustand in den Besitz des Müllers zurück, der ihn mit großem Erfolg wieder aufgeforstet hat. Doch mit dem Gut, das inzwischen durch Erbauseinandersetzung in 5 Teile zerlegt worden war, ging es weiter bergab. 1886 kaufte die Staatsforstverwaltung 19 ha zu 18 000 Mark und schließlich 1896 bei einer Versteigerung weitere 20 ha um 30 000 Mark. Dem damaligen Müller JAKOB TRINKLE verblieben laut Grundbucheintrag von 1873, nach der Erbauseinandersetzung, 7,8543 ha, meist landwirtschaftlich benützte Grundstücke.

Die Gebäude der Hankertsmühle bestanden aus Mahlmühle, Sägemühle, Wohngebäude, Scheuer, Kellerhaus sowie einem Wasch- und Backhaus. Die Einnahmen aus dem Mühlenbetrieb und der kleinen Landwirtschaft müssen zu Anfang des 20. Jahrhunderts immer kärglicher geworden sein, so daß die Kinder des Müllers nacheinander nach Amerika ausgewandert sind. Nachdem 1908 die Frau des Müllers von einem Treibriemen erfaßt worden war und dabei tödlich verunglückte, verkaufte TRINKLE 1912 sein ganzes Gut an einen Holzhändler auf dem Plapphof bei Fichtenberg und den Rößleswirt in Grab und wanderte selbst nach Amerika aus.

Diese beiden Käufer haben den Grund und Boden ohne die Gebäulichkeiten im Frühjahr 1913 an die

K. Württ. Staatsfinanzverwaltung um 9400 Mark weiterverkauft. Die Gebäude wurden auf Abbruch verkauft (siehe beil. Anzeige). Lediglich drei wuchtige Steinsäulen und das Eingangstor zur Mühle mußten auf Anordnung der Forstverwaltung belassen werden. In dem Kaufvertrag ist darüber folgendes enthalten: *Vom 2. April 1913 ab hat jede Nutzung auf den Grundstücken zu unterbleiben, insbesondere jede Grasnutzung – Tempora mutantur –, auch darf kein Schäfer ohne Genehmigung des Forstamts sich bei der Hankertsmühle längere Zeit aufhalten. Es darf weder im Walde noch an den Träufen, weder an den Obstbäumen noch an dem Uferholz und Erlengebüsch eine Nutzung stattfinden. Dagegen müssen die Gebäulichkeiten von den Verkäufern bis 15. 5. 1914 abgebrochen, die Bauplätze ordnungsgemäß verebnet und die Abbruchmaterialien, welche den Verkäufern gehören, abgeführt sein.* Über die Art des Abbruchs und die Abfuhr der Steine folgen weitere, ins einzelne gehende Vereinbarungen.

Von den oben aufgeführten drei Steinsäulen steht heute nur noch eine, die Reste der beiden anderen liegen am Boden. Daß die Säulen römischer Herkunft seien, wie von der einheimischen Bevölkerung behauptet wird, erscheint unwahrscheinlich. Vielleicht könnten sie vom Böhringsweiler Schloß stammen, das seit 1826 unbewohnt und dem Verfall preisgegeben war.

Die Hankertsmühle war – wie alle Mühlen im Schwäbisch-Fränkischen Wald – in einem Wasserrechtsbuch beim Oberamt Gaildorf als Triebwerk Nr. 39 eingetragen. Jede Änderung war genehmigungspflichtig. Die letzte Wasserschau fand am 17. Mai 1911 statt. Da gegenüber der Werksbeschreibung vom 20. 11. 1862 Änderungen vorgenommen worden waren, mußte der neue Bestand aufgenommen und genehmigt werden. Die Beschreibung hierüber im einzelnen ist untenstehend, im Anhang, aufgeführt.

Heute ist das Gelände der ehemaligen Hankertsmühle ein bevorzugter Erholungsplatz mit Sitzgruppen, einer Feuerstelle und einem kleinen Quellweiher geworden, der von Wanderern und Spaziergängern viel aufgesucht wird.

Jagstkreis
Oberamt Gaildorf
Gemeinde Hütten

Wassertriebwerk Nro. 39
Hankertsmühle

Beschreibung zum Gesuch des
Jakob Trinkle Werksbesitzer

Bei der Wasserschau am 17. Mai 1911 wurden an der Was-

Gebäude-Verkauf der Hankertsmühle.

Am Montag, den 28. April 1913, vorm. 9 Uhr werden sämtliche Gebäude der Hankertsmühle bestehend aus einem Wohnhaus mit Vorbau, eine Sägmühle, eine fünf- und eine dreisparrige Scheune, ein Waschhaus und ein Kellergebäude mit gutem Gewölbe auf den

Abbruch
sowie eine
Mahl- und Sägmühle-Einrichtung

öffentlich verkauft.
Die Gebäude liefern sehr gutes Baumaterial in Steine, eichenes und tanneses Bauholz, Dachziegel, Böden und Bretter; es werden auch einzelne Teile abgegeben.

Auf sämtl. Privatstraßen der Kgl. Forstverwaltung hat das Abbruchmaterial Erlaubnis zur Abfuhr.
Nehhaber sind freundl. eingeladen.

serbenützungsanlage folgende Abweichungen gegenüber dem genehmigten Bestand festgestellt:

- 1.) Statt zweier Wehrfallen mit zus. 4,18 m Weite ist ein festes Betonwehr mit 6,06 m Weite hergestellt worden.
- 2.) Die Oberkante des festen Wehrs liegt auf -0,01 bis -0,04, während nach der Werksbeschreibung vom 20. 11. 1862 die Oberkanten der Wehrfallen auf +0,77 und 0,88 lagen.

- 3.) Die Kanaleinlaßschwelle liegt 0,52 m tiefer als früher. Ferner ist die Kanaleinlaßöffnung 0,10 m zu eng und 0,19 zu hoch.
- 4.) Die Oberkante des Bereichs liegt 1 cm zu tief und ist dessen Fallenweite 11 cm zu eng, die Falle um 7 cm zu nieder.
- 5.) An Stelle dreier Räder in der Mahlmühle ist nur noch eines vorhanden.
- 6.) Die Öffnung vor dem Wasserkasten des Sägrads ist um 15 cm zu eng.
- 7.) Die Sägradfalle ist um 6 cm zu eng.
- 8.) Das Sägrad hat eine Breite von 0,70 m anstatt 0,86 m und einen Durchmesser von 2,82 m anstatt 3,15 m.
- 9.) Die Leerlauf- und Bereichfalle im Wasserkasten des Sägrads ist um 3 cm zu weit.
- 10.) Es wurde ein weiterer Mahlgang eingesetzt.

Anerkannt:	Aufgestellt:
Hankertsmühle,	Murrhardt, den 25. 7. 1912
den 7. 8. 1912	Stadtbaumeister Brand
der Werksbesitzer	
Jakob Trinkle	

Die Änderungen bzw. Ergänzungen im Sinne des Reg.-Erl. vom 16. 10. 1912 Nro. 6453 anerkennt:

Hankertsmühle,	Ergänzt und abgeändert
den 26. 12. 1912	Murrhardt, den 13. 12. 1912
Der Werksbesitzer	Stadtbaumeister Brand
Jakob Trinkle	

Der Werksbesitzer sucht um Genehmigung der Belassung dieser Abweichungen nach. Für die wesentlichen Teile der Wasserwerksanlagen gelten die nachstehend aufgeführten Maße und Zahlen:

Bezeichnung der Wasserbauteile		Länge	Breite bzw. Weite	Höhe	Höhen- lage über (+) unter (-) der Unterk. d. Eichklemme	Bemerkungen
		m	m	m	Schwellen- Oberkante m Tafel Oberkante m	
Festes Überfallwehr aus Beton	Überfall	—	6,06	—	links	Die Höhenzahlen be- ziehen sich auf die Unterkante der Eich- klemme von 1862 an der westlichen Ecke des Mühlgebäudes
	Absturzpitsche	—	7,75	—	mitten	
					rechts	
Kanaleinlaßöffnung			0,90	0,48	-0,50	Sohle am Auslauf
Betoniertes Zulaßgerinne			1,46			
			bis 1,35		-0,47	
Zulaufkanal ca. 215 m lang bis zum			1,80		+0,29 (Kanalufermauer	Sohle des Ablasses an der Falle
Bereich			bis 2,50		links)	
Bereich in der linken Kanalwand			0,46	0,39	-0,68 -1,43	

Bezeichnung der Wasserbauteile	Länge	Breite bzw. Weite	Höhe	Höhen- lage der Unter- Schwellen- Oberkante m	über (+) unter (-) d. Eichklemme Tafel Oberkante m	Bemerkungen
Zulaufkanal offen ca.	55	2,2				
Zulaufkanal überdeckt ca.	58	2,2				
Hölzerner Rechen vor Mahlrads	1,0	0,06 bis 0,08				
Mahlradsfalle		0,75	0,68	-1,04		
Mahlradsgerinne	0,90	0,88	0,68			
Mahlrads (mittelschlächtig)		0,99	4,50	-2,01		Radachse
Öffnung vor dem Wasserkasten des Sägrads		0,77	0,50	-1,04		Sohle
Wasserkasten des Sägrads	1,00	0,90				
Sägradfalle		0,40	0,80	-1,09		
Leerlauf- und Übereichfalle		0,40	0,30	-1,09	-0,79	
Sägradrinne	5,20	0,50	0,25			
Sägrad (oberschlächtig)		0,70	2,82	-2,81		Radachse
Unterkanal des Mahlrads	15,0	1,00				
Unterkanal des Sägrads	8,0	1,50				
Oberwasserspiegel					-0,79	
Unterwasserspiegel					-4,22	
Nutzgefälle					3,43	

Die mittlere Wassermenge der Rot am Triebwerk Nro. 39 kann zu 150 ltr/sec. angenommen werden, das Nutzgefälle beträgt 3,43 m. Hienach berechnet sich die rohe Wasserkraft zu $\frac{150 \cdot 3,43}{75} = 6,86$ Pferdestärken.

Betrieben werden im Wohn- und Mühlgebäude Nr. 1:

3 Mahlgänge, 1 Gerbgang, 1 Griesputzerei; in der Sägmühle 1 Hochgang mit 1 Blatt und eine Kreissäge.

Südafrika war sein Schicksal Zum 100.Todestag von Carl Mauch

Wolfgang Irtenkauf

Am 27. Juli 1867 vertraute ein gerade 30 Jahre alter Mann seinem Tagebuch folgende Zeilen an:

An diesem Tag brachte mir Herr Hartley die Nachricht, daß er, einem angeschossenen Elefanten folgend, an mehreren Gruben, in Quarz angelegt, vorbeigekommen sei, und daß er vermute, die früheren Bewohner des Landes hätten hier ein Metall ausgegraben. Was das aber für ein Metall sei, habe er noch nicht ausfinden können.

Nach der Beschreibung Hartleys mußte ich die Örtlichkeit von unserem Lagerplatz aus in einem Tage erreichen können, und so machte ich mich denn am nächsten Tage, mit meinem Hammer versehen, auf, um in der angegebenen Richtung suchen zu gehen. In einer Entfernung von etwa 4 1/2 englischen Meilen passierte ich einen kleinen

Bach, dessen Gerölle und Sand von einem talkigen Gneisgestein herrührte. Beim Untersuchen einiger herausgeholtter Steine fand ich Bleiglanz mit geringem Silbergehalt, ungemein glänzend, und Gold.

Höchst erfreut steckte ich meinen Hammer in den Gürtel, nahm das Gewehr auf die Schulter und rannte mehr, denn ich ging, nach dem Lager zurück, um diese freudige Botschaft zu melden.

Nachdem diese Fund-Nachricht bekannt geworden war, setzte in Südafrika – denn dort spielt diese Szene – das ein, was man später «Goldrausch» genannt hat. «Diggers» – einzelne Goldgräber – und ganze Expeditionen brachen in größter Eile zu den neuen Goldfeldern auf.

Der Entdecker jedoch, ein Mann, der bald darauf mehr oder weniger in Vergessenheit geriet, glaubte, das sagenhafte Land Ophir gefunden zu haben, aus dem, nach dem Zeugnis der Bibel, einst König SALOMO zu Schiff Edelsteine und Gold wegtransportieren ließ.

Dieser Mann hieß CARL MAUCH, geboren am 7. Mai 1837 in Stetten im Remstal als Sohn eines Schreiners. Seine Mutter schrieb später: *Unser wenigcs Vermögen, das ich und mein Mann gehabt, haben wir an unsere Kinder gewendet, um sie ausbilden zu lassen, damit sie ihr Brot in der Fremde verdienen konnten.*

Schon dem zehnjährigen Schüler CARL MAUCH war aufgefallen, daß in seinem Schulatlas auf der Karte von Afrika allerhand weiße Flecken waren. Und mit 15 Jahren stand für ihn fest: er wollte Entdeckungsreisender werden. *Daß gewisse Studien hierzu notwendig seien, sah ich wohl ein, und mit besonderer Vorliebe hatte ich mich darauf verlegt, mich mit der Insektenwelt vertraut zu machen, ohne jedoch Sammlungen im elterlichen Hause anlegen zu dürfen. Es bedurfte fernerhin keiner weiteren Anregung; der Entschluß stand fest, wenn ich ihn auch nirgends laut werden lassen durfte.*

CARL MAUCH wird, nach seiner Seminarzeit in Schwäbisch Gmünd, Lehrer. Nach einem etwas unglücklichen Einstand in diesem Beruf zieht er als Hauslehrer nach Marburg in die untere Steiermark. Hier lernt MAUCH, um seinem Jugendziel näherzukommen, Englisch und Arabisch; doch auch der Körper wird trainiert, um kommenden Strapazen gewachsen zu sein.

Ich suchte meinen Körper zu stählen durch Fußreisen von 6 Meilen und mehr pro Tag, in jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, in jeder Gegend, öfters ohne Speise und Trank bis zur Rückkunft zum Ausgangspunkt, in derselben gleich warmen Kleidung; dabei vernachlässigte ich das Turnen und die Schießübungen nicht. Von Natur aus bin ich groß und kräftig gebaut und von unverwüsthlicher Gesundheit. Nach dem Vorausstehenden glaube ich mich für befähigt zu halten, an einer Expedition teilnehmen zu können.

Wie MAUCH sein Traumziel Afrika erreicht hat, wissen wir nicht. Alle näheren Lebensumstände sind für die Zeit der Abreise in Dunkel gehüllt.

Von Johannesburg aus reiste MAUCH, inzwischen 28 Jahre alt, nach Rustenburg, einem kleinen Dorf in Transvaal: *Nun, durfte ich zu mir selbst sagen, hast du die Vorbereitungsklasse zum Reisen absolviert und trittst in die eigentliche Reiseschule, du bist Primaner geworden. Nun konnte ich den Körper auf die Probe stellen, ob er Klima und allerlei Strapazen zu ertragen vermöge und ob die Übungen, denen ich mich in der Heimat unterzogen hatte, etwas gefruchtet haben. Es war zunächst meine Sorge, in dieser Weise möglichst viel Mate-*

rial zu sammeln und durch die in die Heimat zu sendenden Resultate meine Befähigung zum Reisen darzutun, um sodann auch hoffen zu dürfen, mit einiger geldlicher Unterstützung mich freier bewegen zu können. Die Verhältnisse hatten sich gegen mein Erwarten so günstig gestaltet, daß ich alle Aussicht auf das Gelingen meiner Pläne haben durfte.

CARL MAUCH durchwandert Transvaal, heute die nördlichste Provinz der Südafrikanischen Union, kein ungefährliches Unternehmen in diesem fast menschenleeren Hochland. Politisch war Transvaal damals ein Freistaat, gebildet von den Buren, die sich immer wieder gegen kriegerrische Zulus zu wehren hatten.

Zunächst wird der Einzelgänger nicht beachtet. MAUCH entwirft eine Karte von Transvaal, er nimmt Höhenmessungen auf den Bergen vor, geht den Gewohnheiten der Tsetsefliege nach – kurz, er führt das Leben eines Forschers. MAUCH schließt sich dabei dem Elefantenjäger HARTLEY an, der seine besonderen Nöte mit den Zulus hat: *Soviel man von dem Zulu-Häuptling hört, ist ein Besuch bei ihm nichts weniger als erfreulich oder lukrativ. Etwaige Elefantenjäger, gleichviel ob von weißer oder schwarzer Farbe, erhalten die Erlaubnis, einige dieser Tiere erlegen zu dürfen nur durch bedeutende Geschenke an Gewehren, und von der erlegten Beute gehört der den Boden berührende Zahn allemal dem Häuptling, der andere darf dann für einen Preis gekauft werden, den er selbst ansetzt. Gewöhnlich vergiftet er, nach diesem oder jenem Gegenstand, der ihm in die Augen stach, gleich zu fragen. Er schickt daher dem bereits geschiedenen Jäger eine ziemlich zahlreiche Bande nach, um das Vergessene und Übersehene mit Güte oder mit Gewalt in die Hand zu bekommen. Seine Räuberbanden, die das Land in jeder Richtung durchziehen, bewogen mich, seine Bezirke zu meiden.*

Während dieser Reisen lernt CARL MAUCH in dem trockenen, sommerheißen Land Hunger und Durst kennen. Seine Tagebücher sind voll von Schilderungen, wie froh er zum Beispiel schon war, ein Stück kaum verdaulichen Büffelfells zu ergattern. Damals hört er auch von den Entdeckungen der berühmten südafrikanischen Diamantenfelder, die MAUCH dann zweimal aufgesucht hat.

Mittlerweile waren die einzig in ihrer Art dastehenden Diamantenfelder an der Vereinigung der beiden Hauptquellflüsse des Oranjestromes entdeckt worden, und neben dem geographischen Interesse trieb mich auch die Hoffnung auf einen glücklichen Fund, sie aufzusuchen. Ein gewerbsmäßiger Diamantsucher war ich aber nicht und wollte es auch nicht werden. Da Fortuna mir nicht günstig war, kehrte ich der Gegend den Rücken. Mehrfache Versuche, Diamanten von den Eingeborenen zu erhandeln, zerschlugen sich an den fabelhaft hohen Forde-

rungen; so wurde für einen kleinen, nicht einmal reinen Diamanten von 2–3 Karat ein Zeltwagen mit den dazu nötigen Zugtieren verlangt, für einen anderen von 68 Karat 100 Stück Rindvieh. Am eigenen Graben nach den teuren Kleinodien konnte ich auch später der aufwendigen Zeit wegen nicht denken. Ich verließ die Felder unbefriedigt.

Hunger und Durst, die Strapazen und das südafrikanische Klima setzen CARL MAUCH zu, mehr als er sich eingestehen will. Seine Tagebücher berichten von einer dreitägigen Bewußtlosigkeit, doch unter den sorgsam pflegenden Händen eines Missionars der Berliner Gesellschaft erstarkt er rasch wieder. Als er den höchsten Berg Transvaals mit der Höhenmessung von 2680 Meter bestimmt – es ist die später nach ihm benannte MAUCHspitze – bricht er erneut bewußtlos zusammen.

Hier erreichen ihn auch – wenngleich reichlich verspätet – die Nachrichten vom Verlauf des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71. In patriotischer Aufwallung nennt er ein reiches Goldfeld «Kaiser-WILHELM-Feld», einen Berg schmückt er mit BISMARCKS Namen und eine Kuppe mit demjenigen MOLTKEs. 1871 notiert CARL MAUCH: *Im Hinblick auf das einig gewordene, in erster Linie der Nationen dastehende Vaterland und mit dem Vorbild des siegekrönten Kaisers im Herzen sei der wertvollste und wichtigste, bisher rätselhafteste Teil Afrikas in Angriff genommen, das alte Monomotapa oder Ophir. Gott helfe mir!*

Dieses gelobte biblische Land Ophir und der Versuch, die legendäre Königin von Saba in den Ruinen des südafrikanischen Zimbabwe anzusiedeln, bestimmen von nun an MAUCHs Reisen und Spekulationen. Er hätte sich mit seiner Entdeckung des Goldfeldes Reichtümer erwerben, auch Diamanten hätte er schürfen können, denn kaum einer hat das Land so wie er gekannt. Doch CARL MAUCH interessiert diese Dinge nicht. Der Forscherdrang paart sich bei ihm auf eine merkwürdige Weise mit der Vorstellung, biblischen Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Das sagenhafte Reich Saba ist deshalb mit der biblischen Geschichte so verflochten, weil eine Königin von Saba bei einem Besuch Jerusalems von König SALOMO einen Sohn empfangen hatte, der zum Gründer der salomonischen Dynastie wurde. CARL MAUCH glaubte nicht wie andere Forscher an eine Lokalisierung dieses Reiches im Jemen, in Arabien oder sogar Indien, er wollte es vielmehr in Südafrika entdecken und nachweisen. Im Jahre 1871 brach er dann mit einigen schwarzen Trägern zu den Ruinen des vermuteten Saba-Reiches auf. Auf diesem Zuge wurde er mehrmals bestohlen, ja sogar sein Leben war bedroht. *Da war es nicht zu verwundern, wenn mir der Gedanke kam, selbst*

Hand an mein Leben zu legen, bevor ich vielleicht einer langsamen Marter erliegen mußte.

Als ihn die Malakakas, einer der Eingeborenensämme, gefangensetzten, sah MAUCH sein Ende voraus. Ich erstaunte nicht wenig, da ich erfuhr, daß die Malakakas die Absicht hätten, den Häuptling zu veranlassen, mich «als seinen weißen Mann» zum Gast und Gefangenen zu behalten. Willigte ich ein, so verurteilte ich mich zu einem elenden Leben; schlug ich es aus, so lief ich doppelt Gefahr, mein Leben zu verlieren. Da es aber doch einmal, wie ich glauben mußte, auf dem Spiele stand, so sollte auch alles, selbst das Unwahrscheinlichste, versucht werden.

In dieser Nacht schrieb MAUCH an einen ihm bekannten, in der Nähe weilenden Abenteurer und bat ihn, er möge ihn auslösen: *In einigen Minuten waren ein paar Zeilen zu Papier gebracht und abgesandt. Spät in der Nacht erschien er. Er erkannte bald das Gefährliche meiner Situation und den Vorteil für sich selbst. Der Sprache der Malakakas ziemlich kundig, wußte er es dahin zu bringen, daß der Häuptling mich endlich gegen ein besonderes Geschenk für drei seiner Söhne und für sich selbst ziehen ließ. Ich ging natürlich mit diesem unerwarteten Helfer in der Not. Das war der 31. August 1871.*

MAUCH blieb bis zum Mai des folgenden Jahres in der Gesellschaft des weißen Abenteurers. Gehen wir fehl, wenn wir diese lange Zwischenpause mit seiner angeschlagenen Gesundheit in Verbindung bringen? Wohl kaum.

Doch MAUCHs Forscherdrang wurde aufs neue angestachelt durch die Nachricht, man finde in den Ruinen von Zimbabwe noch *Spuren und Reste von Schmelzöfen*, ferner einen merkwürdigen Topf, der immer seinen Standplatz ändere.

Am 3. September 1872 wurde der Berg bestiegen. Er ist in gerader Linie etwa eine Stunde entfernt, von ziemlicher Höhe, mit kahlem Gipfel, von wo aus man eine prächtige Rundschau genießt. Erst allmählich getrauten sich meine Begleiter auf die Spitze hinauf, und der eine derselben, der seine zehn Zehen durch Feuer verloren hatte, deutete plötzlich in östlicher Richtung auf einen etwa 2½ Stunden entfernten Hügel und meinte, daselbst wären größere Mauern, die auch von Weißen gebaut worden seien. Bravo! rief ich aus, das ist es, was ich seit vier Jahren anstrebe, welches Glück! Und wie unerwartet! Gott sei gepriesen!

MAUCH untersuchte nun die Mauern, mußte aber einräumen, daß die von ihm entdeckten Ruinen *an und für sich nur wenig Anhaltspunkte* für seine Hypothese bieten.

In seiner Enttäuschung, nichts Konkretes gefunden zu haben, griff er nach den Erzählungen der Eingeborenen, die von seltsamen Opferfesten an den

Ruinen zu berichten wußten. Daraus zog MAUCH den später von der Forschung nicht anerkannten Schluß:

Die Ähnlichkeit dieser Opfer mit jenen vom israelitischen Kultus vorgeschriebenen ist eine unverkennbare. Die Grundzüge sind deutlich vorhanden, wenn auch das Detail vieles zu wünschen übrig läßt. Darauf gestützt glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine eine Nachbildung jenes Palastes ist, worin die Königin von Saba während ihres Besuches bei Salomo wohnte. Es ist wohl zu vermuten, daß die Königin sich während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Jerusalem zum Judentum bekehrt hat und im Bewußtsein, daß sie alles Material und alle Schätze, wie sie in den Bauten Salomos verwendet worden waren, in ihrem eigenen Lande besitze, den Entschluß faßte, mit Hilfe phönizischer Bauleute ähnliche Gebäude aufführen zu lassen.

Ich weiß wohl, daß durch tiefe Studien und energischen Fleiß meisterhafte Abhandlungen von seiten sehr gelehrter Autoritäten zutage gefördert worden sind, nach welchen Ophir teils nach Indien, teils nach Arabien (und wer weiß wohin sonst noch) verlegt worden ist. Ohne diesen Ansichten nahetreten zu wollen, glaube ich dennoch, auch meine eigene Meinung abgeben zu müssen, daß Ophir das heutige Sofula oder Sofora ist. Selbst die Tatsache, daß ich nirgends eine Spur von Inschriften bemerken konnte, scheint mir für die Richtigkeit meiner Ansicht zu sprechen, denn nirgends lesen wir, daß Salomo in seinem Tempel irgendwelche schriftliche Charaktere angebracht habe.

So konnte CARL MAUCH zusammenfassend sagen: *Ich wage zu schließen: Die Königin von Saba der Bibel ist die Königin von Zimbabwe. Die von mir entdeckten Ruinen sind Nachahmungen des Tempels und Palastes von Salomo.*

Während dieser Hochstimmung meldet sich bei MAUCH ein neuer Malariaanfall. Nur unter Fieberqualen erreicht er den Sambesi und trifft dort auf ein Boot, das zur Hafenstadt Quelimane fährt.

Der Forschungsreisende ist völlig mittellos. Ein französischer Kapitän erbarmt sich des Kranken und schafft ihn nach Marseille. Im Januar 1873 trifft der Kranke dann im Remstal, in seinem Geburtsort Stetten, ein. Der König von Württemberg gewährt ihm einen einmaligen Zuschuß von 800 Gulden. Doch eine wissenschaftliche Dauerstellung zeichnet sich für den mittlerweile 36 Jahre alt gewordenen Afrikaforscher nicht ab. So nimmt CARL MAUCH das nächste Angebot für eine Reise an. Diesmal geht es nach Mittelamerika, ohne Ziel und Absicht. Ein Dresdner Naturforscher finanziert das Ganze. In Venezuela kommt es jedoch zu Ausein-

andersetzungen, die MAUCH zur Rückkehr nach Deutschland bewegen.

Damals schilderte ihn ein Zeitgenosse so: *Schon die äußere Erscheinung verbannte jeden Gedanken an die Schultube, an die lästigen Bande einer sich immer und immer wiederholenden Alltäglichkeit. Auf kräftigem, athletischem Körper saß ein gewaltiger Kopf mit üppigem Haarwuchs; mächtig wallte der Vollbart auf die Brust nieder, klug und freundlich blickten die nicht großen blauen Augen, ruhig und freundlich in der harmlosen Unterhaltung, voll Feuer und Leben im Augenblick der Gefahr oder der Erinnerung daran. Ein freundlicher Mund ergoß in schlichter, einfacher Rede, der man gerne zuhörte, das Innere eines groß und edel denkenden Menschen, und das ohne Selbstverherrlichung und Schönfärberei, neidlos die Verdienste anderer anerkennend. Der fromme Sinn, den schon in früher Jugend die Eltern in ihm geweckt hatten, verließ ihn nie trotz alles Lernens, Forschens und Strebens; im Gegenteil, er befestigte sich mehr und mehr und verlieh dem Manne den festen Halt und die kräftige Stütze, die ihn weder im Glück noch im Unglück verließen.*

Freilich, für diesen Mann fand sich an keiner wissenschaftlichen Einrichtung ein Platz. So war CARL MAUCH gezwungen, in Blaubeuren bei der dortigen Zementfabrik einem Brotberuf nachzugehen, der ihm lediglich die Möglichkeit bot, in den Mußestunden seine Reiseberichte zu Papier zu bringen. Im Jahre 1875 erkrankte CARL MAUCH an einer Lungenentzündung. Am Karfreitag jenes Jahres, es war der 26. März, kehrte er abends von einem Spaziergang zurück. Vom Fenster seiner im zweiten Stockwerk gelegenen Blaubeurer Wohnung stürzte er in der Nacht auf das Pflaster. Niemand weiß, wie es zu diesem Fall kam. Morgens um zwei Uhr fanden ihn vorüberziehende Fuhrleute. MAUCH hatte sich die Wirbelsäule gebrochen, seine Füße waren gelähmt. Auch die Überführung ins Stuttgarter Ludwigsspital konnte den schwer Verletzten nicht mehr retten. Ein Freund schrieb später: *Mächtig wehrte sich der gewaltige Körper gegen die Macht des Todes, wirr sprach sein Mund afrikanische Sprachen durcheinander, bis sich am Abend des 4. April 1875 seine Augen für immer schlossen.*

Auf dem Stuttgarter Pragfriedhof ist er begraben. In Schwäbisch Gmünd wurde ihm damals vom Verein württembergischer katholischer Volksschullehrer ein Denkmal errichtet. Dies sind die Worte:

Große Beispiele sind der Jugend Leuchte. Karl Mauch, deutscher Afrikareisender, geboren am 7. Mai 1837, gestorben am 4. April 1875. In Afrika 1865–72, Entdecker der Ruinen von Zimbabwe. Mauchs Devise: Für Gott und Vaterland.

Nach einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks.

Vorbemerkung: Der Süddeutsche Rundfunk hat im letzten Jahr zu einem Mundartlyrik-Wettbewerb aufgerufen. Dieser Wettbewerb ließ plötzlich die Fäden, an denen sonst meist in der Stille und in den verschiedenen Gegenden des Landes gesponnen wird, zusammenlaufen; nachdem nun der Knäuel entwirrt ist, fügt sich das Ganze zu einem beschreibbaren Überblick. Das Ergebnis des Wettbewerbs war, um es zunächst mit Zahlen zu sagen, ein Waschkorb mit rund 2000 Gedichten von etwas mehr als 600 ungenannten Einsendern, die ihren Gedichten ein Kennwort und im verschlossenen Umschlag die Adresse beigefügt hatten.

Das sind Zahlen, die schon ein wenig an jene Preisausschreiben erinnern, bei denen am Ende ein charmantes Mädchen in eine Trommel greift und den glücklichen Gewinner zieht. Ein Verfahren, das hier nicht möglich war, auch wenn wohl niemand vom Preisgericht bestreiten wird, daß auch bei seiner Entscheidung zwischen dem letzten Dutzend Ausgewählter ein bißchen Zufall und Glück mitspielte.

Wahrscheinlich wäre die Zahl der Einsender noch höher gewesen, wenn sich dieser Wettbewerb nicht auf M u n d a r t - Lyrik beschränkt hätte. Nur auf den ersten Blick sieht es nämlich so aus, als seien Mundartgedichte so etwas ähnliches wie Vogelgezwitscher, Naturlaut, den jeder hervorbringen kann, wenn er sich nur zu seiner sprachlichen Herkunft bekennt und sich seinen Stimmungen überläßt.

Dialekt ist zunächst einmal gesprochene Sprache, und allein schon die Schwierigkeiten der Niederschrift zeigen die «Künstlichkeit» und die Schwierigkeit des Unterfangens, im Dialekt zu dichten. Wahrscheinlich haben es auch mehr als die 600 versucht, die ihre kleinen Werke schließlich zur Post brachten. Eine, der es dann doch gelang, hat ihr Problem in Verse gefaßt:

Feafhondert Mark, ond dia fast gschenkt!
Dia miaßet her, so haone denkt.
A Bleistift her ond a Papier
glei word a Dichter so aus mir.
's muaß äbbes Bodastendichs sei,
i schreib halt viele le dra nei
ond mit hano wird au net gspart.
Jetzt goht's glei los, i wär parat.
Doch's schlag doch glei der Donnder nei
mir fällt pardu koa Thema ei!
Von Spätzle ond von Gogawitz
des isch aadroscha. O, i be knitz,
i woas a Gschichtle, jetzt hoaßt's reima,
ond net bloß Wörtla zammaleima.
Desch'd abber leichter gsait wia doa
es tuat sich arg schwer onseroar.
Reimt sich ebbas, hats koan Senn,
ond hats en Senn, no isch koa Reimle dren.
Ond erscht dui Schreiberei isch bled!
Mit Hochdeutsch hanne nia so Aerger ghet!
Ja Hemmel Schtuagert aber au!
Des muaß jetzt grad zom Possa gao:

Uff Schuurz goht – kuurz, des isch doch klar,
uff Schätzle – Kätzle, Spätzle gar.
Obach! i han's! gschwend stät ond still!
Jo Dreckle! send nae Silba zviel,
ond dort drei zwenich. Wia des holpert!
Grad wia mer iber d' Feldweg stolpert.
I worr scho selber ammer irr.
Em Kopf goht alles henterschefir!
Mei Meggel raucht vor lauter Denka,
mei Hirn tua i mer schier verrenka,
omsonscht! Es isch mer halt net geba,
dui Lirig goht mer ganz dr'neba.
Jetzt mache Schluß mit sellem Aerger,
laß pfludera dia hondert Märker,
ond mach beim Daimler Iberstonda,
do ben e wägger net so gschonda.
Ao firder laß e 's Dichta bleiba,
soll doch dr Blau alloa sei Versla schreiba.

Diese Verse von LEONORE WIEDEMANN bezeugen nicht nur, daß einem erst einmal etwas einfallen muß, ehe man loslegen kann; sie sind auch deshalb aufschlußreich, weil sie deutlich machen, daß sich mit dem Begriff der Mundartdichtung ganz bestimmte Erwartungen verknüpfen. Das «Bodenständige» (unter dem man sich freilich sehr Verschiedenartiges vorstellen kann), die Anhäufung niedlicher Verkleinerungen und die Garnierung mit schwäbischen Ausrufen – das hat unsere Autorin nicht erfunden, sondern an den verbreitetsten Typen herkömmlicher Mundartdichtung abgelesen.

Zu diesen Typen gehört das *Gelegenheitsgedicht*, das aus Anlaß irgendeines Festes oder einer Ehrung geschrieben wird, die versifizierte *Anekdote*, also die komische kleine Erzählung in mundartlichen Reimen, das *Lob der Heimat*, das sentimentale *Naturgedicht* und die ländliche, manchmal auch kleinstädtische *Idylle*.

Diese Typen bildeten sich heraus und verfestigten sich im letzten Jahrhundert; aber bis in unsere jüngste Vergangenheit herein glänzten selbst die Meister der Mundartdichtung eher dadurch, daß sie diese Typen besonders gekonnt ausformten und ausfüllten, als daß sie diese überwunden hätten. So ist es nicht verwunderlich, daß diesen thematischen Gruppen auch der weitaus größte Teil der Einsendungen beim Mundartlyrik-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks zugewiesen werden kann. Rund 5% sind Gelegenheitsgedichte im engeren Sinne: «Zum Siebzigsten», «Silberhochzeit», «Unserem Wanderführer», «Dr Chef goht heut in Ruhestand», «Dr Führerschei'» – so ähnlich lauten die Überschriften.

Rund ein Fünftel aller Einsendungen sind Heimatgedichte, sei es nun, daß sie in allgemeiner Form das Schwabenlob singen, oder daß sie sich einer Region, einem Tal, einem einzelnen Dorf zuwenden. Ungefähr gleich groß ist die Zahl der Gedichte, in denen lustige Geschichten und Streiche erzählt werden, von denen fast die Hälfte in der Schule spielt; die naiven oder knitzen Bemerkungen der Schüler werden durch den Dialekt verstärkt: Mundart und Kindermund als doppelte Garantie für die Komik.

Auch Naturgedichte gibt es in großer Zahl; bezieht man die Überschneidungen mit der Heimatlyrik ein, so handelt es sich wieder um rund ein Fünftel der eingesandten Gedichte, also immerhin um etwa 400. Aber bei dieser Gruppe wird erstmals deutlich, daß eine bloße Fortschreibung der alten Gattungseinteilung den jetzt vorgelegten Gedichten nicht gerecht wird. Zunächst einmal fällt auf, daß nur eine ganz kleine Zahl von Gedichten lediglich eine Naturbeschreibung liefert. Die Bilder der Natur sind vielmehr fast immer der Anlaß für allgemeine Betrachtungen, für religiöse Wendungen manchmal, sehr viel häufiger aber für besinnlich-moralisierende Verse, die zum Beispiel vom morgendlichen Vogellied zur aufmunternden Wirkung menschlicher Freundlichkeit und vom Herbstlaub zur Vergänglichkeit des Menschen hinüberlenken. Das ist sicherlich nichts Neues; diese Wendung liegt schon im vorher gebrauchten Begriff des Sentimentalen; auffallend ist höchstens das Ausmaß, in dem Natur moralisierend durchdrungen, ausgefüllt und manchmal auch ausgebadet wird.

Wichtiger aber noch ist, daß in einer zwar kleinen, aber doch auch nicht zu kleinen Zahl von Gedichten das Verhältnis zur Natur gebrochen ist – Natur also nicht als der positive Vorwurf, als Gegenüber, dem man sich beglückt-besinnlich zuwendet, Natur vielmehr als Gefährdetes, Zerstörbares und zum

Teil schon Zerstörtes, das Störungen und Zerstörungen unseres Daseins widerspiegelt. Manchmal unmittelbar, wenn etwa die frühere Lauterkeitspoesie von Bächlein, Flüssen und Seen umschlägt in krasse Kloakendichtung. Manchmal auch zurückhaltender, vermittelt, wie in dem folgenden Weihnachtsgedicht von EUGEN PFAFF aus Plankstadt, in dem die ferne Silhouette bunter Reklamelichter sich nicht etwa einfügt in die weihnachtliche Stimmung, sondern diese durchbricht:

Wama nochher dursch Heidlbärg fahre
werre iwwaral Lichder bränne:
roude, gehle, griene unn bloe!
S' isch nämlich Weihnacht –
die Zeit fa die vakitschte Eikafslighder!

Do howwe uff im Bärg iwwa Wilhelmsfeld
isch's ruhisch unn schdill.
Doch awwel bassierts:
Wie wann sie außare gebore were
rudsche digge Newwlbolle
die «Holzäppldall» nunna!

Sie dopse durchs Dal
unn uff da annare Seit
halwa dä Hang nuff
ins winderblasse Gras.

Do blost in leischder Wind
vunn Altneidorf her
unn verdeelt dä Newwl
iwwa Heiser, Wiese unn Wald,
sou gschickt,
wie unsa Mudda frieher die Engelshoor
iwwa dä Weihnachtsbam.

Aus dä Fenschder kumme imma mä Lichder
durch dä Newwl unn die Dämmarung.
Es wer fascht ä feschtlich Bild,
wann na die Lichder nett a
roud unn gehl unn grie unn blo were!

Im nächsten Gedicht sieht Dr. PHILIPP BRUCKER aus Lahr, wo er als beliebter Oberbürgermeister amtiert, hinüber zum Lingekopf in den Vogesen. Und der Gedanke an die dort liegenden Soldatengräber aus dem Ersten Weltkrieg durchschneidet jäh das bequem-friedliche Bild, das sich die Leute weithin machen:

Lueg, wiä d' Sunn schön untrgeht,
sage d' Lit.
Hintr dr blauwe Berg
am siidene Himmel
im Owendfriele,
sage d' Lit.

Aw'r 's isch nit wohr!
Bluet het si gsoffe,

ooderewiis,
 Mensche het si gfresse,
 huffewiis.
 Un jetz schiint si uf d' Knoche,
 wo dr Rege rusgwäsche het,
 uf d' Fetze, wo-n-im Droht hänke,
 un uf d' hittige Lit,
 wo gaffe-n-un lache-n-un vespere
 mittsinne im Totefeld.

Lueg, wiä d' Sunn schön untrgeht,
 sage d' Lit.
 Hintr dr blauwe Berg
 am siidene Himmel
 mit-eme roote Schiin.
 Un si sähne nit, wiä's Bluet rabtropft
 vum Himmel uf d' Erd,
 derthin, wo si leije un still sin . . .

Natur meint schon in der traditionellen mundartlichen Naturlyrik nicht nur die scheinbar unberührte Natur der Berge und Täler, Wiesen und Wälder. Bäuerliche Anwesen und bäuerliche Tätigkeit fügten sich hier ein; auch sie wurden gemalt als ein Stück Natur. In der heutigen Dialektlyrik dagegen – soweit diese *w i r k l i c h* von heute ist – sind Dörfer und Höfe und landwirtschaftliche Tätigkeiten nicht mehr Elemente der Natur, sie sind in all ihrer elementaren Natürlichkeit gesellschaftliche Probleme.

Einer der Preisträger, der in der fränkischen Mundart seiner Heimatstadt Schwäbisch Hall schreibende DIETER WIELAND aus Stuttgart, zeigt am Beispiel eines alten Hofes, wie hier nicht nur Mauer- und Fachwerk zerfallen, sondern auch herkömmliche patriarchalische Ordnungen, Lebensformen, die Jahrhunderte Geltung hatten: Der Vater ist schon ein Opfer seines übergroßen Dursts geworden, nur die alte Mutter lebt noch im Fachwerkhause, die «Jungen» wohnen «zwei Ackerbreiten weiter» in einem Neubau.

Was Schtaa isch, sandlt roo. Em Fachwärb faule d Fieß. Dr Dachschtuehl – woermich un verhoudscht vum Wiind.	zwie Aggerbraate waiter, wu s ougnähm schmeckt un kaa Salpääder noocht am Butz.
Em alde Bauere sa Doerscht isch uff dr Heff. Jetz drinkt 'r Reeche dauß voerm Oert.	Im Härbscht ranschiere s' iehrne Kärrich in de alde Houf. Se bräche s Oubscht un blooche d Muedder um en Kreewe, um en Sack, e Schnuer –
De Junge froocht mr nooch	

Mit diesem Beispiel ist im Grunde auch schon die letzte der erwähnten thematischen «Gattungen» anvisiert – und in Frage gestellt: die idyllische Mundartpoesie. Hier wird die Änderung, die Entfernung von den überkommenen Strickmustern am deutlichsten. Natürlich gibt es auch noch die traditionellen Szenerien wie etwa die Bank hinterm Haus, den Stammtisch, das Weinstüble, in dem freilich die Gäste nicht nur von der guten alten Zeit plaudern, sondern auch auf das jüngste VfB-Ergebnis warten.

Und es gibt nach wie vor jene Themen, die sich gewissermaßen fast von selber dichten: den alten Krämerladen, dessen verschrobenes Allerlei an sich schon ein Stück Poesie ist; das Volksfest mit Buden und Zelten und Karussells; den Markt mit seinen bunten Farben; die aufgebauten Tombola-Geschenke am Vereinsfest – auch sie ein Beispiel für die behagliche Stimmung, die von geordneter Unordnung ausgeht. In der Behandlung solcher Themen schwingt etwas mit von jener Einstellung, die in den Gedichten merkwürdig oft bei ihrem modischen Namen genannt wird: Nostalgie.

Doch muß gleich hinzugefügt werden, daß gerade die Gedichte, die diesen Titel tragen, nicht nur billige Verklärungen der Vergangenheit sind. Wie junge Mädchen bei ihren Großmüttern den Dachboden umkehren und über die alten Stücke begeistert sind, erzählen die Autoren mit humorvoller Distanz, und der geheimnisvoll viel- und nichtsagende Begriff der Nostalgie wird dabei aufgespießt. Einer der Mundartdichter überschreibt seine Skizze «Nostalgie ist in», und schon die Zusammenstellung dieser beiden an sich sehr verschiedenartigen Modewörter rückt die Nostalgie in ein ironisches Licht.

In einem anderen «Nostalgie» überschriebenen Gedicht von IRMINGARD WADEKIN geht es gerade nicht um alte Dinge, sondern um die verschluderte Gegenwart. Doch bevor Sie die Verse lesen, sei noch darauf hingewiesen, daß die Verfasserin keine echte Schwäbin ist. Sie schreibt: «Ich kenne den Sound und schwätz mit de Leut, aber es klingt nicht echt.»

Hender de Hecka rond om da Flecka lend se d' Auto nau zum Verroschte stau.	's Bächle tuat schmecka, daß d' Fisch verrecka; a dr Stroß geits koom noch an g'sunda Boom.
Nonder es Häldle, on au ins Wäldle schmeißt jeder na, was er net ma.	Zwua alte Linda hen misse verschwinda a dr Witschaft duss: fier da Omnibus.

D' Fabrik werd erweitert
un d' Stroß verbreitert,
un älleweil baut,
un alles versaut.

Vo Umwelt werd g'schwätzt,
aber weiter g'hetzt;
se hoaßet's modern.
I mag des net gern.

Wer so ebbis sait,
isch kraak, saget d' Leit.
Dia Kraaket han i,
des ischt «Nostalgie».

Wer dieses Bekenntnis zur «Krankheit» der Nostalgie als lediglich rückwärts gewandt versteht, wird ihm sicherlich nicht gerecht. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß es mit der Zuordnung bestimmter Themen und Einstellungen zu bestimmten Altersstufen der Verfasser keineswegs so klappt, wie man es vielleicht erwartet hätte. Die Skala reicht von älteren Schülern bis zum 90jährigen Rentner und Pensionär. Aber mit solchen Altersangaben ist keine klare Vorentscheidung über das Thema gefallen. Die jüngste Teilnehmerin, eine 17jährige, überschrieb eines ihrer Gedichte «Schwabenschicksal», und überhaupt stammt ein Teil der Heimat- und Heimweggedichte von jüngeren Leuten.

Andererseits gibt es bei den Alten keineswegs nur das sentimentale Zurückschauen. Ein 80jähriger erzählt verschmitzt-befriedigt, wie er sich im Urlaub in der Tür irrte und plötzlich ein junges Mädchen vor sich hatte; ein anderer formuliert mit einem sonst seltenen Ausgriff in den Bereich der Technik «Mei Herz isch mei Computer», wieder ein anderer malt sich eine Mondfahrt aus.

Und auch, wo der Alltag eines Rentners geschildert wird – mit dem ständigen drängenden «dätsch-mr» der Ehefrau und anderer Angehörigen – steht dies zwar nicht immer, aber oft unter dem Motto, das einer der Einsender als Kennwort wählte: «Frohes Alter».

Die Erinnerung dagegen ist nicht ungetrübt, und selbst dort, wo Bilder der Vergangenheit in – wie es dem Leser scheint – fröhlichen Farben ausgemalt werden, kann am Ende die ernüchternde Feststellung stehen: «. . . i' mechts nemme mitmache!»

In diesem Blickwinkel ist es nicht verwunderlich, daß es auch gelungene Verschränkungen zwischen den Generationen gibt. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür bietet das Gedicht des 27jährigen MANFRED BOSCH, der einer älteren Frau beim Blättern im Foto-Album über die Schulter sieht und ihre Kommentare aufzeichnet. Das Gedicht, eines der längsten von allen beim Mundartlyrik-Wettbewerb des

Süddeutschen Rundfunks eingesandten, wurde mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Nicht etwa, weil es so lang ist, sondern weil es dem jungen Autor gelingt, mit betont unsentimentalen Mitteln der Beschreibung und Stellungnahme Stimmungen wiederzugeben, und weil sein Gedicht, obwohl es die Geste des Umblätterns deutlich macht und bei jeder Seite des Albums neu ansetzt, doch einen Zusammenhang herstellt: den Zusammenhang eines schweren, redlich gelebten Lebens.

Doch vor dem Gedicht noch ein Wort zum Autor: MANFRED BOSCH hat 1968 in Radolfzell am Bodensee sein Abitur abgelegt; unmittelbar danach ist er in die Nähe von München gezogen. Jetzt ist er zwar nicht mehr gewohnt, in der Seemundart zu sprechen; aber er schreibt darin mit großer Sicherheit.

un dendohane kennsch jo
des isch de fehrebacher sepp
der dürft jetzt au scho lang dod si
vu dem hondse domols scho gseet
dassers nimme lang macht

guck jetz des sind
d bilder vum paul
sinnere konformation
do warer no e klei bürschle
erscht nochhär ischer eso uffegschosse
des war de mittagdisch
im griene bomm dusse
d bilder sin ewend dunkel worre
aber mach emol bilder imme zimmer dinne
mitere eifache box

sechsevierzge war des
do hosch no nind kriegt
nit emol kohle ware do
jeder wo iiglade gsi isch
hot e baar brikett mitbrocht
oder holzscheitle
dasses uusghaalte hosch
i dem sauloch dem kaalte
wirsch jo wohl no wisse
die kalte winter
obwohl s war jo scho schön
so winter gitts heut keine meh

dert hinte siehsch grad no
s dante dorle
wo letschtjohr au gschdorbe isch
hot au nit allzviel schöns mitgmacht
in ihrem lebe
n haufe ärger un verdruß
mit sellem kerle wo se hinne un vorne
aagschmiert hot
s isch vileicht ganz guet gsi
daß desell umkumme isch
bi sim unfall wer woss
wasser sunscht no alls agschdellt hett

ihren nächschte maa isch nimme
 zruckkumme vum feld
 un sell war so en feine kerle
 um desell ischs ewig schad
 s dorle häts au fascht nit
 verwunde
 si hott mer oft verzellt
 wiese hinterem voorhang gschdande
 isch sunntig für sunntig und hot
 zuegluegt wie alle schbaziere sinn
 arm in arm
 un sie hots uf de schdroß nimme gliedet

do ufem nächschde bild
 siesch mi erscht kleid
 woni nachem krieg kauft han
 des mit dene helle dupfer druff
 a sell kammi no guet erinnere
 sell war e dankbars schdöffle
 sell hanni no lang ghet

des bild isch au luschdig do
 do simmer mol mitem rad
 ge überlinge gfahre
 zu de haidehöhle
 ufem ruckweg hommer halt gmacht
 im haldehof dobe
 do hommer denn no meh troffe
 un vornedanne wos uffegoht
 do isch des bild gmacht worre
 aber heut sieht jo alls
 anderscht us
 desell obend vergiß i nie
 wa hommer do glachd und gschättered
 der stark emil der sprichbeutel
 hot on witz nachem andere brocht
 so ebbs hosch nonit erlebt
 isag dr die ganze wiiber
 hond ind hose brunzt
 vor lache
 mir honn uns nimme halte könne

disell wo dert ufem felse
 schdoht
 isch d Isele Carola
 die wo nit ganz bache gsi isch
 i monn sie isch jo arm draa
 wenni mer vorschdell mini kinder
 wäred eso do kaasch jo bloß
 em herrgott danke

dere sin doch immer
 d junge kerle nochgschdige
 wennis ebbs hon welle
 vu om hotse doch e kind kriegt
 sell isch jo denn de gipfl gsi
 sie hots aber denn nochhär doch
 aagnumme sell hottmi denn doch
 nett dunkt

un des sin halt alles so usfluegsziel gsi
 des waret eigentlich scho schöne zeite
 am hörnle simmer au oft zum bade gsi
 oder do ufem fridinger schlöble
 do hinne sell ischs bohlinger loch
 wos wetter herkunnt
 do ischs scho ganz schwarz
 mänsch wa hommir früener radtuure
 gmacht des kennsch heut gar nimme
 eso

des isch uf de schrotzburg gsi
 ufem schienerberg dobe
 do hosch früener no
 schön wandere könne
 aber heut trausch di jo nimme
 usem loch use
 bi dem verkehr

wammer amed au viel gmachd hon
 war um de mindelsee
 ummelaufe
 des war als en schöne schbaziengang
 nebezue hosch d vögl
 singe höre
 sell dert ischs leberle ilse
 mit dere bini lang gange
 s isch e nett mädle gsi
 aber nochhär ischs au ab
 mit de kerle
 e weng e lueder ischs
 jo scho immer gsi
 wosch ihre muetter
 hot den kiosk ghet
 a de schuel danne
 die mit dem mords buuse
 i sie se heut no wie sen
 über de ladedisch ghängt hot
 wennis der s usegeld vorzellt hot
 des bild do isch gmachd worre
 a de dauf vum gertli

wonni d gotte bin
 die hot jetz go au wieder
 geburtsdag
 wa muessi au dere wieder schenke
 a sellem dag simmer alle
 s letscht mol zammegsi

de fritz hot sich eigentlich
 am wenigschde verändert
 aber de egon isch vileicht
 alt worre i sag dr do
 dätisch grad verschrecke
 wennis säe däätsch
 sogar de auguscht isch do gsi
 schdell dr vor
 daß der au wieder emol
 de wäg gfunde hot

suscht hockter doch all i sinnere
 villa duß
 un krampft un krampft un
 hot erscht no nit gnueg

wosch desell seet doch suscht
 immer wenn ebbs denooch isch
 jetz muemer uns go wieder emol
 alle zammehocke
 un mitenand rede
 oder wenn e beerdigung isch
 hotter amed kenne sage
 jetz muemer zammehalte
 mir werred all weniger
 aber bi dem ischs no immer
 blibe der hett uns doch wohl emol
 alle zamme iilade könne i sim bungalon
 oderit
 aber er hott sich nie um eins vu uns
 kümmeret und wennsem no so dreckig
 gange isch

do hot kenne si wa hot welle
 der isch dertdusseghockt
 i sinnere villa verschdohsch
 aber i denk oft
 dem gohts au viel zguet
 nit daßmer neidisch wär
 aber sotts halt au emol
 goh wie uns
 dassar wieder emol eweng
 uf de bode zruckkäm
 sell dätem glaubi nind schade

MANFRED BOSCH tritt hier literarisch nicht zum erstenmal hervor; er ist – durch theoretische Stellungnahmen und praktische Tätigkeit – beteiligt an den Plänen, eine neue, engagierte Literatur mit Arbeitern und für Arbeiter entstehen zu lassen. Insofern paßt zu ihm wie zu etlichen anderen schon profilierten Einsendern des Mundartlyrik-Wettbewerbs das Etikett des Sonntagsdichters schlecht. Es führt aber auch ganz allgemein etwas in die Irre, so-

lange man damit den Gedanken an eine quasi-sonntägliche inhaltliche Festlegung und Ausrichtung verbindet. Es ist nämlich erstaunlich, in welchem Ausmaß die eingesandten Gedichte gerade nicht festliche Besonderheiten beleuchten, sondern Alltägliches schildern.

Allerdings nach charakteristischen Auswahlprinzipien. So bleibt der Bereich der Arbeit zwar nicht völlig ausgeblendet, aber die darauf bezogenen

Gedichte stehen doch in keinem Verhältnis zu der Bedeutung, die die Arbeit im Alltag und für den Alltag hat. Ein paar Hausfrauen wehren sich gegen die gedankenlose Annahme der Männer, sie hätten nichts zu tun, mit einer detaillierten Aufzählung ihrer zermürenden Pflichten. In einem Gedicht werden unter dem bezeichnenden Titel «Lawine» die im Betrieb kursierenden Gerüchte aufgetischt. MANFRED BOSCH charakterisiert eindringlich die verhaltenen Spannungen zwischen den Arbeiterinnen und dem Chef eines Betriebs. Und ein Einsender aus Wolfschlugen schildert nicht nur den Arbeitsablauf in seiner Fabrik, sondern auch sein Erlebnis mit einem Gastarbeiter. Sonst aber kommen – dies als Symptom! – ausländische Arbeiter fast nicht vor – oder vielmehr: sie kommen vor, aber als Bestandteil der exotischen Kulisse in den mancherlei Urlaubsgedichten.

Die Freizeit spielt eine sehr viel größere Rolle bei den eingesandten Versen als die Arbeit, und zwar nicht nur in der spektakulären Form des Urlaubs (der übrigens auffallend oft als enttäuschend geschildert wird), sondern auch in banaleren Formen. Das Gedicht «Samstichmorgens-Lettagschwätz» des 28jährigen Stuttgarters EDUARD SMETANA ist dafür ein gutes Beispiel:

Ach du liabs bißle jetzt

isch schowieder

Samstich

jetz muaß mr sich scho wieder

ieberlega

wo mr am wochaend

nofahrt

wenns Weddr so bleibt en Schwarzwald aber

do senn Sonntichobends

d'Schtroßa emmer so vrschtopft

von Beblenga rei

en d'Wilhelma aber

do kriagt mr ja doch koin Parkblatz

ond' Viecher senn au ällaweil di gleiche

zom Bäraschleßle aber

do koscht a hoiße Rode au fascht zwoi Marg

ond mr ka bloß

bis zom Forschthaus fahra

ond muaß

dr Räscht laufa

gshwend an Bodasee aber

des isch bei dene Benzinpreis

fascht a bissele z'teier

zoma Freßwirtschaftle ens Remsdal aber

no muaß mr

Apfelsaft trenka

weil mr nocher no hoimfahra muaß

nach Ludwigsburg ens blihende Barogg aber

no will d'Erna ihrn Bruadr bsuacha

ond der gibt emmer so a

mit seim Mercedes

i seh scho des wird nix

miaßt mr grad bis morga no was eifalla

Gozeidank woisse wenichschens wase heit mach

heit wird uff jeden Fall

s'Audio

putzt

Ähnlich wie die Arbeit ist in den Mundartgedichten – und das ist vielleicht noch etwas überraschender – auch die Liebe vernachlässigt. Dies gilt von mehr oder weniger romantischen Bekenntnissen, die in der früher gängigen Mundartpoesie eine so große Rolle spielten; insbesondere aber gilt es – und das wird wieder weniger überraschend sein – von der konkreten, sexuellen Seite der Liebe.

«Was henderher passiert em Bett,

do drüber schwätzt d'Schwobe et . . .»

heißt es in einem Gedicht «Baurehochzeit». Und in der Tat, an einer Hand lassen sich die Verstöße gegen dieses Tabu aufzählen: so ein «Gespräch unter Männern», das aber in die Tierwelt übertragen ist und in dem Eber, Hahn, Hund und Igel ihre Liebeserfahrungen austauschen; weiter eine ironisch gezeichnete Bettszene, in der das Liebesspiel durch «interessierte» Dialoge über das Bausparvermögen unterbrochen wird. Und das folgende Gedicht, «Vum Bett», von ALFRED MACK aus Bieringen an der Jagst im Hohenloheschen, ein Gedicht, das recht konkret und zugleich moralisierend ist:

Es isch sche,

wenn mr minanner ins Bett geiht

un enanner moch.

Es isch aber net sche,

wemmer iberenanner dribersteiche muß.

Die meischte vergesse dann s' Streicheln.

Es isch sche,

wemmer minanner ins Bett geiht

un enanner moch.

Es isch aber net sche,

wemmer blouß seicht:

«Kumm her, Altii!»

Drufleiche konn schi jeder.

Na ja, wemmer enanner moch

un minanner ins Bett geiht,

dann isch des sche.

Mr konn enanner aber a meiche,

uhne daß mr im Bett gwäe isch.

Nochher schleift mr jo doch.

Es kummt nemli dodruf o,

wie lang mr forenanner

wach gwäe isch.

Eine größere Rolle als die Liebe spielt in den Gedichten, die im Rahmen des Mundartlyrik-Wettbewerbs im Süddeutschen Rundfunk eingesandt worden sind, das Miteinander, Nebeneinander und oft auch Gegeneinander der Generationen. In einer ganzen Anzahl geht es um Erziehungsprobleme, die einmal in zermürbendem Hin und Her zwischen Eltern und Großeltern ausgetragen werden, die ein andermal knapp und pointiert vorgestellt werden wie in den folgenden Versen von NORBERT FEINÄUGLE aus Reutlingen: «Verzärtelung».

i sott	a d' gosch
bei gott	na'haua
dia grott	aber no
äll bott	hette bloß 's gschroi

Auch im folgenden Gedicht von DIETER WIELAND aus Schwäbisch Hall, mit dem dritten Preis ausgezeichnet, geht es um Erziehung, und zwar um die Fragwürdigkeit, Kinder an die verlogene Welt der Erwachsenen anzupassen:

Hait	wu mr in d Wolche
san s'no klaane Dierer.	schaiche leßt,
D Fraad	em Bach mitgait,
un s Ghail	uff d Schtroëße kraidlt,
san neech bonand.	soddiche Winsch
Se dreeckle se	san Roußidäe
de Dooch entlang.	un fer nix guet
Se moerre,	als fer verdreebte Hiere.
we'mr s'braucht.	Sou lang,
Se gilfe,	bis endlich
we'mr s'joocht.	hart san
Ball	iehrne Aache,
wärre s'gwähnt.	verlouchte isch
Mr bloest'n',	iehr Maul,
breecht'n' ei:	e Kimmerling
soddiche Winsch,	iehr Seel
	wi bo de Alde a.

Die deutlichste Ausprägung des Generationskonflikts war in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit revoltierenden Studenten. In einem der Gedichte wird den «Systemveränderern» *a grauße Wüeste ond so viel Bombe ond Granate gewünscht, daß se selt ihren Goischt austobe können*. Das ist sicherlich nicht die allgemeine Ansicht, aber doch das, was manchmal in beschämender Weise als «Stimme des Volkes» herausgestellt wird.

Die beiden folgenden Gedichte versetzen sich ironisch in die Situation solcher Leute, die meinen, die Welt mit rüden Patentrezepten in Ordnung bringen zu können. Zunächst «Studende», ein Gedicht des 21jährigen Heidelberger Studenten GÜNTHER EMIG:

wonn die schaffe mißde	arweitslager
wie mer a	schaffe hot
do det denne die woulluscht	noch kom gschatt
vergäi	
konnst mer glawe	vunn wäije
willst net	äm rischter
hoscht katt	uff de disch scheiße
fertisch	

WILHELM STAUDACHER aus Rothenburg ob der Tauber, Stadtkämmerer seiner Heimatstadt, überschreibt sein Gedicht «Jawoll» oder «Volkesstimme»:

die studentli	nur e klaans
solle erscht emoel	hitlerle
ebbes schaffe	brauchet mr
als rumstenze	widder emoel
mit langi hoer	
und hasch raache	
und roeti büechli	
leese	

Nur e klaans Hitlerle – WILHELM STAUDACHER hat diese Formulierung schon verschiedentlich an Wirtshaustischen gehört. Solche Gedichte sind politisch: sie zeichnen in knappen Strichen die Stammtisch-Perspektive nach und machen deutlich, wie gefährlich diese Perspektive sein kann. Am ehesten noch werden – im provokanten Gegensatz zum traditionellen Naturgedicht – Umweltschutzprobleme thematisiert. Ein paarmal ist auch von der Ölkrise die Rede, und in einigen Gedichten drückt sich Empörung gegen amtliche Verfahrensweisen im Zusammenhang mit der Gemeindereform aus. Allgemeinere Kritik zeigt sich in den folgenden Versen des 27jährigen Degerlochens GERHARD RAFF, deren Überschrift «Am Grabe Gottlieb Daimlers» zunächst eine respektvolle Erinnerungsrede erwarten läßt:

Oh Gottliab!
Da liegt Du nun im Uffkirchhof.

Oh Gottliab!
Hoscht dr Menschheit s Auto gscheekt.
Ond hoscht net amol a frischs Bleamle uff deim Grab.

Oh Gottliab!
Wenn a jeder, mo mit dir sei Gerschtle gmacht hot
Dir bloß a Veigele nalege dät,
no dät mr des schmecke bis Kaltetal.

Oh Gottliab!
Du ond dr Berthold Schwarz ond dr Hegel.
Ihr drei – oi Gspa'.
Hend d'Welt refoluzioniert.
Ond was hend'r jetz drvo?

Oh Gottliab . . .

Das mit dem ersten Preis im Mundartlyrik-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks ausgezeichnete Gedicht von WILHELM STAUDACHER knüpft an ganz konkrete Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre an. Gleichzeitig rückt es diese Erfahrungen in bedrückender Weise ins «Zeitlose».

I	IV
ja	hätt mr nr
hewwes gsocht	naa
II	gsocht
hätt mr nr	werres hintenoeh sooche
naa	widder emoel
gsocht	ja
hewwes hintenoeh gsocht	sooch mr
ja	nimmi
sooch mr	werres hintenoeh sooche
nimmi	widder emoel
hewwes hintenoeh gsocht	V
III	sie hewwe nit
ja	naa
sooches widder	gsocht
	sie sooche nie
	naa
	VI
	sie hewwe en
	sproechfähler
	wenns drauf oukummt
	jedsmoel

Das ist ein maskierter Appell: Unveränderlichkeit wird gezeigt, weil es auf Änderung ankommt. Das Nicht-nein-sagen-können wird als «Sprachfehler» bezeichnet – ein drastisches Bild für die scheinbare Ausweglosigkeit, und doch gleichzeitig ein Aufruf zu geduldiger, politischer Heilpädagogik. Gerade für manche der besten Gedichte ist es übrigens charakteristisch, daß sie die Sprache nicht nur als Instrument verwenden, sondern selber zum Gegenstand machen. Die beiden folgenden Gedichte von KLAUS SCHMITT, einem 26jährigen aus Korntal, haben streng genommen kein Thema; sie spielen mit der Sprache, montieren Redensarten aneinander und ineinander und vermitteln doch, großspurig ausgedrückt, ein Stück Kommunikationstheorie:

dischbuud

(1)	so isch
seller hot gsait	han e gsait
so isch halt	isch so
waas isch	hotr gsait
han e gsait	sisch nemme dees
nix isch	hemmr gsait
hotr gsait	dees nemme.

(2)	denger
hosch denkt	dr denges
i hett denkt	der des
du denksch	no jo –
was i denkt han?	der des
i han denkt	des deng
du hetttsch denkt	am denges gä hot –
i denk	also
was du denkt hosch.	der des
(3)	no jo dem –
wann i dii wär	also
no däd i des do	wann i dr denges
was du dädsch	no jo –
wann d'i wärsch.	also
(4)	wann i d e r wär der
was soll mr halde	no jo –
vom läbe on schdärbe?	no hedde des
s maul.	des deng
	am denges net gä –
	oo dr denges
	geit des deng am denges!

Die Qualität solcher Verse ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß sie spezifische Eigenheiten des mundartlichen Sprechens verkörpern, daß sie kaum ins Hochdeutsche zu übersetzen sind. Der 25jährige OTTO KÖHLER aus Heilbronn hat sich den Gegensatz zwischen Dialekt und Einheitssprache unmittelbar zunutze gemacht. «Freude schöner Götterfunken», das wird manchmal auch von schwäbischen Chören gesungen. «Freide scheener Getterfunken» klingt es dann. Und von hier spinnt sich der Sprachwitz fort: «Frei-de» heißt ja auch: «Freu dich». Das wäre ja dann eine Aufforderung an den Götterfunken, sich zu freuen – undsofort.

freide	frei de ond
scheener getterfunken . . .	dia herra Beethoven
frei de halt	ond Schiller ond Fischer
dua de held freia	ond Filbinger (der wo
scheener getterfonka	onser landesvadder isch)
wirsch scho an grond	näbschd derra dochter
fända d'rfier	fom elisium
daß de freia kansch	die freiad sich dann
du gottsallmächdich	älle mid
scheener getterfonka	also frei de g'fellichschd
des wär ja noo scheener	sonschd miasa m'r amol
wenn grad du de net	gands gottsallmächdich
freia dätsch	'neifonka
du getterfonka	

Eine Spielerei mit der Sprache, eine witzige Gegenüberstellung von Dialekt und Hochsprache. Aber es ist doch nicht nur Sprachwitz: die schwäbische Paraphrase korrigiert auch den pathetischen Ernst des SCHILLERSchen Originals, die feierliche Konzertsaal-Kultur wird in die Perspektive des Alltags

gerückt, das Erhabene wird auf den Boden gestellt – und zwar nicht bitter und böse, sondern mit ansteckender Fröhlichkeit. Nicht umsonst ist das Gedicht «Dr song off tschoj» (Der Song of Joy) überschrieben.

Es bildet für unseren kleinen Überblick einen durchaus charakteristischen Abschluß. Vielleicht wird mancher Leser, der die Töne der älteren Dialektdichtung gewohnt ist, in deren elegische Feststellung einstimmen: *'s isch nemme dees*. In der Tat. Aber die neue Dialektdichtung hat Dimensionen des Ernsts und der Fröhlichkeit zurückgewonnen, die sie zu einem aktuelleren und lebendigeren Medium machen als zuvor.

In der Abfolge der Zitation sind dies die Anschriften der Dichter: Leonore Wiedemann, 7030 Böblingen, Rhönweg 3 – Eugen Pfaff, 6831 Plankstadt, Im Altrott 18 – Oberbür-

germeister Dr. Philipp Brucker, 7630 Lahr, Bertholdstraße 31 – Dieter Wieland, 7000 Stuttgart 1, Klugestraße 28 – Irmingard Wädekin, 7241 Starzach-Bierlingen, Eyacher Straße 191 – Manfred Bosch, 8081 Grunertshofen, Dorfstraße 19 (das Gedicht ist enthalten in seinem Gedichtband: «so weit simmer denn nonit» im Anonym-Verlag Augsburg, Postfach 112 144) – Eduard Smetana, 7000 Stuttgart 1, Alte Weinsteige 21 – Alfred Mark, 7000 Stuttgart 1, Sattlerstraße 6 B – Norbert Feinäugle, 7410 Reutlingen 1, Sickenhäuser Straße 101/62 – Günther Emig, 7500 Karlsruhe 41, Brühlstraße 72 – Wilhelm Staudacher, 8803 Rothenburg/T., Pürckhauerstraße 9 – Gerhard Raff, 7000 Stuttgart 30, Wolfschlugener Straße 25 – Klaus Schmitt, 7800 Freiburg, Reiterstraße 10 – Otto Köhler jr., 7100 Heilbronn, Schickhardtstraße 56.

In den zitierten Gedichten wurde die Schreibweise der einzelnen Verfasser beibehalten.

Glassonnenuhren in Württemberg

Hans Behrendt

1 Bedeutung der Glassonnenuhren

Vom 16. Jahrhundert, der Blütezeit der Kabinettglasmalerei, bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden Zifferblätter von Sonnenuhren auf Glasscheiben gemalt, mit einem erdachsparellen Schattenstab versehen und als Tafel in das Fenster gehängt oder als Scheibe fest eingebaut. Daher finden wir in der Fachliteratur bisweilen auch die Bezeichnung Fenstersonnenuhr. Diese Zeitmesser wurden damals benötigt, um die noch recht ungenau gehenden Räderuhren durch astronomische Beobachtungen zu überwachen.

Wegen der Zerbrechlichkeit des Materials ist in Europa nur ein Dutzend dieser kostbaren Scheiben erhalten geblieben. Fünf davon befinden sich in Württemberg. Über diese kaum bekannten Glasgemälde möchte ich hier berichten. Sie sind es wert, in Erinnerung gebracht zu werden. Es sind Meisterwerke, die von dem Geist der Zeit zeugen, in der sie einst geschaffen wurden.

Einige dieser Scheiben haben mehrfach ihren Platz gewechselt. So wird es erforderlich, nach den Stundenlinien bzw. den Tierkreishyperbeln den Standort zu rekonstruieren, für den sie ursprünglich hergestellt wurden. Dadurch wird es möglich, auch etwas über ihre Entstehung auszusagen.

2 Glasmalerei

Den wertvollsten Teil der Glassonnenuhr bildet die Scheibe, auf der das Zifferblatt in gestalterischer Form in das Gesamtbild einbezogen wird. Erst die

Leuchtkraft des farbigen Glases gibt der Scheibe eine Seele, die das lautlose Gleiten des Polstabschattens über die Stundenlinien hinweg lebendig gestaltet. Im strahlenden Sonnenschein bekommt das Ganze einen juwelenhaften Glanz, der die Wirkung noch untermalt. So kann man die Glassonnenuhren als die Edelsteine unter den Vertikalsonnenuhren bezeichnen.

Bei den Glasgemälden des 16. Jahrhunderts finden wir noch den Ausklang der mittelalterlichen Glasmalerei, also des «Malens mit Glas». Oft sind die Scheiben ein Gemisch von Stücken aus buntem Hüttenglas und aus Klarglas, das mit Schmelzfarben bemalt ist. Hierbei heben die glasverbindenden Bleiruten gelegentlich noch wie früher wichtige Bildkonturen heraus. Daneben gibt es bereits die Monolithscheibe, die schließlich mehr zur Hauptform wird. Bei ihr ist auf Klarglas ein ganzes Glasgemälde lediglich mit Schmelzfarben dargestellt. Aus dem «Malen mit Glas» ist nun ein «Malen auf Glas» geworden¹⁴.

Die schwierigste Arbeit bildet das Einbohren eines Loches zum Befestigen des Polstabes. Bei einigen Scheiben ist noch aus den vielen Sprungbleien die Stelle zu erkennen, an der der verlorengegangene Schattenwerfer befestigt war. Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, wurde bisweilen der Polstab oder eine Leiste mit einer Lochscheibe (Öhruhr) am Fensterrahmen befestigt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Studie auf die Entwicklung, Technik und kunstgeschichtliche Forschung der Glasmalerei einzugehen. Näheres darüber ist in der Fachliteratur zu finden^{3, 11, 14, 15}.



Abb. 1: Glassonnenuhr am Rathaus zu Ulm (um 1540).



Abb. 2: Glassonnenuhr, Rathaus Rottweil.

3 Glassonnenuhren in Württemberg

In der Literatur ist sehr wenig über die historischen Glassonnenuhren berichtet. Nach Hinweisen wurde es mir möglich, in Württemberg fünf dieser

kunstvollen Scheiben aufzufinden und darüber Material zu sammeln. So ergab es sich als meine Aufgabe, die Scheiben selbst aufzusuchen, zu überprüfen und Lichtbilder sowie Farbdias für die Dokumentation zu fertigen. Am schwersten war es,



Abb. 3: TELLszenen aus der Rottweiler Scheibe.

etwas über die Geschichte dieser Glasgemälde zu erfahren. Auch die Deutung mancher Zifferblätter gibt noch Rätsel auf.

In historischer Reihenfolge werde ich meine Untersuchungsergebnisse aufzeigen. Die Beschreibung von Einzelheiten der künstlerischen Gestaltung würde hier ebenfalls zu weit führen. Auch über den Aufbau der Zifferblätter kann ich nur das Wichtigste ansprechen. Die Entwicklung der Zeitmeßkunst mit ihren Geheimnissen wird im Schrifttum ausführlich behandelt^{8, 17, 18, 22}.

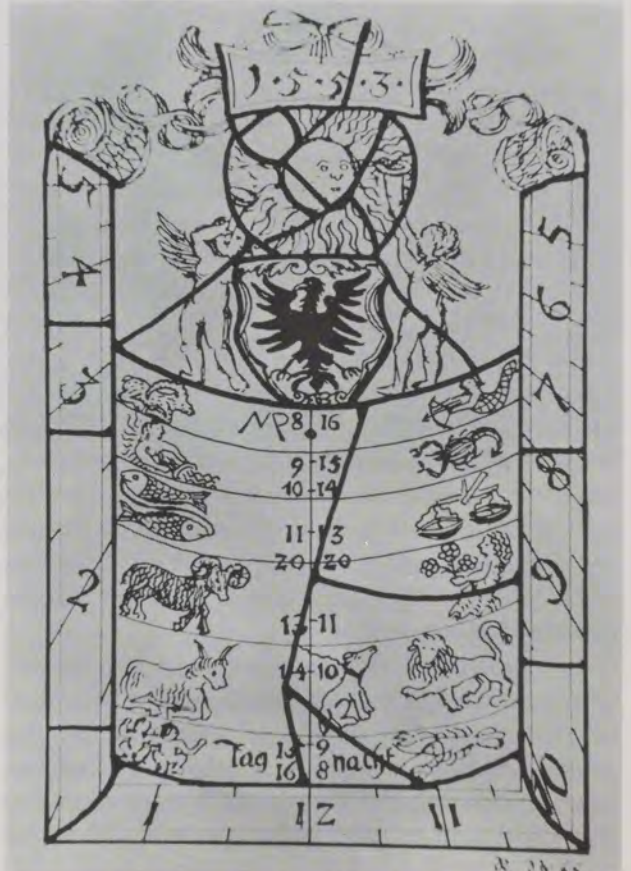
3.1 Ulmer Scheibe

Die älteste und auch schönste der bekannten Glassonnenuhren befindet sich im Rathaus zu Ulm. Sie ist in einem Ostfensterflügel des großen Saales eingebaut. Mit den Abmessungen von 66,0:42,5 cm ist sie auch das größte Glasgemälde dieser Gattung (Abb. 1). Weitere 39 farbige Wappenscheiben schmücken die Fenster dieses Raumes. Als älteste Jahreszahl finden wir die Angabe 1558. Unter den Glasmalereien der Gerichtsstube trug das Wappen Kaiser KARL V. die Jahreszahl 1540². Die Wappenscheiben der Ratsherren von 1561 hat laut Ratsprotokoll der damalige Ulmer Stadtglaser gefertigt. Der Name konnte bisher nicht ermittelt werden, ebenso ist der Künstler der Glassonnenuhr unbekannt. Die große astronomische Uhr am Ostgiebel des Rathauses wurde um 1536 erstellt. Über dem Zifferblatt der Viertelstundenangabe befindet sich eine kleine Sonnenuhr mit den Stundenlinien für 5 bis 11 Uhr vormittags. Diese entstand 1540 mit dem Umbau des Rathauses und der Ausmalung der Giebel^{2, 16}. Wegen der großen Höhe ist sie schwer abzulesen. So wurde wohl zur Kontrolle der Räder-

uhr die Glassonnenuhr geschaffen. Ihre Entstehungszeit ist mit 1540 anzunehmen.

Das Glasgemälde der Sonnenuhr zeigt unter einer Giebelarchitektur zwei Fahnen-träger wie die Darstellungen neben der astronomischen Uhr. Links in voller Rüstung ein Herr, d. h. ein Adeliger, hält die

Abb. 4: Zifferblatt der Rottweiler Scheibe (Zeichnung STRÜBEL).



an einer Turnierlanze befestigte Reichsfahne, und rechts ein Knecht mit der kurzgriffigen Fahne faßt mit seiner Linken das schräg angeordnete Zifferblatt der Sonnenuhr¹². Ähnliche Motive finden wir auch bei den Standesscheiben im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen²⁰ und bei den Wappenscheiben der Reichsstadt Rottweil¹⁹.

Oben in den Arkadenzwickeln sehen wir je ein Kreismedaillon mit einem charakteristischen Kopf, rechts wohl ein Asiate und links ein Mohr. Diese Bilder sollen vermutlich den Zeitablauf symbolisieren: Sonnenaufgang im Osten und ihr Höchststand im Süden, entsprechend der Folge der Stundenlinien. Ähnlich werden bei den heutigen Süd-Sonnenuhren der Hahn und die Eule als Sinnbild für Tag und Nacht dargestellt. Rechts unten am Boden weist ein Schriftband auf die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens hin:

*Es stirbt der herr mit samt dem Knecht
Der frumm und auch der ungerecht
Und niemand wirt am morgen geben
Zu wissen dises aubens (abends) leben
Und ehe der mensch das recht befinndt
Stund tag und jar vergangen sind.*

Die Hauptkonturen des Glasgemäldes werden durch die Bleieinfassung der Glasstücke hervorgehoben. Die Grisailleeinlagen geben die Einzelheiten der Gesichter und Kleidung an. Wegen späterer Risse im Glas sind Sprungbleie eingefügt, die das Bild etwas stören.

Die Farbgestaltung der Scheibe ist in erlesener Harmonie äußerst lebendig. Die Rüstung des linken Fahnenträgers ist in Silbergrau gehalten, sein Lendenschurz in Lila und seine Kappe in Grün. Sein weißer Federbusch bildet einen guten Kontrast zu dem schwarzen Doppeladler auf der gelben Fahne. Der herrliche Rubindamast des rechten Bannerträgers in geschlitzter und gepuffter Landsknechts-tracht mit schwarzweiß gestreifter Fahne leuchtet besonders stark. Er fängt den Blick und lenkt ihn auf das milchfarbene Zifferblatt hin, das einem Bergkristall gleicht. Auf ihm heben sich die schwarzen Stundenlinien und Ziffern in dem mattgrauen Rankenwerk deutlich ab und lassen den Schatten des Polstabes gut erkennen. Der azurblaue Damasthintergrund mit hellerem Rankenwerk füllt die Arkadenöffnung aus.

Die bräunlichen Fußbodenfliesen mit den grauen Säulen auf blauen Sockeln unterstreichen die räumliche Wirkung. Die hellblauen Kapitelle und der gelbe Giebelsims lockern die strengen Architektur-linien etwas auf. Die Kreismedaillons wirken wie Fenster in dem grünlichen Mauerwerk. Die Köpfe sind in Grau mit grünlichem Unterton gehalten. Bei

strahlendem Schein der Vormittagssonne bewirkt diese Farbenharmonie des Glasgemäldes einen überwältigenden Eindruck.

Der Polstab ist nicht mehr vorhanden. Jedoch beabsichtigt das Hauptamt der Stadt Ulm einen neuen anzubringen, damit die Sonnenuhr wieder ihre Aufgabe wie einst erfüllen kann. Als Vorbild dient die Sonnenuhr am Giebel. Da sich das Zifferblatt in einem genau nach Osten ausgerichteten Fenster befindet, verlaufen die Stundenlinien parallel. Weil der Polstab zum Polarstern weisen muß, hat er hier die Form eines Bügels, der vor dem Fenster angebracht ist und genau über der VI-Uhr-Linie verläuft. Der gleichbleibende Abstand muß nach den Konstruktionsregeln der Entfernung zwischen der VI- und IX-Uhr-Linie entsprechen, das sind hier 76,5 mm. Die Neigung zur Waagerechten entspricht mit 48° der geographischen Breite von Ulm.

Eine Ostsonnenuhr kann nur die Stunden von Sonnenaufgang bis kurz vor Mittag anzeigen. Das Zifferblatt gibt die vollen Stunden an, die Einteilung der halben und viertel Stunden wurde geschätzt. Da die Ratssitzungen damals meist vormittags stattfanden, war diese Sonnenuhr der gegebene Zeitmesser.

3.2 Rottweiler Scheibe

Die Glassonnenuhr im Ratssaal zu Rottweil stammt aus dem Jahre 1553 (Abb. 2). Sie wird im Volksmund *Zit* genannt. Das Signum MP weist auf den Künstler MARTIN PFENDER, Glasmaler von Rottweil, hin. Noch vier weitere Werke von ihm schmücken den Sitzungssaal mit den acht Wappenscheiben. Die Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen war in Rottweil bereits vor 1519 üblich. Bei der Glassonnenuhr handelt es sich möglicherweise um eine Wappenstiftung des der Schweizer Eidgenossenschaft zugewandten Ortes¹⁹.

Die Scheibe ist 44,5 cm hoch und 34,5 cm breit. Das Zifferblatt wird von einem Renaissanceportal eingerahmt, über dem Szenen der TELLSage dargestellt sind: der mißachtete Hut GESSLERS, TELLS Apfelschuß, TELLS Meisterschuß in das Herz des Tyrannen und sein Sprung an das rettende Ufer (Abb. 3). Es ist gekrönt mit zwei musizierenden Engeln, die das Wappen der ehemaligen Reichsstadt Rottweil halten, darüber die strahlende Sonne. An den vielen Sprungbleien ist die Stelle zu erkennen, an der sich der ausgebrochene Polstab befunden hat.

Die U-förmige Balkenumrahmung des Zifferblattes trägt die Stundenzahlen von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags (Abb. 4). Nach innen folgen die Bilder der 12 Tierkreiszeichen. An der Mittagssenk-



Abb. 5: Bebenhauser Glassonnenuhr 1576 (Aufnahme FISCHER 1915, jetzt Sammlung WENTZEL, Stuttgart).

rechten sind die Längen von Tag und Nacht angegeben. Die nach vorne offen parallel verlaufenden Bögen sollen wohl den Eindruck einer räumlichen Rundung erwecken. Sie haben nichts mit den Kalenderhyperbeln zu tun, die im nächsten Kapitel angesprochen werden.

Eine Rekonstruktion des Standortes, für den diese Scheibe einst geschaffen wurde, ist aus den Stundenlinien nicht möglich, weder zeichnerisch noch rechnerisch für Rottweil bei verschiedenen Fensterrichtungen¹⁰ auch nicht nach der Projektionsme-

thode¹⁸ für andere Breitengrade. Es ist nicht bekannt, ob das Zifferblatt für Rottweil oder den Partnerort in der Schweiz hergestellt wurde. Für verschiedene geographische Breiten ist nämlich bei den Vertikal-Sonnenuhren der Verlauf der Stundenlinien anders. Auch aus den Angaben der Taglängen läßt sich die geographische Breite nicht ermitteln, da die Tierkreiszeichenabschnitte falsch eingeteilt sind. Erschwerend für die Rekonstruktion ist noch der Umstand, daß die Stundenlinien nicht symmetrisch zur Mittagssenkrechten verlau-

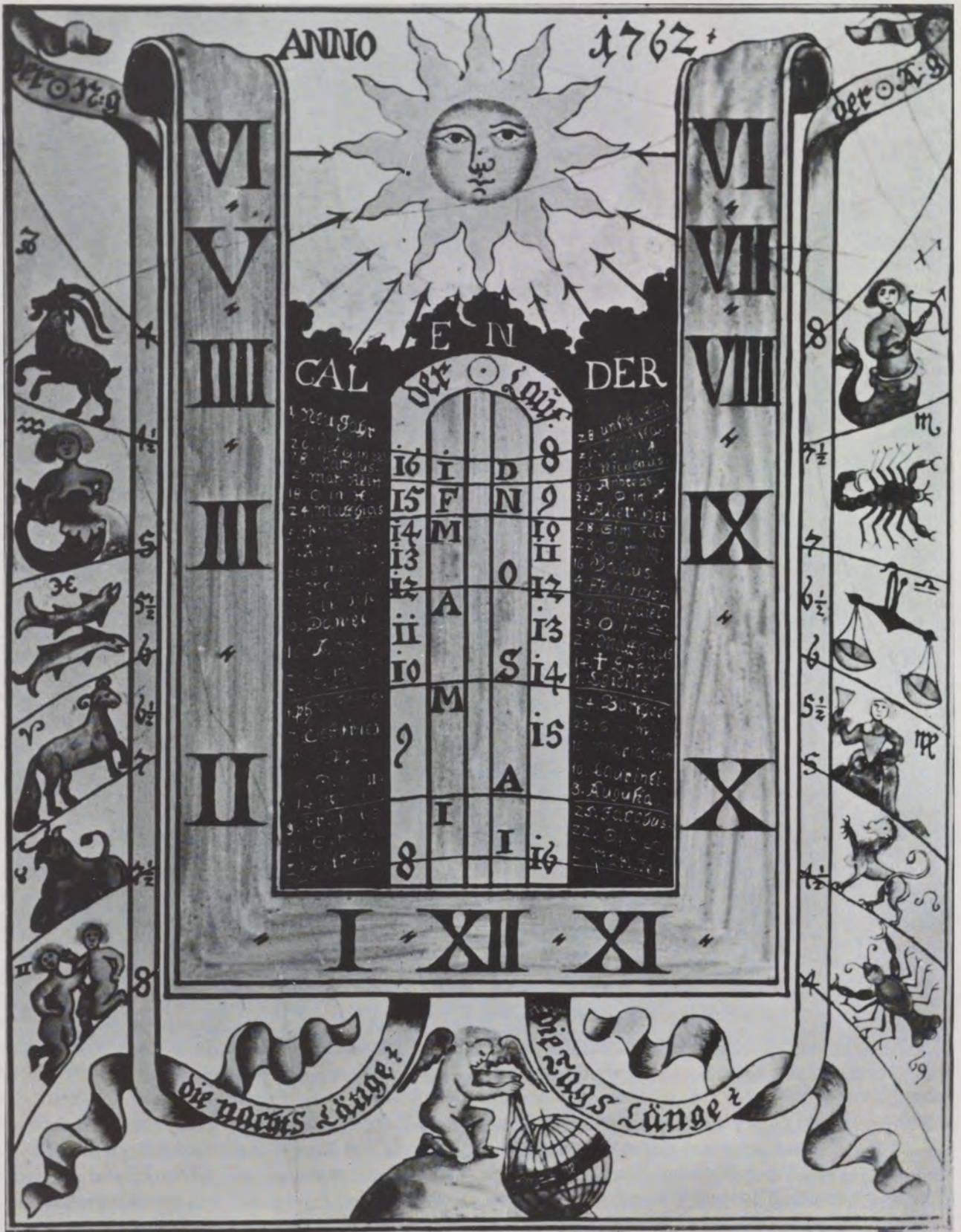


Abb. 6: Glassonnenuhr, Württ. Landesmuseum Stuttgart (Aufnahme des Museums).

fen, sondern sich gegen 9 Uhr verdichten. Das bedeutet eine Abweichung der Fensterrichtung um etwa 30° nach Südsüdost. Diese zweite Unbekannte

in der Ermittlung macht die Deutung des Zifferblattes noch problematischer. Eine eindeutige Lösung ist somit nicht zu finden.

Danach ist anzunehmen, daß die Stundenlinien empirisch aufgetragen wurden. Folgender Fehler bestätigt die Vermutung: die waagerechte 5-Uhr-Linie nachmittags müßte nach den Konstruktionsregeln gradlinig in die 5-Uhr-Linie vormittags übergehen. Sie bilden hier aber einen Knick von rund 13°.

Dann fällt bei diesem Gemälde noch etwas Besonderes auf. Der Künstler hat über dem Wort Nacht im Feld des Löwen einen angeketteten Hund dargestellt. Soll es ein Wachthund sein oder ein Hinweis im Sternbild auf die Hundstage?

Im Farbton ist die Scheibe sehr dunkel gehalten. Das goldbraune Zifferblatt mit dem Hellgelb der Wappenscheibe und der strahlenden Sonne darüber stehen vor dem tiefblauen Hintergrund des Himmels. In den Teilen des perspektivisch gezeichneten Architekturrahmens wechseln die Farben Rot, Gelb und Grün, um eine bildhafte Wirkung hervorzurufen. Die oberen Szenen der TELLsage sind ganz in Gelb gehalten. In Schwarz erscheinen die Stundenlinien, Zahlen, Schriftzüge und einige Konturen der Tierkreisbilder, desgleichen der Wappenadler und das schwer erkennbare Signum des Künstlers im Feld des Steinbocks.

Die Nachbildung im Heimatmuseum zu Schwenningen²¹ ist farblich etwas heller gehalten. Eine weitere Kopie befindet sich im Uhrenmuseum ABELER zu Wuppertal¹. Hier fehlt jedoch die Zeichnung der Bleiruten.

3.3 Bebenhausener Scheibe

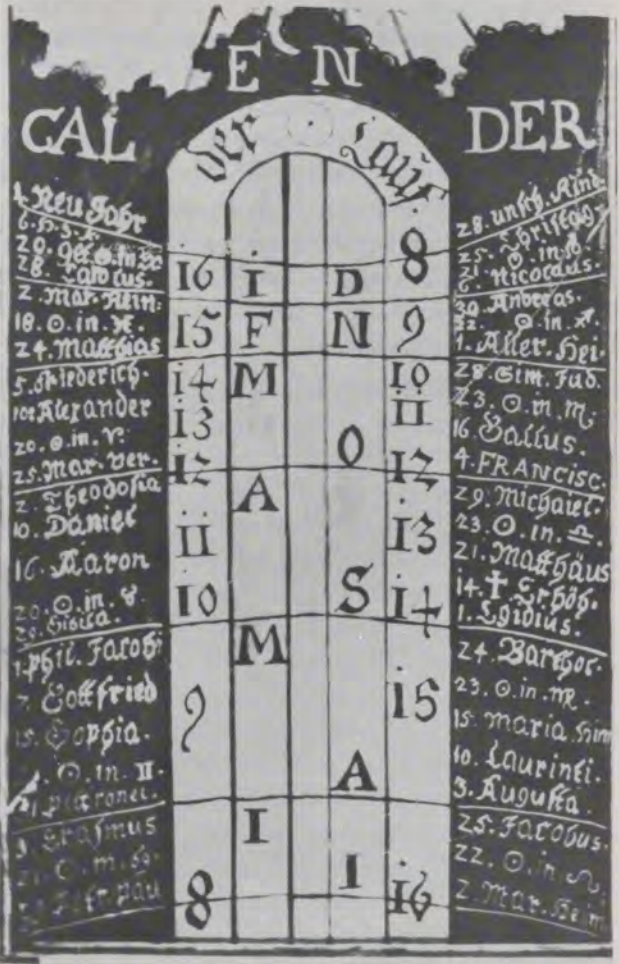
Die Glassonnenuhr aus dem Schloß Bebenhausen hat eine wahre Odyssee hinter sich. Nach dem Signum *Isaac . . . Fiessen, pict: Spire: fec:* wurde die Scheibe in Speyer gefertigt. Sie trägt die Jahreszahl 1576. Der Nachname des Künstlers ist leider durch Sprungbleie und fehlende Glassplitter verloren gegangen. ZINNER deutet den Namen mit KIENING (König), einem Allgäuer Künstler aus Füssen²². Im Jahre 1915 befand sich die Scheibe in der großen Glasgemäldesammlung des württembergischen Königs in Friedrichshafen. Hier wurde sie u. a. von Prof. Dr. JOSEPH LUDWIG FISCHER restauriert (Abb. 5). Der rechte und untere Teil fehlten bereits. Ihre Abmessungen betragen nun 22:20 cm. Das Glasgemälde kam dann nach Bebenhausen und befindet sich jetzt auf Schloß Altshausen im Besitz des Hauses Württemberg¹⁴. Da die Glassonnenuhr unter dem Namen «Bebenhausener Scheibe» in die Literatur eingegangen ist, soll diese Bezeichnung beibehalten werden^{4, 13}.

Die strahlende Sonne ist durch den ausgebroche-

nen Polstab mit vielen Sprungbleien entstellt. Unter ihr verläuft ein Band, das neben der Jahreszahl MDLXXVI die Stundenziffern von 8 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags trägt. Die Stundenlinien liegen symmetrisch zur 12-Uhr-Mittagslinie; das ist das Kennzeichen einer Süduhr. Sie verlaufen weiter über das darunter befindliche Kalenderblatt, das den Stand der Sonne im Jahresablauf verfolgen läßt.

An der Mittagssenkrechten sind die Tag- und Nachtlängen angegeben, aus denen sich die Zeiten für Sonnenauf- bzw. -untergang berechnen lassen. Bei 12–12 Stunden liegt die waagerechte Gerade der Tag- und Nachtgleiche, auf der der Schatten der Polstabspitze zu Frühlingsanfang am 21. März und zu Herbstbeginn am 23. September verläuft (Widder–Waage). Die darüber und darunter befindlichen gekrümmten Linien sind die Hyperbeln, die den Übergang der Sonne in das nächste Tierkreiszeichen angeben. Am linken Rand erkennen wir die Tierkreiszeichenbilder Steinbock, Wassermann, Fische, Widder und Stier. Das Bild der Zwillinge fehlt bereits sowie die restlichen sechs auf der anderen

Abb. 7: Kalender, Stuttgarter Scheibe.



Seite. Die oberste Hyperbel verläuft in der Bleirute, sie ist der Schattenweg der Polstabspitze zur Wintersonnenwende am 22. Dezember (Wendekreis des Steinbocks). Die unterste Hyperbel, der Wendekreis des Krebses, ist ebenfalls verloren gegangen.

Durch diese Einteilung wird das Zifferblatt zu einem Kalender erweitert. Es gilt nicht mehr die Schattenlinie des Polstabes, sondern nur der Punkt seiner Spitze. Zum besseren Erkennen der angezeigten Stelle trug der Schattenwerfer eine Kugel auf der Spitze. Zum Ablesen des Kalenders muß man natürlich die Daten der Tierkreiszeichen genau kennen. Die Verwendung des Zifferblattes einer Sonnenuhr als Kalender war schon Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt (St. Lorenz, Nürnberg, 1502). Die Geschichte des Polstabes in Europa geht noch ein halbes Jahrhundert weiter zurück²².

Dann ist noch zu beachten, daß die Sonnenuhren die wahre Ortszeit anzeigen. Wenn die Sonne im Süden ihren höchsten Stand erreicht, ist es 12 Uhr mittags. Die Korrektur durch die Zeitgleichung wegen der ungleichmäßigen Bewegung der Erde erhielt erst im 19. Jahrhundert mit der Zeiteinheit Minute praktische Bedeutung.

Die Stundenlinien unserer Sonnenuhren geben fast immer die bürgerliche Zeitrechnung der Kleinen oder Deutschen Uhr an, die den Tag ab Mitternacht in zweimal 12 gleichlange Stunden einteilt. Bei der Bebenhausener Scheibe zeigt das Zifferblatt noch gepunktete Stundenlinien für XV bis XXIII Uhr, die schräg von rechts oben nach links unten verlaufen. Dieses sind die italischen Stunden, die ab Sonnenuntergang des Vortages zählen (*hora ab occasu solis*). Auch für sie gilt nur die Anzeige des Schattenpunktes auf dem Kalenderblatt.

Das einfache Südzipferblatt ermöglicht eine leichte Rekonstruktion der geographischen Breite. Die bürgerlichen Stundenlinien ergeben bei 47,7° die beste Übereinstimmung mit einem neuen Entwurf für diese Breite. Die 10- und 11-Uhr-Linien weichen allerdings noch geringfügig ab. Bei den italischen Stundenlinien liegt die beste Übereinstimmung bei 49°⁹. Die Standorte wären danach Füssen-Konstanz bzw. Speyer-Nürnberg. Bei der Betrachtung dieses Unterschiedes taucht der Gedanke auf, ob vielleicht der Entwurf mit den bürgerlichen Stunden in Füssen geschaffen und das Glasgemälde selbst mit Zusatz der italischen Stunden in Speyer vollendet wurde? Das ist allerdings eine sehr kühne Vermutung. In dem rechten fehlenden Teil der Scheibe kann die Inschrift hinter dem Wort *fec*: vielleicht weitergegangen sein und die Angabe ergänzt haben?

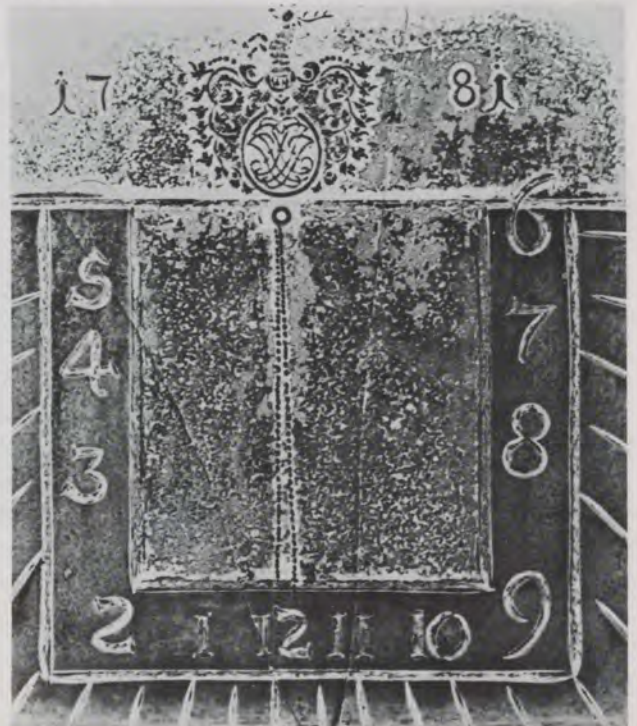
Die Farbwirkung ist sehr harmonisch. Das leuchtende Gelb der strahlenden Sonne und des Zifferbandes im Blau des Himmels steht dem Klarglas des Kalenderblattes gegenüber. Die Einzelheiten sind mit Schwarzlot gemalt. Eine Nachbildung befindet sich im Uhrenmuseum ABELER zu Wuppertal. Hier sind die Farben kräftiger gehalten. Dann sind die fehlenden Teile in freier Weise ergänzt und die Sprungbleie fortgelassen¹.

3.4 Stuttgarter Scheibe

Die Stuttgarter Glassonnenuhr trägt die Jahreszahl 1762. Der Name des Künstlers ist unbekannt. Die Scheibe wurde 1914 von Hauptmann a. D. FR. GEIGER, Neu-Ulm, erworben. Nach der Restauration ist sie in der bedeutenden Uhrensammlung des Württ. Landesmuseums im Alten Schloß zu Stuttgart ausgestellt. Die Abmessungen der Monolithscheibe betragen 24:20 cm (Abb. 6).

Die Stundenzahlen des Südzipferblattes von IV Uhr früh bis IV Uhr abends trägt ein breites U-förmiges Band. Im oberen Teil des Mittelfeldes weisen die angedeuteten Stundenlinien auf die strahlende Sonne. Darunter ist ein Namenkalender aufgetragen mit einem Fenster, in dem die Längen von Tag und Nacht und die Anfangsbuchstaben der Monate angegeben sind. Am äußeren Rand ergänzen die Bilder und Symbole der Tierkreiszeichen das Bild.

Abb. 8: Glassonnenuhr, Heimatmuseum Ludwigsburg.



Die Zahlen daneben geben die Zeiten von Sonnen- auf- und -untergang an.

Die Hyperbeln, die sonst den Zifferblattkalender einteilen, sind falsch aufgetragen. Die Linie der Tag- und Nachtgleiche ist hier ein nach unten gekrümmter Bogen statt einer waagerechten Geraden. Die Rekonstruktion ergibt eine geographische Breite von $47,9^\circ$, das entspricht etwa einem Standort der Höhe Freiburg–München.

Die Einteilung des Namenkalenders gibt kirchliche Feiertage an und die Daten für den Übergang der Sonne in das nächste Tierkreiszeichen (Abb. 7). Der Fußpunkt des verlorengegangenen Polstabes ist als Punkt auf der Nase der Sonne gekennzeichnet; eine Durchbohrung ist nicht zu erkennen.

Die Farbwirkung ist sehr einfach gehalten. Alle auf die Sonne bezogenen Teile sind in verschiedenen Schattierungen von Gelb dargestellt. In die schwarze Kalendertafel ist die Schrift eingekratzt und erscheint in Weiß. Das Zifferband und die Tierkreiszeichenbilder sind in Braun ausgeführt, einige von diesen mit gelben Untermalungen. Einzelheiten sowie Zahlen, Striche und Schrift treten in Schwarz hervor.

3.5 Ludwigsburger Scheibe

Die Glassonnenuhr in der Sammlung des Heimatmuseums zu Ludwigsburg zeigt über dem großen Zifferblatt einen Hirschkopf mit einem Monogramm und die Jahreszahl 1781 (Abb. 8). Diese Monolithscheibe hat die Abmessungen 24:22 cm. Sie wurde 1943 aus dem Besitz des Historischen Vereins übernommen. Der Name des Künstlers oder Auftraggebers ist nicht bekannt.

Nach DECKER-HAUFF *bedient sich das Ornament zwar heraldischer Zeichen, ist aber kein Wappen im strengen Sinn. Zwar sind Helm, Helmdecken und Helmzier vorhanden, doch fehlt das Entscheidende: Schild und Schildbild. Stattdessen erscheint in ovaler Kartusche ein typisches Rokoko-Monogramm, gebildet aus den Buchstaben J. J. J., die im Sinne der Rocaille-Ornamentik spiegelverkehrt wiederholt werden . . . Da in dem vielverschlungenen Monogramm auch noch ein v angedeutet scheint, so könnte auch J. J. v. J. gelesen werden* (Abb. 9).

Die Stundenziffern in dem U-förmigen Balken reichen von 6 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags. Die Stundenlinien am Rande mit Einteilung der halben Stunden verdichten sich gegen $\frac{1}{4}$ 11 Uhr. Danach wich die Fensterrichtung, für die die Uhr einst geschaffen wurde, um rund 15° nach Südsüdost ab. Die Rekonstruktion nach dem Abdruck der Scheibe ergibt einen Standort mit der geographischen Breite von rund $49,5^\circ$, das entspricht etwa einer Höhe von

Heidelberg–Nürnberg. Unter dem Monogramm befindet sich noch das Loch zum Befestigen des Polstabes, der auch hier verlorengegangen ist. Die Mittagssenkrechte darunter ist als gepunktete Linie dargestellt, dazu eine zweite um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr, deren Bedeutung noch nicht geklärt ist.

Die Farbe ist eintönig in Rostbraun ungleichmäßig aufgetragen. Die eingeschliffenen Ziffern und Striche erscheinen milchig weiß.

4 Weitere Scheiben

Ergänzend seien hier noch die weiteren bekannten historischen Glassonnenuhren erwähnt⁶:

1518 Älteste Kunde von Glassonnenuhren. VEIT BILD, Mönch im Reichsstift St. Ulrich und Afra zu Augsburg, liefert 16 solcher Fensteruhren an den Kurfürsten von Sachsen in Altenburg (sogar auch einige von der Südrichtung abweichende)⁸; ²².

Um 1530 Berlin, Kunstgewerbemuseum – Schule des J. BREU d. J. (seit 1945 verschollen)¹³.

1550 Wien, Museum für angewandte Kunst – Scheibe aus Schloß Ambras. FINSTERWALDER folgert aus dem Text der Inschrift Schwäbische Kunst etwa aus der Gegend Göppingen–Ulm¹³.

Um 1612 Zürich, Eidgen. Sternwarte – Scheibe von Pfarrer JOH. MURER, Rickenbach (Ältestes Weltzeit-zifferblatt)⁷.

Um 1640 Auktion Galerie am Neumarkt, Zürich, 1969 versteigert. Jetzt in der Sammlung ATWOOD, Rockford/Illinois, USA⁶.

1731 Basel, Historisches Museum – Scheibe von J. R. HUBER¹⁷.

Zweite Hälfte, 18. Jahrhundert, Zürich, Museum

Abb. 9: Hirschmonogramm, Ludwigsburger Scheibe.



der Zeitmessung BEYER (Uhrenkästchen aus Tessin – Öhruhr – nur mit italischen Stunden)⁶.

Zweite Hälfte, 18. Jahrhundert, Darmstadt, Hessisches Landesmuseum.

Spätes 18. Jahrhundert, London, Britisches Museum (früher ILBERT Collection)⁶.

5 Dokumentation

Außer den angesprochenen Scheiben wird es sicherlich noch weitere geben, die in Museen oder Privatsammlungen unbekannt ein stilles Dasein führen. Auch diese sollten noch erfaßt werden. Deshalb bitte ich alle Leser, hier mitzuhelfen und diese Standorte bekanntzugeben⁵.

Wegen der Zerbrechlichkeit des Materials gehen immer mehr dieser kostbaren historischen Scheiben verloren. So soll versucht werden, in Bild und Beschreibung die Kunde von ihnen als Dokumentation der Nachwelt zu erhalten.

Schrifttum

- 1 ABELER, JÜRGEN *5000 Jahre Zeitmessung*, Eigenverlag Wuppertaler Uhrenmuseum 1968
- 2 BACH, MAX *Das Rathaus zu Ulm*, Württ. Vierteljahresshefte zur Landesgeschichte, Stuttgart 1879, S. 259
- 3 BALET, LEO *Schwäbische Glasmalerei*, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1912
- 4 BASSERMANN-JORDAN, ERNST *Eine gläserne Sonnenuhr vom Jahre 1576 im Besitz der Württembergischen Krone*, Die Uhrmacherkunst, Heft 1/1916 – Erweiterter Nachdruck *Von gläsernen Sonnenuhren in: Alte Uhren und ihre Meister*, Leipzig 1926, S. 105–110

- 5 BEHRENDT, HANS *Sonnenuhren im württembergischen Neckarraum Schwäbische Heimat* Heft 1969/1
- 6 BEHRENDT, HANS *Glassonnenuhren, eine Bestandsaufnahme der historischen Zeitmeßscheiben*, Referat bei dem Internationalen Kongreß für Chronometrie am 19. 9. 74 in Stuttgart. Tagungsheft F 2.1 der Deutschen Gesellschaft für Chronometrie, Stuttgart
- 7 BEHRENDT, HANS *Das älteste Weltzeitzifferblatt?* Schriften der «Freunde alter Uhren», Heft XIV 1975
- 8 BOBINGER, MAXIMILIAN *Alt-Augsburger Kompaßmacher*, Rösler Verlag Augsburg 1966
- 9 DONT, RUDOLF/MALOW, EGON *Berechnung der italischen Stunden für die Bebenhausener Scheibe*, unveröffentlichte Studie, Kelkheim März 1974 (Archiv des Arbeitskreises «Sonnenuhren», Stuttgart)
- 10 ELSNER, WALTER *Berechnung von Zifferblättern für den Standort Rottweil bei verschiedenen Fensterrichtungen*, unveröffentlichte Studien, Leverkusen 1971 und 73 (Archiv des Arbeitskreises «Sonnenuhren», Stuttgart)
- 11 FRODEL-KRAFT, EVA *Die Glasmalerei*, Schroll Verlag München 1970
- 12 KÖPF, HANS PETER *Fahne und Fahنشwingen*, Festschrift «Ova minima» Tübingen 1967, S. 489
- 13 KOHNELT, HARO H., *Die Glasmalerei-Sonnenuhr des Museums für angewandte Kunst in Wien (Gl. 2808)*. Schriften der «Freunde alter Uhren» Heft XII 1972/73 (Nachdruck aus «Tiroler Heimat» Jahrbuch für Geschichte und Volkskunst 1967/68), S. 86–94
- 14 OTTO, MARKUS *Die Glasgemälde aus dem ehemaligen Benediktinerinnenkloster Ursprung, Ursprungschule* 1964
- 15 OTTO, MARKUS *Die Glasgemälde aus der St.-Georgs-Kirche in Kleinbottwar*, Ludwigsburger Geschichtsblätter Heft 22/1970, S. 22–39
- 16 RIEBER, ALBRECHT *Die Ulmer Rathausuhr*, Neue Uhrmacherzeitung, Ulm, Heft 13/1949 und 12/1950
- 17 ROHR, RENÉ R. J. *Les cadrans solaires*, Gauthier-Villars 1965
- 18 SCHUMACHER, HEINZ *Sonnenuhren*, Verlag Callwey München 1973
- 19 STAHL, WILLI *Wappenscheiben der Reichsstadt Rottweil für die Eidgenossen*, 450 Jahre ewiger Bund, Stadtarchiv Rottweil 1969, S. 64–90
- 20 STIEFEL, OTTO *Die Glasgemälde des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen* Museumsverein Schaffhausen
- 21 STROBEL, RUDOLF *Zeitmessung im Zeitwandel*, 200 Jahre Schwenninger Uhren 1965, S. 33–77
- 22 ZINNER, ERNST *Astronomische Instrumente des 11.–18. Jahrhunderts*, Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1956

Aufnahmen außer Abb. 5 und 6 vom Verfasser.

Karl Stirner und Ernst Ludwig Kirchner

Für jeden, der KARL STIRNER als eine Art «schwäbischen Malerpoeten» und ERNST LUDWIG KIRCHNER als Mitbegründer der Dresdner Brücke, somit einer der beiden großen Gruppen des deutschen Expressionismus, kennt, ruft die Überschrift die Frage hervor: was haben ausgerechnet diese beiden Maler miteinander zu tun? Diese Frage soll hier beantwortet werden.

Die KARL-STIRNER-Ausstellung, die der Schwäbische Heimatbund 1958 anlässlich seiner «Ostschwäbischen Tage» in Ellwangen a. d. J. zeigte, gab zum ersten Mal einen Überblick des malerischen Schaffens von KARL STIRNER, dessen Nachlaß sich damals noch zu einem großen Teil im Besitz seiner Witwe Frau P. STIRNER befand; seitdem ging eine bedeutende Zahl wichtiger Bilder und Zeichnungen an

Adolf Schahl

die Stadt Ellwangen über und bildet so den Grundstock einer KARL-STIRNER-Sammlung, die mit einem KARL-STIRNER-Archiv verbunden werden soll. Bei der Betrachtung der ausgestellten Werke werden manche STIRNER-Freunde verwundert darüber gewesen sein, daß es einen Maler STIRNER gab, der mit «ihrem STIRNER», d. h. also mit ihrer STIRNER-Vorstellung, nicht ohne weiteres zusammenzubringen war.

Diese Vorstellung war weithin durch STIRNERS Zeichnungen zu MÖRIKES Stuttgarter Hutzelmännlein, erschienen 1913, oder auch durch Arbeiten geprägt worden, wie sie etwa der autobiographischen Skizze im Schwäbischen Heimatbuch 1913 beigegeben wurden. STIRNER selbst war der Meinung, er habe mit den Illustrationen zum Hutzelmännlein



KARL STIRNER: Davos. Originalholzschnitt (Handdruck), 1919. Sammlung Prof. Dr. K. A. REISER (Bonn).

«das große Los gezogen». Und dem war wohl auch so. Sie schufen die Grundlagen der STIRNER-Verehrung im schwäbischen und fränkischen Raum. Eine solche Wirkung war nur infolge einer tieferen Entsprechung zwischen jenen Werken und dem Geschmack eines bestimmten, auch literarisch gebildeten Publikums möglich. Es wird deutlich, weshalb sich STIRNER später als «Maler und Schriftsteller» bezeichnen kann. Es bestehen darin ohne Zweifel gewisse Beziehungen zur Illustrations-

kunst des 19. Jahrhunderts, die ihrerseits das Kind der deutschen Romantik war. Zeichnung und Malerei gehörten, mit der Dichtung, zu einer «Universalpoesie», in der sich der Geist mitzuteilen und darzustellen sucht, wobei der Dichtung die führende Stellung zukommt. In diesem Sinne verbinden, wie an anderem Ort gesagt wurde¹, die Illustrationen STIRNERS *den Sinn für ein nesthaft herzartig hervorgehobenes Motiv, den wir bei Ludwig Richter finden, mit der Freude Schwinds an der arabeskenhaft fort-*

laufenden Erzählung und sie besitzen auch eine Kunst der Akzentuierung und Pointierung, wie wir sie sonst nur von Spitzweg kennen. Ein Weiteres kommt bei STIRNER hinzu; er ist ohne den Jugendstil undenkbar und besitzt das, was AUGUST ENDELL einmal die Fähigkeit nannte, *Gefühlswirkungen von Formen und Farben* auszulösen. Eben darin ist STIRNER ganz echt, in der Art, wie sich die Gefühls- und Empfindungswerte der Linien und der Farbe mit dem seelisch geistigen Gehalt eines Bildes verbinden, in diesen eingehen, oder umgekehrt, wie sich dieser in jenen äußert, ohne jede inhaltliche Nebenabsicht, rein in der Anschauung.

Dabei entfernen sich die STIRNERSchen Arbeiten immer mehr vom eigentlich Illustrativen im Sinne der Darstellung eines Gedankengehaltes. Die bekannten Buchpublikationen der späteren Jahre besitzen nur in dem Sinne illustrativen Charakter, als sie reproduzierte selbständige Zeichnungen und Gemälde mit Texten verbinden, die man als deren literarische Entsprechung bezeichnen könnte. Das Werturteil, das HERMANN HESSE einmal STIRNER gegenüber abgab, mag dabei bestehen bleiben, daß es sich nämlich mit den STIRNERSchen Dichtungen im Vergleich zu dessen Bildern so verhalte wie mit seinen, HESSES, Zeichnungen, zu seinen Dichtungen.

Und dies ist nun das Phänomen: Sofort nach dem ersten Weltkrieg vollzieht sich in STIRNERS Stil eine Wandlung, die für die angedeutete Entwicklung entscheidend wird. Das linear Graphische, bei dem man mitunter an Einflüsse von REINHOLD NÄGELE denkt – doch ist diese Beziehung noch zu wenig erforscht – weicht einem neuen Kolorismus. Absolute Höhepunkte dieser Entwicklung sind die Palästinabilder von 1930, die sich, ob ihres am wenigsten «illustrativen» Charakters, der geringsten Wertschätzung durch die STIRNER-Gemeinde erfreuten. Die darauf hinführende Entwicklung ist klar ab den frühen zwanziger Jahren erkennbar. Man braucht nur das Bildnis seiner Frau von 1922 mit dem von 1924 zu vergleichen, um wahrzunehmen, was da im Gange ist. Aber schon die Temperablätter «Mandelblüte auf Sizilien» und «Blühende Bäume in Sizilien», beide von 1921, weisen den Weg. Hier hat man es plötzlich mit Schöpfungen zu tun, auf die man den Begriff des «starken Kolorits» anwenden kann, den GOETHE dem des «schwachen Kolorits» entgegensetzt. Während dieses sich in einer Scheu vor dem Farbigen im Tonigen hält, geht jenes in die vollen Akkorde der durch harmonische Komplementärbezüge gebundenen Farben. Genau hierin besteht der reife malerische Stil STIRNERS.

War es nun das Erlebnis des Südens, das ihm die



ERNST LUDWIG KIRCHNER: Der Maler STIRNER mit Katze. Ölgemälde, 1919. Biberach: KIRCHNER-Erbengemeinschaft. Aufnahme von Dr.-Ing. ULRICH KIRCHNER. Copyright by ROMAN NORBERT KETTERER (Campione d'Italia).

Augen – als Maler – öffnete? Des Sizilienaufenthaltes 1921 wurde gedacht. Aber schon 1913–14 war er in der Oase Biskra, ohne daß dies seine Stilentwicklung beeinflusst hätte. Wurde diese vielleicht durch bestimmte Einflüsse stilistischer Art gefördert? Hierbei fühlt man sich an die Malweise PECHSTEINS erinnert. Indessen, nicht zu diesem führen die Wege, sondern zu dem Maler, der seinerseits PECHSTEIN beeinflusste, nämlich ERNST LUDWIG KIRCHNER.

Wichtigste Quelle hierfür ist das Davoser Tagebuch KIRCHNERS². In der genannten autobiographischen Skizze erwähnt STIRNER auch eine «tückische Krankheit», die ihn aus seinem Studium riß. Diese, ein Lungenleiden, führte ihn 1919 nach Davos. Südlich davon wohnte KIRCHNER «In den Lärchen», einem bäuerlichen Anwesen in Frauenkirch am Fuß der Staffalp; erst 1923 zog er in das Haus Wildboden im Davoser Tal um. Man sprach schon von ei-

ner «Wallfahrt» junger Künstler, darunter ROLF NESCH und FRITZ WINTER, zu KIRCHNER. So kann es nicht wundernehmen, daß auch STIRNER KIRCHNER aufsuchte. Er war damals 37 Jahre alt, KIRCHNER 39. In einem Brief an NELE VAN DE VELDE vom 14. Oktober 1919 hat sich KIRCHNER mit folgenden Worten auf den Besuch STIRNERS bezogen: *Leider habe ich recht wenig geschafft, da ich für fast drei Wochen einen schwäbischen Maler oben hatte, der gern ein wenig Holz-*

*wert sind als andere. Weniger kriechend der Schwabe, anders als der Sachse. Ich will es versuchen, ihm so weit zu helfen, wie ich kann. Ob er wohl auch so arrogant wird wie Pechstein? Es ist ja gleich. Wenn er nur tiefer erste-
hen wird als dieser. Auf die Sache kommt es an, nicht auf mich. Und doch, es sind dieselben fieberigen Augen, wenn er etwas ihm Neues erfaßt . . .*

Daß STIRNER sich damals in eine vorübergehende Abhängigkeit von KIRCHNER begab, die als verspä-



KARL STIRNER: Selbstbildnis. Ölgemälde, 1925.

schnitt und Malen lernen wollte. Im Tagebuch taucht STIRNER am 6. Juli auf und kehrt darin bis zum 28. August öfters wieder. Ein anderer schwäbischer Maler weilte zu der Zeit nicht bei KIRCHNER; daß er diesen drei Wochen oben hatte, läßt darauf schließen, STIRNER habe sogar so lange bei ihm gewohnt. Am 6. Juli erfahren wir aus dem Tagebuch: Ich mag den Maler Karl Stirner eigentlich ganz gern, trotz seiner Ähnlichkeit mit Pechstein. Auch der kam so, und seine Arbeit war nichts in seinen Augen, und die Titulation von «Meister» genau wie bei Pechstein und das leichte sich etwas sagen lassen und das bißchen Eigensinn im Steifbleiben beim Gefallen an Bildern, die fraglos weniger

tete Schülerschaft bezeichnet werden darf, wird aus manchem Tagebucheintrag KIRCHNERS deutlich, so dem vom 11. August: Stirner kommt, als ich gerade unten im Walde war, das Bild der Bergtanne blauviolett zu zeichnen. Nachmittags ihn gleich mitgenommen und das Bild begonnen. Es verspricht etwas zu werden. Stirner benimmt sich wie ein akademischer Schüler. Dieses Beschauen bei der Arbeit stört mich.

Das persönliche Verhältnis zwischen beiden Malern war kein harmonisches. Krankheit und Morphinismus waren die Ursache für KIRCHNERS Empfindlichkeit, die sich in harten Urteilen über STIRNER und sein Gehaben äußert. Mit STIRNERS unpro-

blematischer, ungezwungen freier, lebhafter und oft burschikoser Art wurde er schwer fertig. Am 15. August lesen wir: *Etwas nervös und unruhig, das ungebildete, lässige und freche Benehmen Stirners bringt mich noch ganz aus der Fassung.* Am 28. August scheint es zum Bruch gekommen zu sein: *Stirner benimmt sich stieselig, und als er am Abend wieder ganz schrecklichen Dreck gemacht hat, bitte ich ihn zu gehen.* Am 19. September findet bei einem Besuch von Herrn Günther eine Aussprache wegen Stirner statt. Dann erscheint der Name STIRNERS im Tagebuch nicht mehr.

Der Einfluß, den KIRCHNER auf STIRNER ausübte, läßt sich am ehesten ermessen, wenn wir berücksichtigen, wie STIRNER ab den frühen zwanziger Jahren etwa Blaurot und Gelbgrün bzw. Rotblau und Grüngelb gegeneinandersetzt und überhaupt rund um den ganzen Farbkreis in starken Komplementärbezügen mit Farben im Licht musiziert, und daneben KIRCHNER vernehmen, wenn er am 11. Juli 1919 – also zu eben der Zeit, als STIRNER bei ihm war, – schreibt: *Violett zu malen reizt mich jetzt ungeheuer. Ich hoffe, im Berg-Wasserfall Violett, Rot, Grün malen zu können.* Oder am 15. Juli: *Violettrotes Stilleben.* Am 12. Juli: *Wie schön die Wiesen sind und der Bäume phantastische Formen, Farbe hellblau, violett, blau, rosa, gelb von allen Arten, es fehlt Zinnober und kräftiges Blau.* Man braucht nur die Gemälde und die Farbholzschnitte jener Zeit anzusehen, um innezuwerden, wie darin Rotvaleurs von Rosa bis Violett und Grüntöne sowie Blaustufen und Grüngelbwerte ineinandergeführt werden. Mit zu den Voraussetzungen des auf STIRNER ausgeübten Einflusses mag gehören, daß KIRCHNER in Farben zeichnet. Mit Sicherheit empfangt STIRNER auch als Graphiker damals wichtige Formimpulse. Am 31. Juli heißt es: *Stirner ist da. Er versucht sich in Radierung. Zu nahe an Pechstein in seiner Art. . .* Auch der STIRNERSche Holzschnitt ist ohne den KIRCHNERS, dazu den PECHSTEINS, SCHMIDT-ROTLUFFS, NOLDES nicht denkbar. Waren es doch die Künstler der Brücke, welche die ausdrucksvolle Schwarzweißsprache des Holzschnittes für ihre bildlichen Aussagen nutzten, wobei sie die Grundvoraussetzung originalgraphischer Holzschnittproduktion im Sinne des Expressionismus erfüllten, indem sie das Bild selbst aus dem Stock schnitten. Für den durch KIRCHNER inspirierten frühen Holzschnitt STIRNERS aus der Davoser Zeit gibt es ein Blatt, unterzeichnet «Davos Originalhanddruck Karl Stirner» (Sammlung Prof. Dr. med. K. A. REISER, Bonn).

Schließlich seien noch die Werke KIRCHNERS genannt, die an den Davoser Aufenthalt STIRNERS und sein Verhältnis zu diesem erinnern. An erster Stelle

steht dabei das Gemälde «Der Maler Stirner mit Katze»³. Es entstand im Juli 1919; als Vorlage diente möglicherweise eine Photographie KIRCHNERS, die STIRNER hinter einem Tisch zeigt, auf dem eine Katze steht⁴. Schon am 6. Juli verzeichnet Kirchner: *Ich versuche, seine fieberigen Augen zu malen.* Und am 8. Juli: *Auch Stirners Portrait geht weiter.* Es zeigt STIRNER, in leichter Schrägrechtshaltung hinter einem schräg stehenden kleinen Tisch sitzend, über den eine Katze läuft; links davon anscheinend Stuhllehnen und eine Vase mit Blumenstrauß. Die Hauptwirkung des Bildes beruht auf einem tragenden, Tisch und Mittelgrund erfüllenden, wahrhaft «entzündeten» Rot, das die rote Farbe des Gesichts variiert, während das Blaugrün der Augen von der Farbe des Hemdes aufgenommen wird, auch in den Stuhllehnen spielt, und Kopf und Strauß wie ein Halo umgibt. Dieser Gegensatz von Rot und Blaugrün gibt dem Bildnis sein «Fieberiges». Hinzu kommt ein Schwarz, in dem KIRCHNER so etwas wie sein eigenes STIRNER-Erlebnis niedergelegt haben könnte: es verbindet die Zeichnung der Gesichtszüge und die Haar-«Perücke» mit der auffallenden Stirnlocke, die Katze und die Vase samt den zerfederten Blumen. Aus dem Motiv wird künstlerisch ein Thema mit Variationen.

Außerdem gibt es ein auf Zink geätztes radiertes Portrait STIRNERS von KIRCHNERS Hand⁵ aus derselben Zeit und einen Farbholzschnitt «Blonder Maler Stirner»⁶. Ob dieser tatsächlich STIRNER darstellt, muß zweifelhaft bleiben, nicht nur deshalb, weil STIRNER nicht blond, sondern schwarz war und weil die Gesichtszüge von den seinen merklich abweichen; es schreibt auch KIRCHNER am 10. August 1919, er würde den ganzen Tag von einem blonden Maler belagert, der ihn schon seit einem Jahr verfolgt.

KARL STIRNER hat bis zu seinem Tod einen signierten Eigendruck von KIRCHNERS Farbholzschnitt «Wintermondnacht» aus dem Jahr 1919 aufbewahrt⁷. Er trug die Widmung: *Herrn K. Stirner freundlichst.*

Anmerkungen

¹ ADOLF SCHAH: KARL STIRNER, Ellwanger Jahrbuch 1958–59, S. 25–34.

² LOTHAR GRIEBACH: E. L. KIRCHNERS Davoser Tagebuch, Köln 1968.

³ D. E. GORDON: E. L. KIRCHNERS Gemälde, München 1968, Nr. 574. Das Bild befindet sich im Besitz der KIRCHNER-Erbengemeinschaft Biberach a. d. R. Ich danke Herrn Dr.-Ing. ULRICH KIRCHNER verbindlich, der es mir bereitwillig zugänglich machte und für den Zweck der vorliegenden Veröffentlichung fotografierte (Copyright by ROMAN NORBERT KETTERER, Campione d'Italia).

⁴ GRIEBACH, Taf. 9.

⁵ A. und W. DUBE: E. L. KIRCHNERS graphisches Werk, 2 Bde., München 1967, Nr. 281.

⁶ Ebenda, Nr. 406.

⁷ Ebenda, Nr. 390. Das STIRNER gewidmete Blatt heute in der Sammlung von Prof. Dr. med. K. A. REISER, Bonn.

Dem Dacianischen Simplicissimus auf der Spur

Felix Burkhardt

In dem Jahr, in dem sich die Stadt Wien tapfer gegen ihren Belagerer, das türkische Heer unter dem Großwesir KARA MUSTAFA, wehrte und schließlich durch das Ersatzheer, das am 12. September 1683 in der Schlacht am Kahlenberg die Türken schlug, befreit wurde, schickte ein *übel geplagter und auch verzagter doch nicht verzagter Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus* sein «Trächtlein» auf die Reise. Die Schilderung seines wunderlichen Lebenslaufes und *sonderliche Begebenheiten gethaner Raisen* fand günstige Aufnahme; im Erscheinungsjahr 1683 konnte das Buch eine 2. Auflage erreichen; eine 3. Auflage folgte 1684. In der folgenden Zeit erging es dem UoDS wie seinen beiden Vettern, dem Teutschen und Französischen Simplicissimus: Ihre Werke gerieten in Vergessenheit.

Den Aussagewert erkennend, legte Professor KARL WAGNER im Jahre 1774 unter dem Titel «Hungarici, seu Daciani Simplicissimi peregrinatio Scephusensis» in «Analecta Scephusii sacri et profani» (Wien) einige Kapitel aus dem UoDS als Beitrag zur Geschichte der Zips vor. Der Pester Arzt Dr. JOHANN CHRISTIAN SEIZ gab 1854 bei Otto Wigand in Leipzig eine neue Ausgabe des UoDS heraus. Mit dem Untertitel «Lebensschicksale eines Schlesiers» versah Rektor R. URBANEK seine 1906 in Breslau erschienene Ausgabe «Der Ungarische Simplicissimus». Diese Ausgabe war für die Jugend bestimmt und gekürzt. Der Seeverlag Konstanz brachte 1923 eine der ursprünglichen Fassung folgende Ausgabe des UoDS heraus, die von VIKTOR GRESCHIK besorgt wurde.

Eine wissenschaftlich fundierte Neuausgabe ließen MARIAN SZYROCKI und KONRAD GAJEK in der Reihe «Wiener Neudrucke» 1973 im Österreichischen Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst in Wien erscheinen, versahen sie mit Anmerkungen zum Text und fügten ein Nachwort zur Geschichte der Simpliciadien und zum Lebenslauf des Verfassers bei.

Das Interesse, das der UoDS außerhalb des deutschen Sprachgebietes fand, bezeugen die in den letzten fünfzig Jahren erfolgten Übersetzungen. 1925 erschien eine gekürzte Ausgabe in ungarischer Sprache (JOSEF TUROCZI-TROSTLER besorgte sie), eine ungekürzte Ausgabe folgte 1956. Eine gekürzte Übersetzung in die slowakische Sprache nahm 1964 JOSEF VLACHOVIČ vor. Der Warschauer Hungarist JAN REYCHMAN versah die von DANUTA REYCHMANOWA 1967 vorgenommene Übersetzung in die

polnische Sprache mit einem Vorwort und aufschlußreichen Anmerkungen. Schon frühzeitig hatte man in Ungarn dem UoDS Anteilnahme zugewendet. Bereits 1880 hatte ROMAN GROCH eine Abhandlung über den UoDS erscheinen lassen («Egyetemes Philologiai Közlöny»). JOSEF TUROCZI-TROSTLER befaßte sich 1925 mit dem Roman («Pester Loyd» vom 25. 4. 1925). Nachdem er eine Übersicht über die Geschehnisse des Romans gegeben hat, schreibt er: *In dem Raum dieser Schauplätze ist das gesamte historisch-geographische Sachwissen über Ungarn gepreßt. Im Hintergrund dunkelt die Gegenreformation in Schlesien, im Vordergrund stehen das Leben der oberungarischen Städte, der Kleinkrieg, die Wirren in Siebenbürgen, um und vor dem Tod des Fürsten Georg Rakoczi II. Der epische Atem des Erzählers bewegt eine engere, armselige Welt als Grimmelshausen . . . Der U.S. hat, wenn auch aufweniger hohem Niveau, für Ungarn etwas Ähnliches geleistet, wie Grimmelshausen für Deutschland des Dreißigjährigen Krieges, und ist neben seinem großen Vorbild der einzige dieses Geschlechts, der die Jahrhunderte überdauert, oft hervorgeholt, bearbeitet, noch Jokai angeregt hat.*

Über die Person, die sich hinter dem Pseudonym «Dacianischer Simplicissimus» verbirgt, haben sich die Forscher ihre Gedanken gemacht. L. SIKLOSSY vermutete, der UoDS habe den evangelischen Prediger GEORG BUCHHOLTZ d. Ä. (1643–1724) aus Großlomnitz zum Verfasser; zu der Annahme führten ihn Ähnlichkeiten zwischen dessen «Historischen Geschlechtsbericht» und dem Roman (A Magyar Simplicissimus szerője, in «Budapest Szemle» 1928). Wenig überzeugend ist die Darstellung von Dr. R. BRTAN «Madarsky ci Dacky Simplicissimus. DIELO DANIELA SINAPIUSA-HORCICKU (dt. Ungar. oder Dac. Simpl., ein Werk des DANIEL SINAPIUS-HORCICKU). Daß die Initialen von DANIEL SINAPIUS mit denen des Dac. Simpl. übereinstimmen, ist Zufall. Dr. E. PERTLOVA widerlegte überzeugend in ihrer Arbeit «Probleme um die Autorschaft des UoDS» (in «Philologica Pragensia», 1970, Nr. 1) die Annahme Dr. BRTANS.

Bei musikwissenschaftlichen Studien kam Professor Dr. H. J. MOSER dem Autor des UoDS «auf die Schliche». Als Musikant und Komponist war DANIEL SPEER, der Kollaborator aus Göppingen, bekannt. Da er einen Teil seiner musikalischen Werke unter seinem Namen hatte erscheinen lassen, war es nicht schwer, seinem Schaffen nachzugehen. Doch bei einigen Werken versteckte er sich hinter

Ungarischer
 Oder
Dacianischer
SIMPLICISSIMUS,
 Vorstellend
 Seinen wunderlichen
Lebens-Lauff/
 Und
Wunderliche Begebenheiten
 gethaner Räisen.
 Nebenst
Wahrhafter Beschreibung des
vormal's im Flor gestandenen und
jetzts verunruhigten
Ungerlands.
 So dann
Dieser Ungarischen Nation Sitten / Ge-
bräuch / Gewohnheiten / und
führenden Kriege.
 Samt
Des Grafen Tekely Herkommen und
biß auf jetzige Zeit verlossenen
Lebens-Lauff.
Denckwürdig und lustig zu lesen.
 Heraus gegeben von gedachtem
Dacianischen Simplicissimo.
 Gedruckt im Jahr M D C L X X X I I I.

Decknamen. Als «Asne de Rilpe» zeichnete er bei seinem Werk «Recens Fabricatus Labor, Oder Neu-gebachene Taffel-Schnitz» (1685. o. O.). In der beigefügten Widmung lüftet er jedoch sein Visier: *Wer aber wissen will, wie ich mit rechtem Namen Genennet werd, der setz geschicklich mich zusammen. Was gilts. Er wird so bald mich können lesen her. Als: D/a/n/i/e/l/ S/p/e/e/r.*

Zwei Jahre später wird der «Musicalische Leuthe Spiegel» von einem «Deutschen Spaniol in Griechenland» herausgegeben. Hier läßt er seine Initialen DANIEL SPEER in Göppingen erraten. Als Verfasser des «Musicalisch-Türkischen Eulen-Spiegels» stellt sich der «bekandte Dacianische Simplicissimo in Güntz» vor, unschwer läßt sich die Brücke zum Autor des UoDS schlagen. Als «reife Frucht», so schreibt Professor MOSER, pflückte sich die Autorenbestimmung der drei Romane: UoDS,

Türkischer Vagant, und «Simplicianischer Lustig-Politischer Haspel-Hannß».

Führten nun MOSERS Untersuchungen auf eine wichtige Spur, so fehlte doch ein letztes Stück in der Beweisführung. Dr. PERTLOVA weist auf diese Lücke hin: *Für die Autorschaft D. Speers am UoDS sind bisher nur indirekte Erweise gebracht worden, nicht direkte, auf schriftlicher Grundlage beruhende Beweise.* Prof. J. BOECKH, der umfangreiche Nachforschungen über D. SPEER und sein Werk durchführte, nahm kurz vor seinem Tode Stellung zu den vorliegenden Forschungsergebnissen. Dr. PERTLOVA führt seinen Einwand an: *H. J. Moser kommt der große Verdienst zu, die Autorschaft D. Speers am UoDS und TV erwiesen, leider nicht bewiesen zu haben. In seiner Beweiskette fehlt . . . ein Verbindungsglied.*

Durch einen Fund im Ulmer Stadtarchiv läßt sich jetzt das letzte fehlende Glied in die Kette der Beweise einfügen. Im Band «Censur-Protokoll» (1659–1707) wird unter dem 3. Juli 1687 vermerkt: *Die des Ungarischen Kriegs Romans Censirte 13 Bögen mögen uff H. Conrektoris Censur Item die Zugaab, Daniel Sperr Cantoris zu Göppingen zu seinem Musicalischen Werckh mög uff des Organisten Scherrns Censur in truckh gegeben werden.*

Bei den 12 Bögen handelt es sich um den «Ungarischen Kriegsroman» von EBERHARD WERNER HAP-

Musicalisch:
Türkischer
Eulen-Spiegel /
 Das ist:
Seltsame Vossen von einem sehr ge-
scheiden Türkisch-Kaiserlichen Hof- und
Feld-Narren / welcher nachgehends gar
MUFFTI worden;
 Aus
 Dem Best- bekandten
Ungarischen Kriegs-Roman
 extrahiret / und mit Ungarisch- Griechisch- Mosco-
 witsch- Wallachisch- Kosakisch- Rusnakisch- und Pohnisch-
 lustigen Balleren / mit ihren Proportionibus, auch andern
 nützlichen blasend- und geigenden Sonnaren / illustirt/
 Und
 Mit einer Tenor- Sing-Stimm / 2. Violinen / auch
 2. Violen / so ad placitum, samt doppelstem General-Bass,
 auf Anspruch einiger werthesten Freunden/ componiret /
 und in Druck heraus gelassen /
 Von
 dem bekandten
Dacianischen SIMPLICISSIMO in Güntz.
 Dasselbst gedruckt im Jahr 1688.

PEL (1647–1690). Die Zugabe, das musikalische Werk, für das hier deutlich und einwandfrei DANIEL SPEER aus Göppingen als Autor genannt wird, ist ohne Zweifel der «Musicalisch-Türkische Eulen-Spiegel». Bereits der Titel weist auf den Zusammenhang mit HAPPELS Ungarischen Kriegsroman hin: *Auß dem Welt-bekandten Ungarischen Kriegs-Roman extrahiret*. Schon im ersten Stück des Werkes stellt SPEER den Lompyn vor:

*Wer was Neues hören will/
der sey jetz und ein wenig still/
es werden Schnaken kommen/
von einem Kerl, Lompyn genannt/
im Kriegs-Roman sehr wohl bekannt . . .*

HAPPEL läßt in seinem «Ungarischen Kriegsroman», wohl zur Belebung der Kriegs- und politischen Darstellungen, den Cergely und seinen Diener Lompyn auftreten. Wenn SPEER im Titel seines Musikwerkes auf den weltbekannten Kriegsroman hinweist, sich der Bezeichnung «der bekandte Dacianische Simplicissimus» bedient, so handelte er wohl im Interesse seines geschäftstüchtigen Verlegers. Verfehlt ist es, den UoDS als Kriegsroman anzusehen, denn krieglerische Vorgänge kommen hier nur in einer bestimmten Zeit vor; der Lompyn taucht im UoDS nicht auf.

Die Autorschaft SPEERS für ein anderes Werk, die «Taffel-Schnitz», wird ebenfalls durch einen Vermerk im Zensurprotokoll bestätigt. Am 12. Februar 1685 wird vermerkt: *Tafel Music, Daniel Sperens mag uff des Organisten Scherres einkommene Censur auch getruckht werden*. Im Auftrag des Pfarrkirchenbaupflegeamtes Ulm hatte JOHANN SEBASTIAN SCHERER die musikalischen Werke SPEERS geprüft. SCHERER war Münsterorganist und Musikdirektor in Ulm, er hatte sich auch als Komponist bewährt.

Eindeutig wird für die beiden Werke SPEERS Ulm als Druckort ausgewiesen. Bisher herrschte Unklarheit über den Druckort der Werke SPEERS, die ohne Verlagsvermerk erschienen waren. MOSER, der SPEER als Verfasser der Schrift «Das Neueste von der Zeit das ist: Ausführliche Vorstellung der listigen Gefangenen-Nehmung des Grafen Teckely . . .» ansah, folgerte, weil diese Schrift 1685 durch Johann Hoffmann in Nürnberg verlegt wurde, dieser sei auch der «Verleger dieser ganzen Literatur». Als Druckort des UoDS wurden auch Leutschau, Breslau, Freiburg i. B. angenommen. Für Ulm hatte sich bereits TUROCZI-TROSTLER ausgesprochen. Die sehr genauen und umfangreichen typographischen Untersuchungen der Werke SPEERS, die H. KNOKE durchführte, weisen ebenfalls auf Ulm als Druckort hin. Wie das Zensurprotokoll ausweist, wurde auch

hier der «Französische Simplicissimus» gedruckt und nicht in Freiburg.

Im Ulmer Zensurprotokoll vermißt man Angaben über die Werke UoDS, T. V. und «Haspel-Hannß»; dagegen sind andere Schriften, die zwar anonym erschienen, aber SPEER zuzuschreiben sind, verzeichnet. Es handelt sich um das bisher noch nicht aufgefundene Traktätlein «Die zwei Traumgesicht von der Türcken undergang» (1684) und «Nachtgesichte vom ruin Franckreichs» (1688); *weil vermög eingereichter censur . . nichts abergläubisches darin begriffen, durfte es der Buchdrucker Matthäus Wagner nunmehr unter die preß nehmen*.

Der Verleger WAGNER hat wohl nicht alle Druckwerke zur Prüfung vorgelegt. Am 15. Februar 1689 mußte er sich vom Rat der Stadt Ulm erinnern lassen, *alles fleißig in die Censur zu geben*. Weil er der Anweisung der Zensurbehörde, des Pfarrkirchenbaupflegamtes, keine Folge geleistet hatte, wurde er in den Turm gesetzt. Er hatte das Traktätlein von



der «Göpping. und Schorndorff. Weiber courage», dessen Druckerlaubnis im Januar 1689 abgeschlagen worden war, zu Augsburg drucken lassen.

Als zusätzlicher Beweis für SPEERS Autorschaft am UoDS lassen sich Übereinstimmungen anführen. So wird im 25. und 26. Kapitel des UoDS über einen Aufenthalt in Maramaroschy (Beckenlandschaft am Oberlauf der Theiß) berichtet; im «Simplic. Pfaffen-Gehätz» erinnert sich SPEER an die Ochsenbauern von Maramaroschy. Er erwähnt auch eine Begegnung zu Kaschau, als er *da frequentiret*. Im UoDS hatte er ausführlich seine Erlebnisse in Kaschau geschildert.

Als sich SPEER am 3. August 1668 um ein Amt in Göppingen bewarb, gab er in seinem Schreiben an, er habe sein Vaterland Schlesien aus Glaubensgründen verlassen müssen. Von seinem siebenten bis zu dem zweiunddreißigsten Jahr sei er in der Fremde gewesen und sehne sich nach Ruhe. In den 60er Jahren landete er in Württemberg. Im 24. Kapitel des UoDS findet sich ein Hinweis auf die Reise. Hier heißt es: . . . *wie ich dann in Stuttgart beym alten Nägelin 4. Batzen-Wein/als ich auß Ungarn durch Österreich dahin kommen, nur von Tokayer Lair oder Lohr getruncken/mit welchen Lohr-Trunck man sich pflegt abzukühlen* (Lohr-Tresterwein). Der alte NÄGELIN ist keine erfundene Person. Am 5. Dezember 1648 schloß, wie die Stuttgarter Kirchenbücher melden, JOHANN JAKOB NÄGELIN, Sohn des verstorbenen JAKOB NÄGELINS von Herrenberg, die Ehe mit ANNA MARIA FISCHER, Tochter des verstorbenen JAKOB FISCHERS von Stuttgart. Die Eltern der jungen Frau, JAKOB und MARA FISCHER, waren im Krieg von Hornberg nach Stuttgart geflüchtet, er war Kronenwirt in Hornberg gewesen und wurde Gastgeber in Stuttgart, hier verstarb er am 6. Februar 1648. Am 13. Februar 1660 wurde HANS JAKOB NÄGELIN, der Rappenwirtin «Tochtermann», als Bürger in Stuttgart angenommen. Bei den Geburtseintragungen seiner Kinder wird der Beruf als Gastgeber verzeichnet.

Wie aus Teilungsakten vom 25. Oktober 1664 hervorgeht, ist HANS JAKOB NÄGELIN vor diesem Termin verstorben; die Rappenwirtschaft übernahm wieder ein Glied der Familie FISCHER, JAKOB FISCHER, der später Bürgermeister der Stadt Stuttgart war und 1688 von den Franzosen als Geisel fortgeführt wurde. Wenn SPEER noch bei dem NÄGELIN einkehrte, so muß seine Ankunft in Stuttgart vor dem Oktober 1664 erfolgt sein.

Daß SPEER als *herzoglicher Historiograph* 1685 die *württembergischen Regimenten orts- und sprachkundig nach Ungarn begleitet hat*, wie Prof. MOSER annimmt, ist unwahrscheinlich. SPEER hielt sich in dieser Zeit

in Göppingen auf: am 10. Juli 1685 war er Pate der Tochter MARIA SALOME des Buchbinders JOH. KÖNIG in Göppingen.

In Württemberg wurde SPEER besonders als Verfasser der Geschichte von den Schorndorfer Weibern bekannt. Die Flugschrift «Der durch das Schorndorffische und Göppingische Weiber-Volck Geschüchterte Hahn», die zu Beginn des Jahres 1689 erschien, löste ein Verfahren gegen den Verfasser aus. Die württembergische Regierung, die sich beleidigt sah, griff schnell zu, um eine Verbreitung der Schrift zu verhindern. Bereits am 16. Februar unterrichtete der Bürgermeister der Reichsstadt Esslingen den Geheimen Rat, es habe ihm der württembergische Geheime Sekretarius KIRCHNER durch den Leutnant ISRAEL MUSCHEL ein Schreiben übermitteln lassen, durch das er ersucht werde, ein *neuerlicher Zeit in Truck gegebenes scriptum unter dem Titel «Der durch das Schorndorffische und Göppingische Weiber-Volck Geschüchterte Hahn» in Eßlingen konfiscieren zu lassen*, weil darin verschiedene fürstliche Räte ehrenrührig und *calumnios* (verleumderisch) angegriffen seien.

In Stuttgart hatte man gute Vorarbeit geleistet; führte doch das Schreiben die Namen von drei Esslinger Bürgern auf, die die beanstandete Schrift bei einem Göppinger Provisor gekauft hatten. Diese Bürger, unter ihnen der Wirt zum Schwarzen Adler und Dr. HÖLLWAG, mußten die Schrift abgeben, die dann der herzoglichen Kanzlei übermittelt wurden. Fünf Tage später erklärte der Bürgermeister dem gesamten Rat: *Weilen das von dem provisore Speeren in Truck gegebene scriptum confiscieret und alle exemplaria im ganzen landt aufgekauft würden, auch wohl zu glauben, es möchte ein undt ein anders in der Stadt sein, sollen diejenigen, welche solche in hannden haben, solche einliefern oder supprimieren* (verheimlichen), *damit es nicht das ansehen habe, als wann man es mit dergleichen sach sich hier kitzeln wolte*.

In Ulm wandte sich eine württembergische Gesandtschaft an den Rat der Reichsstadt. Der Buchdrucker Wagner wurde, wie das Ratsprotokoll vom 15. Februar berichtet, über die Beschwerde wegen des *famosen Tractätlein* vernommen. Den Rechtsgelehrten zu Ulm fiel die Aufgabe zu, das Verschulden zu prüfen und die Strafe für WAGNER zu bemessen. Neben der Schrift von dem Schorndorffer- und Göppingischen Weibervolck hatten sie noch das Manuskript einer anderen Schrift, die «Fuchschwanzwage» genannt, zu prüfen.

Im Archiv wurden die vorhandenen Exemplare der Flugschrift versiegelt und sichergestellt; noch in Buchläden befindliche Stücke sollten abgeholt werden. WAGNER wurde ernstlich erinnert, mit *derglei-*

chen *Scriptis* einzuhalten, auch alles fleißig in Zensur zu geben.

Drei Tage später hielt es der Rat für angebracht, die württembergische Gesandtschaft über ein *anderwärtiges Tractätlein von dem bewußten Präceptor Speer* zu unterrichten. Man teilte ferner mit, daß man auch nach fleißiger Nachfrage bei den Buchhändlern keine weiteren Exemplare zutage gefördert habe.

MATTHÄUS WAGNER kreidete man es an, daß er den Rat umgangen habe. Das Traktätlein von der *Weiber-Courage* war im Januar der Zensur vorgelegt worden, doch am 15. Januar wurde eine Druckerlaubnis versagt, da nach dem Urteil des Konrektors M. EBERHARD ROTH die *hochfürstl. Württemberg. H. Regierungs Rätthe ziemlich hart mitgenommen und mit anzüglichem Epitheti . . . belegt worden seyn*. Dagegen hatte man SPEERS «Tractätlein, der neu aufgewachte Mordbrenner La Broche intituliert», am 9. Februar zum Druck freigegeben.

Der gestrenge Rat hatte WAGNER in den Turm setzen lassen; über eine zu verhängende Geldstrafe sollte später entschieden werden, auch ob das Kupferblatt (das der Schrift beigegebene Bild von dem Schorndorfer und Göppinger Weibervolk) abzuliefern sei. Den Württembergern stellte man das angeforderte Traktätlein «Fuchsschwanzwage» zu, gab ihnen auch das Ergebnis der Umfrage bei den Buchhändlern bekannt. Diese hatten dem Rat beschieden, sie hätten gar wenig Exemplare von der «Weiber-Courage» erhalten, diese aber gleich verkauft; sie wüßten nicht, wie leicht zu erraten sei, wo sie alle hingekommen seien.

Für WAGNER öffnete sich am 20. Februar die Tür seines Gefängnisses. Er mußte zuvor Urfehde schwören und sich verpflichten, die angefallenen

Verpflegungskosten der Haftzeit zu bezahlen. Wegen seiner groben und unbesonnenen Handlungen wurde er nachdrücklich verwarnt, habe er doch die wohlgemeinten Ratschläge des Kirchenbaupflegeramtes nicht befolgt. Das pasquillantische Traktätlein hätte er dem Autor zurückschicken müssen und nicht in Augsburg drucken lassen. Die württembergische Gesandtschaft gab sich mit dem Bescheid der Buchhändler nicht zufrieden. Sie begehrte, daß sämtliche Buchführer noch einmal mit Erinnerung an ihre Pflicht vernommen werden sollten. Der Rat beschloß, bei der «Einung» die Buchhändler zu verhören. Am 27. Februar schloß man die Akten über den Vorgang.

Während SPEER bereits in Haft saß, wartete in Ulm eine neue Schrift aus seiner Feder auf den Druck. Am 28. Februar vermerkte die Zensurbehörde «*Die simplicianische Hader- und Schnadergangß aber, weil lauth eingeloffenen Bericht dieselbe von dem Göpping. Praeceptor Spör verfertigt und vermög H. M. Frickhen übergebene censur gantz obscur, selzam, unordentlich und grob, alß solle Solche auf begehren dem Löbl. württemberg. Directorio alhier zugestellt u. nicht zu truckhen erlaubt werden*. Das Urteil hatte der M. JOHANN FRICKH, Prediger am Münster (1634–1689), gefällt.

Quelle: Stadtarchiv Ulm: A 3195/97 «Censur-Protokollium deren sachen So revidiert und alhie getruckt werden sollen. Angefangen a. 1651»; Ratsprotokolle vom Jahre 1689. – Stadtarchiv Stuttgart: Kirchenbücher; Bestand Gasthöfe: Gasthof zum Rappen.

Literatur: P. NAGELE, Bürgerbuch der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1956. – A. WEYERMANN, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1799. – E. PERTLOVA, Probleme um die Autorschaft des UoDS. In: *Philologica Pragensia* 1970, Nr. 1. – K. MOLLAY, Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus. In: *Annales Universitatis Budapestinensis. Sectio Philologica* tom III, Budapest 1961. – H. KNOKE, DANIEL SPEER. Versuch einer psychologischen Studie. Manuskript 1973. – FELIX BURKHARDT, Daniel Speer. In: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*. Bd. 11.

Alfred Wais 70 Jahre alt

ALFRED WAIS, Kunstmaler und Graphiker (geboren am 2. August 1905 in Stuttgart-Birkach), ist den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes nicht unbekannt. Sie kennen ihn und seine Arbeit von Atelierbesuchen, einer Ausstellung bei den Pfingsttagen in Ochsenhausen 1958 und vor allem von der Ausstellung der Freien Gruppe 1952 in den damals noch nicht ganz fertigen Räumen der Staatsgalerie. Am Zustandekommen dieser Ausstellung hatte er persönlich den stärksten Anteil, und so geht es auch auf seine Einwirkung zurück, daß der Hei-

Adolf Schahl

matbund als Veranstalter dieser Ausstellung sich nach seiner Neugründung schließlich nicht für eine gegenständlich und inhaltlich bestimmte Heimatkunst entschied, sondern für das, was in der Malerei, Graphik und Plastik der zweiten Nachkriegszeit als «gut» galt.

Was heißt das: gut? Zu einer Klärung dieses Begriffs gelangen wir am ehesten, wenn wir zunächst feststellen, daß die Angehörigen der Freien Gruppe größtenteils Mitglieder der Stuttgarter Neuen Sektion waren, an deren Ausstellungen ALFRED



ALFRED WAIS: Selbstbildnis, Farbholzschnitt 1970.

WAIS seit 1929 teilnahm, und daß diese Künstler nach 1933 mißachtet und geächtet wurden. Denn ihnen ging es ja um freie künstlerische Selbstmitteilung in der Nachfolge der Dresdner Brücke, des Münchener Blauen Reiters, alle Möglichkeiten des Konstruktivismus, Kubismus, Surrealismus usw. eingeschlossen. Wenn ERNST MÜLLER im Vorwort des Katalogs der Ausstellung von 1952 als Kriterium in der Beurteilung künstlerischen Schaffens das *Freisein zu der jedem Künstler eingeborenen je eigenen Möglichkeit* nennt, so trifft er damit den Kern der neueren «personalen» Kunst, deren geistesgeschichtliche Voraussetzungen in die Romantik zurückgehen. Zugleich aber ist jene Möglichkeit eine gestaltliche; sie setzt die Neuentdeckung der künstlerischen Mittel in ihrem ästhetischen Sonderwert voraus, die seit dem Impressionismus in Bewegung kam. Und was wäre in diesem Sinne «gut»? Die Macht menschlicher Selbstverwirklichung im Bild, in der Figur.

Nur von dem gewonnenen Standpunkt aus ist eine

Beurteilung des Werkes von ALFRED WAIS sinnvoll, sowohl in seinem Umfang, der auf eine ungewöhnliche produktive Energie schließen läßt, als auch in seiner, Form und Gehalt verbindenden, personalen Substanz. Kaum ein Maler der Gegenwart verfügt über ein so reiches technisches Instrumentarium wie er. Man begegnet Handzeichnungen der verschiedenen Arten, Lithographien, Farblithographien, Aquarellen, Kaltnadelradierungen, Ätzungen, Holzschnitten, Farbholzschnitten, Tempera- und vor allem Ölbildern. Dabei geht es keineswegs um handwerkliche Versatilität und Virtuosität, sondern um die uneingeschränkte Empfängnisbereitschaft in den gemeisterten und beherrschten Formen verschiedener Kategorien. Offenbar ist das die Äußerung einer Formempfindlichkeit, die darauf gerichtet ist, für jede Aussage die gemäße formale Entsprechung zu finden. Man könnte auch umgekehrt sagen: für jede Möglichkeit der Form die geistige Sinnerfüllung zu gewinnen. Dies liegt im Wesen der Doppelnatur des Kunstwerkes.

Dabei ist ALFRED WAIS in allem Maler durch und durch. Das heißt, für ihn handelt es sich um das Bild als formale Einheit und geistige Ganzheit, und dies trotz aller darin enthaltenen Spannungen, strukturellen und koloristischen Gegensätze. Er mutet der Fläche viel zu, aber er macht so auch deren Spann- und Tragkraft – und dies gewissermaßen in Identität mit der Person, die sich mitteilt oder die aufnimmt – bewußt. Äußerste Gegensätzlichkeit ohne Widersprüchlichkeit, höchste Mannigfaltigkeit bei völliger Einheit sind das Wesen seiner starkfarbigen Ölgemälde, als Ausdruck eines Lebenswillens und einer Lebenskraft, die auch das Widerstrebende umspannen und ordnend ins Ganze beugen wollen. Das Wichtige ist, daß sich dies ganz im Farbleben vollzieht, und nur in diesem, gleichsam musikalisch, wie ein Konzert, geschaut werden kann. Das gilt auch für die Bilder – sie sind in großer Zahl vorhanden – deren Thematik der menschlichen Gesellschaft zugewandt ist. Dennoch sind sie keine bissigen Gesellschaftskritiken. Sie lassen Gruppen von karikaturistisch anmutenden Einzelwesen erkennen, in die das Bild zerfällt, so doch, daß wir in diesem Prozeß auch farbig immer noch das gestörte Ganze schauen und im Bild den Ausdruck einer mitleidenden Menschenliebe erkennen.

In den Farblithographien kommt es zur Bündelung von Formen und Farben in größeren Flächen, deren Charakter sich nach der Zahl der verwendeten Platten, die bis zu zehn gehen kann, richtet. Den Radierungen meint man die Herkunft aus malerischen Komplexen anzusehen; jedenfalls wird die Kontinuität der Töne zwischen Schwarz und Weiß aufgehoben, an ihre Stelle tritt ein kontrastreiches Spiel und Widerspiel von Flächenteilen. Hinzu kommt die Bindung dieser Teile an Quanten von Linearenergien von oft strahlender Kraft, vor allem in den Kaltnadelarbeiten. Das Anreißen der Platte scheint mitunter einem Zerreißen der Bildfläche nahezu kommen, aber gerade dann bezeugt sich der energische Wille zur Zusammenführung in umspannenden Formkomplexen.

Die Bilder von ALFRED WAIS sind durchweg gegenständlicher Art. Man kann sie jedoch nicht abbildlich mißverstehen. Dazu ist das Gesetz ihrer künstlerischen Form zu stark ausgeprägt. Es ist ungefähr so, wie wenn man das Tageslicht, das ein Glasgemälde erhellt, über dem Farblicht, das aus ihm strahlt, völlig vergißt.

Ein Vergleich der Ätzzradierung des Kleinen Jungen von 1928 mit dem Farbholzschnitt eines Selbstbildnisses von 1970 möge schließlich noch einmal das Wesentliche erkennen lassen. Beidemal resultiert die Bildqualität aus der untrennbaren Einheit von



ALFRED WAIS, Kleiner Junge, Ätzzradierung 1928.

Form und Geist innerhalb der Konzeption, d. h. der Bildvorstellung. Dort ein Kind von sehr eigener physiognomischer Prägung, dessen Gesichtszüge aber der Strich nur leise hinstreifend, wie hinwischend, aus der Bildfläche webt, mit viel Helligkeiten zwischen den Schraffen. Man spürt in solch zartem, liebevollem Andeuten, daß in dieser Gesichtsbildung nichts fertig und alles im Werden ist. Dagegen das Altersbildnis des Malers: vor der sichtbaren Längsfaserung des gewachsenen Holzes, durch dunkle Streifen parzelliert und vergittert, wie eingekerbt und unwiderruflich so geworden die Züge des Gesichtes, wobei das grell von rechtsher einfallende Licht Kinn, Mund, Nase, Augen und Stirnfalten als fast nächtliche Dunkelheiten herausbildet. Es tut gut, sich auf die große schöpferische Leistung dieses Lebenswerkes zu besinnen, gerade in einer Zeit, in der sich die Gefahren zunehmender Funktionalisierung und Vergesellschaftung des Menschen immer deutlicher im Verlust des Bildes abzeichnen, einer Zeit auch, die dazu neigt, über allerlei Jahrmärkten der Kunst mit ihren provinziell anmutenden Importen das eigene Gute zu vergessen.

Was schreiben die anderen . . .

Unter der Überschrift «Kommerz und Kultur in geballter Ladung» schreibt PETER M. BODE im «Spiegel» (1975 Nr. 4 vom 20. Januar) u. a.:

Da sind die dicken Piktogramme, die klarmachen: Auf Ebene U 3, Reihe C, ist noch ein Parkplatz frei. So fängt das an in den neuen Zentren, auf die heute nicht einmal Kleinstädte mehr verzichten wollen. Aber es dauert noch eine Weile, bis man von den trübe erhellten Unterdecks über billige, enge Treppenhäuser und zerkratzte Fahrstühle auf die illuminierten und von Hintergrundmusik umsäuselten Erster-Klasse-Ebenen des klotzigen Kommerzdampfers gelangt.

Ob in Schweinfurt oder Berlin, in Bochum oder Hamburg, in Rotterdam oder in England: immer dasselbe, eine mit scheinbar raffiniertem Bedacht sortierte Mischung von Läden und Boutiquen, für Mode, Schuhe, Kunstgewerbe, Optik, Radio, TV und Phono, für Poster, Jeans und Kfz-Zubehör. An beiden Enden des Kolosses je ein Supermarkt, der eine für Lebensmittel, der andere für den Rest; in der Mitte, entlang der «Mall», unwirsche, unbedarfte Verkaufsmädchen und in den Märkten dreißig Kassen, von denen immer nur fünf besetzt sind. Alle fünfzig Meter eine unappetitliche, nach Pommes frites riechende, kunststoffglatte Imbißstation und in etwas größerem Abstand «Atmosphäre-Restaurants» mit Polyesterholzbalken und Butzenscheiben aus Plexiglas.

Neuerdings garnieren sich diese unsäglich gleichförmigen Konsumparadiese noch mit kommunikativem oder freizeitleichem Glamour: Das mindeste ist ein amphitheatralisches Forum «für spontane Begegnung» (wenn gelangweilte Jugendliche auf diesen verdreckten Holzplanken ihrem Transistor lauschen und ältere Damen ihre Knöchel massieren, passiert schon viel).

«Center» mit höherem Anspruch und getragen vom Wohlwollen der Rathäuser packen sich auf die Verkaufsetagen je nach Gusto des cleveren Generalunternehmers auch noch ein Schwimmbad mit Fitnessabteilung und Ärztezentrum oder ein Hotel mit Kongreßsälen, Diskothek und anderem subkulturellen Ambiente; oder Apartments mit betoniertem Biergarten und Bowlingbahn seitwärts. Bei einigem Planungsglück hält auch ein öffentliches Verkehrsmittel im Keller.

Die neuesten Zentren, die sich «multifunktional» nennen, weil sie außer Schuhen und Fernsehern auch Dienstleistungen und «Begegnung» verkau-

fen, sind Abkömmlinge der ordinären Einkaufszentren auf der grünen Wiese. Mit zunehmendem Prestige kehren sie wieder zurück in die Städte, machen fest an den Ausfallstraßen der City und strangulieren mit ihrer Potenz die eigentliche Stadtmitte. In Aschaffenburg beispielsweise soll ein solches Monstrum im ersten Jahr 110 Millionen Mark Umsatz bringen, in einem Gebiet, in dem die Einzelhändler im ganzen nur 250 Millionen umsetzen. Also, was zur Belebung der Innenstadt gedacht war, beschleunigt ihre Verödung, da sich das angestammte Kleingewerbe gegenüber so einem Riesen mit seinen Marktstrategien nicht halten kann oder selbst ins Zentrum überwechselt.

Stadtväter, die sich derartige, zumeist mit einer Plaza verzierten und mit Fußgängerplattformen jonglierenden Shop-in-Shop-Burgen aufs Auge drücken lassen, weil vielleicht für die Kommune ein Saal, ein Behördensilo abfällt, sind blind, und sie fügen – ideologisch berauscht von Reizworten wie Attraktivität, Kommunikation, Konkurrenz belebt das Geschäft, Vitalität 2000, modernes Marketing – der gewachsenen Handelsstruktur ihrer Gemeinde schweren Schaden zu. Ganz abgesehen davon, daß die architektonisch nicht mehr zu beherrschenden, schwerfällig hochgeblockten Zentren Giganten rücksichtslos in den Maßstab der Umgebung einbrechen und mit ihrer enormen Grundstücksausnutzung die Begehrlichkeit der Nachbarn stimulieren.

Nur gut, der Abschreckung wegen, daß den ehrgeizigen Objekten manchmal die Luft ausgeht: Im Münchner Schwabylon, der mit Pep und Pop zum «Einkaufszentrum neuen Stils» herausgeputzten Boutiquenkiste, wurde zum Jahresende den letzten sechs von ehemals 86 Ladenmiethern gekündigt. Um wieviel krisenstabiler verhält sich dagegen ein herkömmliches Geschäftszentrum mit ganz normalen Läden an ganz normalen Straßen als diese künstlichen, hochgezüchteten Verkaufsmaschinen.

Ist es nicht eine fixe Idee zu glauben, «moderne Menschen» würden nur noch in klimatisierten Umsatztempeln einkaufen wollen, alles an einer Stelle, alles in einer Soße?

Der Reiz beim Geschäftsbummel in einer intakten Stadtmitte liegt doch gerade darin, daß die Auswahl des Angebots sich mit der Vielfalt der Straßen und Lagen in Quantität und Qualität so stark wandelt. Das erst ermöglicht Vergleich und Okkasion, das ist Konkurrenz. Im gemachten Zentrum hinge-

gen ist alles über einen Kamm geschoren, sind die Mieten gleich, die fixen Kosten hoch und wird wirkliche Konkurrenz sorgfältig herausgefiltert.

Auch am Stadtrand, in den neuen Siedlungen bringen die sogenannten Stadtteilzentren mehr Nachteile als urbanen Gewinn mit sich. Konkurrenz ist auch da nicht möglich, die Monopolstellung läßt sogar höhere Preise als in der Innenstadt zu; und die früheren – in den alten Stadtvierteln noch vorhandenen – informellen Treffpunkte in der unmittelbaren Nachbarschaft, beim Bäcker, beim Krämer, in der Kneipe, entfallen. Wegen allem und jedem muß man ins «Zentrum», meist auf weiten Wegen. Das jedoch macht die angenehme Zentralität eines gut gemischten Stadtwesens aus, daß die Versorgung mit dem täglichen Bedarf gerade dezentral angelegt ist, nach Art eines Netzes.

Von den großen Bauträgergesellschaften, die uns die kleinen Läden im Erdgeschoß der Wohnhäuser vorenthalten, wird immer wieder beteuert, das sei unwirtschaftlich und dafür fände sich niemand mehr. Aber wenn wir Raum und Gelegenheit für die Tante-Emma-Läden in unseren Totalplanungen offenhielten (und die Miete subventionierten), fänden sich sicher Menschen, denen bescheidener Umsatz genug ist. Kioske gehen ja auch nicht ein. Mit der Trennung der städtischen Funktion ist es ärger denn je, obwohl die heute aktuellen urbanistischen Theorien das Gegenteil anzustreben vorgeben. Klotzen, nicht kleckern, heißt die Devise. Wohnen in Klumpen hier, dort der Zentrumsklumpen, da die Kultur- und Kongreßfestung, woanders ein Universitätsklumpen (Institute mit einem Flur von 300 Meter Innenlänge sind keine Seltenheit, in Regensburg zum Beispiel). Auch die Kirchen – wie die Schulen – möchten auf ihren Klumpen nicht verzichten, das «Gemeindezentrum» mit Pfarrei, Sozialbetreuung, Kindergarten, Jugendclub und so weiter ist zur Zeit gang und gäbe.

Kommerz und Kultur sind nur noch als geballte Ladung an den Mann zu bringen, egal ob dabei dem Stadtganzen entscheidende Kraft entzogen wird. Man bedenke, selbst die herrlichen Galerien und Passagen des 19. Jahrhunderts (Mailand, Neapel, London) waren bruchlos in die Stadtstruktur integriert. Nur die Dome und Schlösser hatten so prominente Plätze wie jetzt Superzentren.

Wenn schon nicht anders, müssen denn die neuen Zentren jedesmal kapitalstarrend aus dem Boden gestampft werden, den Charakter ihrer Umgebung total deformierend? Könnten sie nicht zuweilen in alter Substanz sich einnisten, unauffällig, wie selbstverständlich improvisiert: in aufgelassenen Fabriken, Magazinen, leeren Baudenkmalern?

In der Wochenzeitung «Die Zeit» vom 21. Februar 1975 schreibt MEINHARD VON GERKAU, Professor für Entwerfen an der Technischen Universität Braunschweig, zu dem Thema «Architekten sind nicht an allem schuld» u. a.:

Jeder Bauherr fordert einen «reinen Zweckbau»:

- Bürohäuser, Fabriken zum Zwecke der Arbeit
- Schulen, Universitäten zum Zwecke der Bildung
- Wohnhäuser, Heime zum Zwecke des Wohnens
- Krankenhäuser zum Zwecke der Wiederherstellung der Gesundheit.

Jedem dieser Zwecke entsprechen bestimmte Handlungsabläufe, Funktionen genannt. Die Bauten sollen das materielle Funktionieren dieser Handlungsabläufe gewährleisten. Alles, was nicht meßbar ist oder keine materielle Benutzbarkeit zuläßt, hat heute keinen Platz: Architektonische Gestaltung wird oft als entbehrliche Zugabe, häufiger jedoch als unerwünschte Verteuerung betrachtet, Anpassung an Maßstab und Struktur der städtischen Umgebung gar abgelehnt, weil das die maximale Grundstücksausnutzung beschränke. Dieses Verhalten spiegelt das Bewußtsein unserer Gesellschaft, das auf Maximierung ausgerichtet ist; das Stichwort heißt hier «Efficiency» – größter Nutzen bei kleinstem Aufwand.

Ein falsch verstandener Funktionalismus hat inzwischen absonderliche Blüten getrieben. Nutzungsneutralität und Flexibilität grassieren als neue Modebegriffe unter Stadtplanern. Hat man bereits den Inhalt eines Gebäudes seinen gestalterischen Ausdruck abgesprochen, so beschert uns diese Welle sogar Gebäude ohne Inhalt. Soll es nur noch Baumasse, Leergehäuse geben für beliebige gesellschaftliche Zwecke, jederzeit austauschbar, indifferentes Konsumgut?

Dieser Weg führt in eine beziehungslose Umwelt, die jedes Identifikationsbedürfnis und den Anspruch auf Heimat ignoriert. Vor dem Hintergrund einer solchen geistigen Haltung ist Bauen nichts weiter als die Verrichtung funktionaler Notdurft zur Befriedigung elementarer Sozialbedürfnisse. Das lebensbedrohende Resultat ist unsere von Profanisierung und Einfallslosigkeit geprägte bauliche Umwelt. Denn die vielen isolierten und reinen Zwecke (Wohnzweck, Arbeitszweck, Erholungszweck) ergeben in ihrer Summe und dem Nebeneinander noch lange nicht den höheren Wert des Lebenszweckes. Elementarer Bestandteil des Lebens sind nämlich psychische Bedürfnisse.

Die Bereitschaft unserer Gesellschaft, der Kunst das Gnadentrotz aus dem Klingelbeutel der öffentlichen

Kulturhaushalte zu geben, kann als ein irrationales Erlösungsoffer für ein Übermaß an Rationalität und zweckorientierter Profanisierung zur Rettung des Seelenheils verstanden werden. Dem Bauen allerdings wird dieses Gnadenbrot jenseits des Funktionalen abgesprochen. Hier hat sich in unserem Bewußtsein ein verhängnisvoller Gegensatz von «zweckbestimmtem Bau» einerseits und «zweckfreier Kunst» andererseits aufgebaut, eine vermeintliche Antithese von «rationaler Fähigkeit» und «Phantasie».

Eine besondere Stilblüte als Folge dieser Spaltung von Baukunst in Bau und Kunst stellt die sogenannte «Kunst-am-Bau»-Regelung dar, nach der zwei Prozent der Bausumme der Kunst zwangsüberschrieben werden. Eine im höchsten Maße fragwürdige Erfindung, die, als Ersatz für das programmatische Zurückdrängen der Ästhetik beim Bauen, diese auf administrativem Wege zurückholen möchte.

Die solchermaßen verdrängten Gestaltungsintentionen führen zu den hinlänglich bekannten tragikomischen Applikationen in Form eines Mosaikdelphins im Schwimmbad oder dem aus Draht gebogenen Christophorus an einer Giebelwand.

Diese unglückselige Trennung von sozialer Benutzbarkeit und Ästhetik findet ihr Abbild

- einerseits in einer Umwelt, in der Gesichtslosigkeit, Monotonie und Unmaßstäblichkeit dominieren;
- andererseits in einer Ersatzwelt aus Kitsch, die selbst Nazitrödel als Zierobjekte für die gute Stube erlaubt.

Es liegt nahe, die Verantwortung für die einhellig beklagten Mißstände in unserer gebauten Umwelt bei den Architekten zu suchen. Bei jeder Kritik (sei es die trostlose Einöde neuer Wohnsiedlungen, die zu kleine und verbaute Wohnung, der fehlende Kindergarten, der Riß in der Wand, das klemmende Heizungsventil, das bedrückende Grau des vielen Betons) gibt es primär einen Angeklagten: den Architekten.

Die Kompetenzen haben jedoch andere. Sie liegen beim Planen neuer Stadtsiedlungen bei Soziologen, Ökologen, Verkehrsplanern; für Größe und Zuschnitt der Wohnung bei den Wohnungsbaugesellschaften; für den Kindergarten beim Sozialministerium; für die Bruchsicherheit der Wand beim Statiker; für das Heizungssystem beim Haustechniker; für den Beton beim Baumarkt.

Einem soeben berufenen Arbeitskreis für sozialen Wohnungsbau, dem Bundesbauminister RAVENS vorsitzt, gehört bezeichnenderweise kein einziger Architekt an. Auf eine kurze Formel gebracht: Der

Architekt ist an allem schuld, aber für nichts zuständig.

Die meisten Bauherren bevorzugen Architekten in der Rolle des dienstbeflissenen Erfüllungsgehilfen, dem die «Wie-hätten-Sie's-denn-gerne»-Haltung den besten geschäftlichen Erfolg und wohlmeinende Reputation sichert. Wenn trotz allem hier und da gute Architektur entsteht, so liegt das entweder an dem Verständnis des Bauherrn oder aber am Kampfgeist eines engagierten und ehrgeizigen Architekten, meistens am Zusammentreffen beider.

Gute Architekten gelten als unbequem, schwierig, anpassungsfeindlich, ihr Verhältnis zum Bauherrn ist meist gespannt. Nur wenige haben menschliche Größe oder können es sich wirtschaftlich leisten, ihren Auftraggeber – ultima ratio – die Mitwirkung zu verweigern, wenn ihre Berufsideale verletzt werden. Der Markt für Architektenleistungen ist seit je ein Angebotsmarkt, an dem sich letztlich alle idealistischen Motive relativieren. Damit soll das von den Architekten zu verantwortende Unheil beileibe nicht beschönigt, sondern lediglich erklärt werden. Natürlich ist der Architektenberuf wie jeder andere Beruf mit Mittelmaß und Dilettantismus reichlich durchwachsen. Wer käme aber auf die Idee, denjenigen Autor zu bevorzugen, dessen Bücher am billigsten sind oder demjenigen Chirurgen seine Magenoperation anzuvertrauen, der das besonders schnell und billig erledigt? Bei der Auswahl von Architekten hingegen ist der «billige Jacob» Trumpf, der den 08/15-Entwurf aus der Schublade holt, als bequemer Partner den erwünschten Zweckbau billig, schnell und renditeträchtig zu realisieren verspricht.

Ein Grundübel für die vielen unverständlichen Zerstörungen unserer Umwelt liegt in einem schein-demokratischen Spiel der Gewaltenteilung zwischen fachlicher Kompetenz einerseits und politischer Entscheidungsbefugnis andererseits. Einer Überfülle fachlicher Zuständigkeiten steht ein Gefüge politischer Gremien und Instanzen gegenüber, in denen Parteigehorsam und Wahlkampf-opportunismus Vorrang haben gegenüber fachlicher Richtigkeit und persönlichem Urteil. Dabei tendieren die öffentlichen Verwaltungen immer mehr dazu, zu dem Problem möglichst viele Experten verschiedenster Disziplinen zu befragen. Diese Planungsinflation schafft jedoch keine bessere Umwelt, sondern ist selbst Ursache für die Misere. Der Mangel an Verantwortungsbereitschaft bei den Entscheidungsträgern veranlaßt die Experten- und Gutachtenschwemme.

Verantwortung wird delegiert, jedoch nicht an Per-

Die EVS weiß, was sie Württembergs Landschaftsbild schuldig ist. Deshalb...



... nutzt die EVS alle Möglichkeiten, echten Landschaftsschutz zu praktizieren. Durch weitsichtige Zukunftsplanungen, durch frühzeitige Abstimmung mit den Landschaftsschutzbehörden, durch Ortsbesichtigungen, Schaubilder und andere Hilfen zur Ermittlung der optimalen Leitungswege.

Denn Strom ohne Leitungen und Kraftwerke gibt es nicht. Aber ohne Strom ist unser Leben undenkbar. Deshalb müssen wir mit Kompromissen leben. Auch beim Landschaftsbild.

Aber – was wir können und worum wir uns immer wieder nach besten Kräften bemühen: Lösungen zu finden, die auch für unser heimatliches Landschaftsbild akzeptabel sind. Das sind wir uns und Ihnen schuldig.



Energie-Versorgung
Schwaben AG

sonen, sondern an «Autoritäten», die sich ihrerseits jedoch kaum zur Verantwortung aufgerufen fühlen, weil sie selbst in der Anonymität der Gutachterinflation untergehen. Die Vielfalt der gutachterlichen Aussagen erlaubt aber jede beliebige oder genehme politische Entscheidung. So werden Politik und Wissenschaft zu einem Verbundsystem, in dem Ursache und Wirkung austauschbar sind. Dafür ein Beispiel: Allerorts werden Schulzentren für 2000, neuerdings sogar für 4500 Schüler gebaut. Die damit auftretenden Probleme der Vermassung, der baulichen wie menschlichen, und daraus resultierende Folgeprobleme sind allen gegenwärtig und werden von Soziologen, Pädagogen, Städteplanern und Architekten gleichermaßen beklagt. Versucht man jedoch, nach der Verantwortung für die Pla-

nungen zu fragen, dann stößt man auf ein Feld vielschichtiger und gegenseitiger Bedingtheiten. Die Politiker berufen sich auf die Experten, die ihnen die Planungen liefern. Die Experten berufen sich auf die Forderungen der Politiker und beklagen, daß ihr Ermessensbereich eingeengt ist.

Die Verantwortung bleibt abstrakt, nicht greifbar, sie ist entpersonifiziert. Die nebulose Interpretation von Demokratie und mißverstandenen Pluralitätsprinzip macht schließlich Objektivität zu einer Art von Markenzeichen, das erreichbar wird durch Mitsprache möglichst vieler Experten. Und keiner merkt, daß es auch einem Patienten nicht gut bekommt, wenn er von Allopathen und Homöopathen, mit Antibiotika und Kneipp-Kuren gleichzeitig behandelt wird.

Leser-Forum

Immer wieder muß die Redaktion versuchen, den Inhalt (und damit den Gehalt) der Hefte unserer Zeitschrift zwischen allzugroßer Wissenschaftlichkeit und einer Verflachung des Niveaus auszubalancieren. Wenn unser Freund Dr. HERMANN BAUMHAUER in Aalen meint: *Ihre «Schwäbische Heimat» ist großartig, aber ich fürchte, daß sie zu sehr verwissenschaftlicht*, dann hat er bestimmt einen Nerv und damit eine stete Sorge des Redakteurs getroffen. Nur: Die Beiträger (schönes Modewort!) bestimmen durch die Art und Weise ihrer Abfassung das Niveau einer Arbeit. Der Redaktion liegen im Schnitt doppelt soviel Manuskripte vor als sie «verdauen» kann. Dies nicht nur wegen des Umfangs, der übrigens trotz aller Kostensteigerungen in den letzten Jahren zumindest gleichgeblieben ist gegen früher, sondern auch wegen des Inhalts bzw. seiner Aufbereitung. Dies gibt oft Mißstimmungen, Verärgerungen, die aber nicht ausbleiben können, denn: wo gehobelt wird . . .

Generell, das darf hier wieder einmal betont werden, versuchen wir, die «Verwissenschaftlichung» auf ein dem Leser erträgliches Maß herunterzuschrauben. Das geht manchmal bis in rigorose Eingriffe in das Manuskript hinein. Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, wie «parteichinesisch» und «fachidiotisch» heute jeder kleinste Spezialzweig der Wissenschaft sich gebärdet; Autoren zu finden, die das umgehen oder der Verlockung widerstehen, das wird in Zukunft wohl immer seltener werden. Trotz dieser düsteren Prophe-

tie: die Redaktion verspricht, alles zu tun, um die Beiträge «lesbar» zu halten.

Heft 1974/4 unter der Überschrift «Humanes Bauen?» hat naturgemäß einige Wellen geschlagen. Das haben wir nicht anders erwartet. Der Redaktion liegen viele Stellungnahmen vor, die man durch folgende Auszüge kurz charakterisieren kann: KURT HECKEL, 7 Stuttgart 31, Schaiblestr. 1, meint: *Das neue Heft des Heimatbundes «Humanes Bauen» ist ausgezeichnet!* – HELMUT BILLIG, 7312 Kirchheim, Raurerstr. 3 (unser Vertrauensmann in Kirchheim): *Zu Heft 4 darf ich Ihnen rückhaltlos gratulieren. Es spricht ein Thema an, an dem kein Mitglied unseres Heimatbundes vorbeigehen dürfte – zudem ist es in einer Form geschrieben, das dem Anspruchsvollen nicht banal und dem einfachen Menschen nicht hochgestochen erscheint.* Dies zugleich zum Thema «Verwissenschaftlichung».

Die Gegenposition markiert ein Schreiben von Herrn FRITZ BAUERLE, 7452 Haigerloch, Hauptstr. 7, Mitglied seit 1938. Er schreibt u. a.: *Heute habe ich Heft 4 des Schwäbischen Heimatbundes in die Hand genommen und war tiefst empört. Ist der Schwäbische Heimatbund schon rosarot oder ganz rot???? Wenn ich lese, auf Seite 244: Das Grundsatzprogramm meiner Partei – dann hat das mit den Idealen, die der Schwäbische Heimatbund vertreten soll, nichts mehr gemein. Wenn jemand eine Partei anzieht, hat er nichts im Heft des Schwäbischen Heimatbundes verloren. Genug, wenn uns diese Parteien einen Porno-Verbrecher-Korruptions- und Inflationsstaat bescheren. Dann ist man doch wirklich froh, wenn man etwas zum Lesen und Anzuschauen hat, worin von diesen Herren und Parteien nichts steht.*

**Wer bauspart,
der hat
mehr vom Geld.
Und mehr von
seiner Zukunft.**

**Öffentlich
Bausparkasse
wüstenrot**

Deutschlands größte Bausparkasse

Dazu wäre Vieles zu sagen. Vielleicht kann man darauf hinweisen, daß diese Beiträge die Tagung von Bad Boll widerspiegeln, wie ja im Vorspann des Heftes 1974/4 zu lesen war. Ist es nicht ehrlich, wenn ein Bundestagsabgeordneter, der gebeten wurde, die Haltung seiner Partei zu diesen Fragen verständlich zu machen, vom *Grundsatzprogramm meiner Partei* spricht? Wenn der Gegenpol, der Vertreter der CDU, auf die Ausarbeitung seines Referates verzichtet hat, obwohl ihm ein Tonband seiner Ausführungen zur Verfügung gestellt wurde: kann sie die Redaktion herbeizwingen? (Auch dies zu einigen Anfragen.) Der Schwäbische Heimatbund ist weder *schon rosarot oder ganz rot*, sondern bekennt sich eindeutig zu jenen Zielen und Aufgaben, die in seiner Satzung markiert sind.

Schließlich darf die Redaktion hier noch in eigener Sache sprechen. Es ist schon fast selbstverständlich geworden, daß wir jeweils im 2. Heft eines Jahrgangs für unsere Jahreshauptversammlung werbend «trommeln». Das hat seine guten Gründe: Wir haben annähernd 7000 Mitglieder, kommen aber in den letzten Jahren kaum mehr als über 100 Teil-

nehmer bei unserer Jahreshauptversammlung, die wir in der Gestaltung immer besonders liebevoll (und daher auch finanziell aufwendig) ausstatten. Selten wird man in eineinhalb Tagen so viel verschiedenartige Veranstaltungen gedrängt finden, ohne daß von einer Überfütterung gesprochen werden könnte. Gerade der Samstagabend gibt jetzt eine gute Gelegenheit, statt einem Vortrag zu lauschen, während eines geselligen Beisammenseins Probleme, die uns bewegen, in nettem Kreis Gleichgesinnter zu diskutieren. Das hat sich bewährt und stärkt unser Zusammengehörigkeitsgefühl.

In diesem Jahre kommt hinzu, daß wir wieder Wahlen vorzunehmen haben (die letzten waren vor drei Jahren in Freudenstadt). Wahlen sind nicht eine lästige Pflicht, sondern sie bestimmen Frauen und Männer, die während der nächsten drei Jahre den «Schwäbischen Heimatbund» leiten und lenken. Machen wir uns eigentlich klar, was das in diesen Zeiten heißt?

Deshalb hoffen wir auf gute Beteiligung. Dieses Heft soll einen kleinen Anreiz bieten.

Buchbesprechungen

Die Abtei Reichenau

Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde und der Insel-Pfarreien Reichenau von HELMUT MAURER. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1974. 622 Seiten mit vielen Abbildungen. DM 88,- (für Bezieher der «Bodensee-Bibliothek» DM 74,-).

1925 erschien anlässlich der 1200-Jahr-Feier der Reichenau die monumentale zweibändige «Kultur der Abtei Reichenau», von der der Herausgeber dieser jetzt aus Anlaß der 1250-Jahr-Feier erschienenen Festschrift meint, das Monumentale habe vielmehr in den nächsten Jahren und Jahrzehnten, die auf 1925 folgten, *eine weiterführende intensive Erforschung von Kultur und Geschichte des Inselklosters eher gehemmt als gefördert*. Reichenau-Forschung: im wesentlichen ist damit immer noch Mittelalterforschung gemeint. So sind die vielen Beiträge dieser Festschrift auch sehr einseitig (notwendigerweise) auf diesen Zeitabschnitt ausgerichtet.

Der historische Teil beginnt mit einem Aufsatz von HANSMARTIN SCHWARZMAIER über «Ein Reichenauer Schuldregister des 9. Jahrhunderts». Das Fragment, das SCHWARZMAIER vorstellt, kann zwar kein verlorengegangenes Traditionsbuch ersetzen, doch vieles, was man sonst noch verloren wähnte, hat nie existiert. Deshalb gab es keinen «Lorscher Codex» auf der Reichenau, denn die dazu notwendigen Privaturkunden existierten schon im

12. Jahrhundert nicht mehr. HANS LIEB gibt zu erwägen, ob die Tabula Peutingeriana vielleicht einmal auf der Reichenau war, KARL SCHMID untersucht die «Probleme einer Neuedition des Reichenauer Verbrüderungsbuches», STEFAN SONDEREGGER und ALF ÖNNERFORS geben Beiträge zur Literaturgeschichte («Althochdeutsch auf der Reichenau» bzw. «WALAHFRID STRABO als Dichter»), THEO KLUPPEL und WALTER BERSCHIN setzen das fort, während mit dem Aufsatz von FRANZ-JOSEF SCHMALE «Die Reichenauer Weltchronistik» die Leistungen HERMANN DES LAHMEN erneut zur Diskussion gestellt werden. Der umfangreichste Aufsatz dieses Teils stammt von KURT HANNEMANN: «Geschichte der Erschließung der Handschriftenbestände der Reichenau in Karlsruhe» – eine wahrhaft ausführliche Bibliotheksgeschichte! Daß diese Bibliothek in der Zeit der Ottonen eine fundamentale Rolle gespielt hat, belegt indirekt HELMUT MAURER: «Rechtlicher Anspruch und geistliche Würde der Abtei Reichenau unter Kaiser OTTO III.». Schließlich führen HANS JANICHENS Spuren bis auf und in die Alb mit seiner hochinteressanten personengeschichtlichen Studie «Zur Herkunft der Reichenauer Fälscher des 12. Jahrhunderts».

Vier Beiträge gelten dem bedeutendsten Zentrum der ottonischen Buchmalerei, der Klosterschule auf der Reichenau, die für Kaiser, Kirchenfürsten und Äbtissinnen kostbare liturgische Codices geschrieben und illuminiert hat.

Modernisierungshilfen für Altbau- Besitzer vom Staat.



Jetzt hilft der Staat beim Modernisieren von Altbauten. Mit Darlehen zu nur 2,5% Zins. Mit bis zu 20000 DM je Wohnung. Das gilt für Wohnungen, die vor dem 31.12. 60 fertiggestellt waren und die in bestimmten Modernisierungszonen liegen. Dies ist die Chance, Ihr Haus nach modernen Bedürfnissen auszubauen, den Wert Ihres Besitzes zu erhalten und seine Rendite langfristig zu verbessern. Wichtig ist eins,

Sie sollten sofort mit uns sprechen, denn:

1. sind die günstigen Mittel vom Staat nicht unbegrenzt verfügbar und
2. verschafft Ihnen unser Bausparvertrag die notwendigen Eigenmittel. Und ein günstiges Darlehen zu nur 5%, das Sie vielleicht zusätzlich brauchen.

Mit unserem neuen Zwischenkredit-Sonderprogramm helfen wir Ihnen schnell und zu günstigen Konditionen. Besonders auch dann, wenn Sie noch keinen Bausparvertrag bei uns haben, und wenn die Voraussetzungen für eine staatliche Förderung in Ihrem Fall nicht vorhanden sein sollten. Kommen Sie zu uns in unsere Beratungsstelle und sprechen Sie mit unserem Bausparberater über die neuen Finanzierungsmöglichkeiten. Er kommt auch gern zu Ihnen.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg und Hohenzollern bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Fachberatern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.

Wir geben Ihrer Zukunft
ein Zuhause.

Öffentliche 
Bausparkasse
Bausparkasse der Sparkassen.

Der Literaturbericht von WILHELM MESSERER zur Reichenauer Malerei nennt vor allem die Analysen und Interpretationen der künstlerischen Eigenart dieser Malerei, weniger die Beiträge zur Erforschung des materiellen Bestandes, der Werksgeschichte, der Lokalisierung, der Schulzuschreibung, der Datierung, der Abhängigkeit und der Ikonographie (diese referiert P. BLOCH in dem Kommentarband zur Faksimile-Ausgabe des Reichenauer Evangelistars in Berlin, Graz 1972). Ausgehend von dem 1947 erschienenen Buch «Ottonische Kunst» von HANS JANTZEN und den dort gegebenen zentralen Bestimmungen wie Gebärdefigur, Unraum, Eigenwert der Farbe, Flächigkeit, Bildhaftigkeit, Schaffen aus dem Geiste prüft der Autor an den seither vorgelegten Interpretationen, ob und wie sie sich mit JANTZENS Deutung auseinandersetzen und ob sie dessen Bild von der ottonischen Kunst weiterführen.

In seinem umfangreichen Aufsatz «Die spätantike Lektionar-Illustration im Skriptorium der Reichenau» behandelt ADOLF WEIS erneut das von ihm schon 1967 und 1972 angegangene Problem der Hauptvorlage der Reichenauer Buchmaler. Er glaubt, ein archetypisches reich illustriertes Lektionar aus dem frühen 6. Jahrhundert aufgrund statistischer, ikonologischer und liturgiegeschichtlicher Befunde erschließen zu können. Es muß ein Meßlektionar gewesen sein, das den wohl frühesten Zyklus einer erzählenden Evangelienillustration enthielt. Diese Hypothese schließt nicht aus, daß für einzelne Bilder auch byzantinische oder andere spätantike Vorbilder herangezogen wurden, doch handelt es sich nur um sekundäre Erweiterungen des originalen Perikopenzyklus. WEIS kehrt damit zu der Auffassung VOGES, HASELOFFS und des früheren BOECKLER zurück, die bereits einen frühchristlichen Miniaturenzyklus als Vorlage vermuteten; die spätere totale Ableitung der Reichenauer Buchmalerei von Byzanz durch BOECKLER, dem sich GERNSEHEIM und JANTZEN anschlossen, läßt sich nicht halten. Die «rekonstruierte» Hauptvorlage lokalisiert der Autor hypothetisch in Oberitalien, genauer Ravenna. Ob nun mehr oder minder freies Kopieren und Variieren oder nur eine Konstanz der verwendeten Bildschemata anzunehmen ist, wichtig bleibt, daß WEIS durch die Erschließung der Grundlage die Reichenauer Malerei als genetische und lokale Einheit definiert.

Die Studien von ANTON von EUW zum Sakramentar von St. Paul (im Lavanttal) sollen den Nachweis erbringen, daß diese Handschrift nicht nur als Reichenauer Arbeit gelten muß, sondern auch von einem hochbegabten Miniator vor dem Jahre 1000 ausgeschmückt worden ist. Eine subtile vergleichende Analyse der Text- und Schmuckgliederung mit den verwendeten Sakramenten in Heidelberg und Florenz und mit dem Poussay-Evangelistar in Paris sowie dem Egbert-Psalter lassen den Verfasser zu dem Schluß kommen, daß das Sakramentar von St. Paul zu der mit dem Namen RUODPRECHT in Verbindung gebrachten Handschriftengruppe gehört, deren Bildschmuck durch Handschriften aus Tours, der Hofschule KARLS des GROSSEN und aus St. Gallen inspiriert wurde.

HEINZ ROOSEN-RUNGE legt die Ergebnisse einer maltechnischen Untersuchung mit dem Mikroskop der Bilder im Würzburger Lektionar vor. Diese Handschrift zählt zu der Gruppe der späten Werke der Reichenaukunst, die P. BLOCH in das Jahrzehnt nach 1050 datiert. Der Verfasser weist nach, daß Farbgebung und Maltechnik vielfach im Gefolge von Werkstattgewohnheiten stehen, wie sie uns in mittelalterlichen Rezeptbüchern überliefert sind. «Neue Thesen zum St. Galler Klosterplan» bringen WALTER HORN und ERNEST BORN vor. Die Verfasser besprechen kritisch die seit den von J. DUFT 1962 herausgegebenen «Studien zum St. Galler Klosterplan» erschienene Literatur. Dieser Plan einer Klosteranlage, mit roter Tinte auf Pergament gezeichnet, 77 cm breit und 112 cm hoch, wird heute in der Stiftsbibliothek in St. Gallen aufbewahrt (Ms. 1092). Er ist eine auf der Insel Reichenau für Abt GOZBERT von St. Gallen zwischen 816 und 830 angefertigte Kopie eines Plans, der (nach W. HORN) ein Produkt der mönchischen Reformbewegung und der in Aachen abgehaltenen Reformsynoden von 816 und 817 ist. Die Verfasser vermuten eine Mitwirkung des Kölner Bischofs HILDEBOLD an dem Urplan, da die von ihm errichtete Kölner Kathedrale Ähnlichkeit mit der Kirche des Klosterplans zeigt. HORN hebt besonders die Bedeutung des «Quadratischen Systems» hervor, das der Kirche und den übrigen Gebäuden zugrunde liegt. Dieses System bahnt sich in früheren karolingischen Kirchenbauten bereits an und wird vom Verfasser einerseits auf die Joch-einteilung frühmittelalterlicher Holzarchitektur und andererseits auf geometrische Konstruktionsverfahren der hibernosächsischen Buchmalerei zurückgeführt. Trotz gewisser Vorstufen gilt dem Verfasser die im St. Galler Plan gezeigte Klosteranlage mit dem an die Kirche angeschlossenen Kreuzgang und seinen sich auf den Klostergarten öffnenden Vorhallen als Erfindung der Karolingerzeit, bedingt durch den Wechsel von den halb-eremitischen Lebensformen des irischen Mönchtums zu den von St. BENEDIKT vertretenen und durch die klare architektonische Trennung der Mönche von den Laien, die die Wirtschaft des Klosters führten. (Ein dreibändiges Werk der Verfasser zum St. Galler Klosterplan ist in den USA im Erscheinen; s. auch S. 124).

Der Aufsatz von INGEBORG KRUMMER-SCHROTH behandelt den Abtsstab des EBERHARD VON BRANDIS, dessen Krümme sich in London und dessen zugehöriger Holzstab sich nach der Autorin in der Schatzkammer der Reichenau befindet. Neben der Figur des Abtes erscheint an der Krümme die des Schatzmeisters NIKOLAUS VON GUTENBERG, der vermutlich der Stifter des kostbaren Abtstabes war.

Mit den drei noch erhaltenen Kirchenbauten auf der Reichenau befassen sich die Beiträge von WOLFGANG ERDMANN, ALFONS ZETTLER, BERND BECKER u. a. Zur karolingischen und ottonischen Baugeschichte des Marienmünsters in Mittelzell legen sie unter Berücksichtigung der Befunddokumentationen von E. REISSER (1960) und H. CHRIST (1956) und aufgrund neuerer, besonders stratigraphischer Methoden der Befundbetrachtung eine Grundrißfolge und Rekonstruktionszeichnungen vor,

Wie wär's mit einer eigenen Hausnummer?

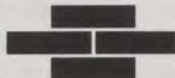


Der Wunsch nach den eigenen vier Wänden, nach der Sicherheit und Unabhängigkeit, die das eigene Haus bietet, ist so lebendig wie eh und je. Sicher ans Ziel bringt den künftigen Hausherrn das Bausparkonto mit seinen zahlreichen handfesten Vorteilen.

Wir informieren Sie gründlich und genau. Alle Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen und unsere Bezirksleiter sind für Sie da.

60A

Auf diese Steine können Sie bauen

Schwäbisch Hall 

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.

**Wir bieten
mehr
als Geld
und
Zinsen...**

...Individuelle Kredite

Wenn Sie uns als Bank haben, brauchen Sie Ihre Pläne nicht auf die „lange Bank“ zu schieben. Ob Sie sich einen neuen Fernseher kaufen oder eine ganze Wohnungseinrichtung. Oder ob Sie sich gerade selbstständig machen wollen. Für all Ihre kleinen und großen Wünsche finden wir die passende Finanzierung – zu günstigen Bedingungen, schnell und unkompliziert.



Unsere 30 Millionen Kunden und Mitinhaber sind sicher, bei uns in guten Händen zu sein.

VOLKSBANKEN



RAIFFEISENBANKEN

die die einzelnen Baustufen veranschaulichen. Neu ist die Erschließung eines westwerkartigen Baus, der im Mittelteil vermutlich turmartig überhöht war. Dieser Anbau um 823 unter Abt ERLEBALD rückt die Reichenauer Abteikirche nun noch näher als bisher gedacht an die höfische Architektur der karolingischen Renaissance heran (S. 508). Dieses Westwerk wird in der nächsten Bauphase abgebrochen und es entsteht – zwischen 888 und 913 – eine neue, größere Westanlage: ein Querhaus mit fast quadratischem Chor (?) und seitlichen Türmen. Diese Anlage, schon 990 verändert, wird nach dem Brand 1006 durch den im wesentlichen noch erhaltenen Westteil mit Westquerhaus, rechteckig ummantelter Apsis, über der sich ein Turm erhebt, und Emporen ersetzt.

Die Grabungen und Untersuchungen in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul in Niederzell sind noch nicht ganz abgeschlossen, doch kann W. ERDMANN bereits eine rekonstruierende Planfolge vorlegen, die die Baugeschichte der Kirche zu klären hilft. Der erste Bau, vermutlich die von EGINO errichtete und 799 geweihte Kirche, wurde im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts abgetragen. Der Neubau, eine dreischiffige Basilika mit dreiteiligem Sanktuarium, wurde offenbar in zwei Bauabschnitten errichtet: zuerst der Chorbereich mit den zwei Osttürmen über den Seitenapsiden – die Eindexkulptur ist dendrochronologisch um 1104 datierbar –, dann Arkatur und Obergaden des Langhauses – vor 1134. Damit ist die Annahme, daß die östlichen Bauteile noch karolingisch seien, hinfällig geworden. Die doppelgeschossige Vorhalle im Westen entstammt dem späten Mittelalter.

Über «das Grab des Bischofs Eginon von Verona in St. Peter und Paul» und über die Untersuchung der bei der Öffnung 1972 gefundenen zwei Skelette berichten FRANK HOFFMANN u. a.

Auch zur Baugeschichte und zu den Wandmalereien in St. Georg in Oberzell haben sich neue Befunde ergeben: Der Westapsis, von W. ERDMANN als Eingangskonche gedeutet, wurde nach der Mitte des 11. Jahrhunderts eine Westvorhalle mit einer Kapelle im Obergeschoß vorgelegt. Die Wandmalerei in der Nische, in der Neuauflage von K. MARTINS Buch über die Wandbilder um 1060–80 datiert, gehörte offenbar zu einem Altar. Auch in der Krypta konnten 1969 noch Reste frühmittelalterlicher Wandbilder festgestellt werden, d. h. die malerische Ausgestaltung der Kirche begann in den achtziger Jahren des 10. Jahrhunderts in der Krypta und wurde kurz vor 1000 im Kirchenschiff fortgesetzt.

Eduard Isphording/Wolfgang Irtenkauf

Spiegel der Stadtgeschichte Stuttgarts

HERMANN MISSENHARTER: Herzöge, Bürger, Könige. Stuttgart: J. F. Steinkopf Verlag. 358 Seiten, DM 29,-. Stadtlandschaft und Stadtgeschichte Stuttgarts hat OTTO BORST 1973 in einem die ganze Breite ihres wandelreichen Lebens umfassenden Ereignis- und Figurenpanorama kenntnisreich vor uns ausgebreitet. Als illustres Reiseziel

von Dichtern, Künstlern und Gelehrten steht die Stadt jedoch «schon von Natur aus wie gedichtet da» in den Chroniken, Briefen und Tagebuchblättern, deren facettenreiches Bild JOHANN JAKOB HÄSSLIN 1958 zu einem schmucken Band gefügt hat. Eine wiederum andere Sehweise sucht der Lebensstimmung, dem Zeitschicksal, dem Empfinden der Bürger dieser Stadt ein zwar streng an Tatsachen ausgerichtetes, aber individuell verinnerlichtes Geschichtsverständnis abzugewinnen. HERMANN MISSENHARTER hält deshalb die gelenkige Erzähltechnik seines – in neuer Aufmachung vorgelegten – Buches auch den äußeren und inneren Spannungen offen zwischen den schon im Titel sich ankündenden Akteuren, jenen Spielern und Gegenspielern der Macht, die wechselweise das Stadtgeschick durch Jahrhunderte hindurch bestimmt haben.

«Stuttgarts Geschichte, wie sie nicht im Schulbuch steht,» soll also – gemäß diesem programmatischen Untertitel – hier freigehalten bleiben von der trockenen Aufzählung wahllos gesammelter Fakten und Daten. Aus einer so konsequent angestrebten Verflechtung von Einzelschicksal und Zeitlage ergibt sich denn auch die souveräne Perspektive, die Bedeutendes von weniger Bedeutendem scheidet. Durch solche Akzentuierung vermag die Darstellung historisch-gesellschaftlicher Verhältnisse ein ebenso wirklichkeitsgetreues wie gegenwartsbezogenes Bild zu vermitteln von Selbstbehauptung und bedrohter Freiheit, von Wachstum und Gefährdung der Kultur im Auf und Ab der Entwicklung, aus der die Stadt hervorgegangen ist. Daraus wird eine fundierte (auch auf Quellenkenntnis gestützte, durch die Zeichnungen von HEINRICH KLUMBIES noch sinnig ergänzte) Vorstellung gewonnen von Glück und Not bürgerlichen Lebens in friedlichen und kriegsbewegten Zeiten. In kräftigem Kontrast zu der Schlichtheit des handwerklichen Alltags hinter engen Stadtmauern steht allerdings das Raffinement der Feste und Feiern, der Huldigungen, der prunkvollen Gelage des Adels und seiner Günstlinge. Haben die Bürger aber Anlaß, bei reichlich fließendem Wein solchem Wohlleben nachzueifern, so spricht das dafür, daß in dieser Rebenstadt gerade der Wein zum Gradmesser eines nach vielen Heimsuchungen immer wieder neu erworbenen Wohlstands geworden ist.

Aus diesem Spiegel der allgemeinen Zeitentwicklung heben sich die im Guten wie im Bösen auf sie einwirkenden Gestalten plastisch heraus. Denn die scharfsichtige Sprache, am Feuilleton und der Kunst des Essays geschult, weiß wohl umzugehen mit den Grafen und Herzögen, den Gründern des Landes und Mehrern des Landbesitzes weit über den Umkreis ihrer früherbauten Burgen und Schlösser hinaus. Auch bleibt der Anekdote, ihrem entspannenden Humor, ihrer erzählerischen Spielfreiheit genügend Raum in den Bildnissen der (einem degenerierten Blutserbe entsprossenen) vornehmen Taugenichtse, jener Maßlosen und Störrischen, die als Rebellen gegen Fürsten und Reichsstädte ihr Land samt der Landeshauptstadt zum Schauplatz tragischer Geschehnisse machen. Auf diesem Hintergrund bewegt uns innerlich

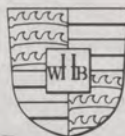
Ob Sie nun Kapital anlegen wollen oder Kapital brauchen – wir können Ihre Probleme lösen.

Bauvorhaben fangen mit der Bildung von Eigenkapital an. Mit der möglichst ertragreichen Anlage Ihres Geldes – zum Beispiel in hochverzinslichen Pfandbriefen. Wir rechnen Ihnen gerne aus, wie schnell sich Ihr Kapital verdoppelt. Und wenn Sie genügend Eigenkapital haben und ans Bauen denken: wir helfen Ihnen bei der Finanzierung. Unser Angebotsfächer an Hypothekendarlehen ist groß genug, um nahezu allen individuellen Gegebenheiten gerecht zu werden. Wenden Sie sich also vertrauensvoll an uns.



WÜRTTEMBERGISCHE
HYPOTHEKENBANK

7 Stuttgart 1, Büchsenstr. 26, Postf. 770, Tel. 2 09 61
Zweigbüros in:
Berlin – Frankfurt – Düsseldorf – Mainz – Hannover



Was wir von Kredit halten?



Wir sehen ihn positiv. Denn – ab und zu werden in einer Familie Anschaffungen notwendig, die das normale Budget übersteigen. Was dann? Für meine Frau und mich sind solche Situationen längstens gelöst – durch einen Kredit von der Sparkasse.

Ein Besuch bei der Sparkasse genügt und ein Kredit hilft den finanziellen Engpaß zu überwinden. Zugleich ist man Barkäufer und kann entsprechende Vorteile wahrnehmen. Und sehr wichtig für Sie: Sie zahlen für Ihren Kredit keinesfalls mehr.

wenn's um Geld geht
Sparkasse



um so mehr die in ihrem Wollen und Wirken sich darstellende Vernünftigkeit der Landesväter, die das Humane in toleranter Gerechtigkeit gegenüber ihrem Volk befrieden und durch Universität und Schulen die bürgerliche Bildungs- und Gesellschaftskultur fördern. Zu ihnen gehört auch der letzte König, mit dessen Abdankung der Band schließt.

Ihren das Politische repräsentierenden Gehalt gewinnt die Einkleidung in das historische Kostüm jedoch erst durch die entschiedene Blickwendung auf die Frage, was der Freimut selbstbewußter Bürger und der mit der Reformation einsetzende Anspruch auf persönliche Gewissensentscheidung zu einer Erweiterung der – bereits im Tübinger Vertrag garantierten – Grundrechte, ja überhaupt zu einem wachsenden Demokratieverständnis beigetragen haben. Mögen auf diesem Wege Zuversicht und Skepsis einander auch immer wieder ablösen: er markiert in der spätzeitlichen Rückschau des Historikers dennoch besonders deutlich den Boden, auf dem der Charakter dieser Stadt und ihrer Bewohner, die individuelle Spontaneität ihres Denkens, ihres Forschens, ihres Handelns sich ausgebildet hat. Der Verlust an Beheimatung im Geschichtlichen läßt uns zwar nicht mehr als selbstverständliche Gegebenheit zu erkennen, was aus Vorzeiten in die eigene Existenz hineinreicht. Trotzdem wird angesichts solcher Darstellung des Vergangenen jenes Gefühl der Entfremdung zusehends schwinden, weil ihr zu kurzen Szenen gelockerter Aufbau die Handlungen und Schicksale so klar vor Augen stellt, als wäre alles erst vor Tagen und nicht vor Jahrhunderten geschehen. Emil Wezel

Der Schwarzwald-Baar-Kreis

MAX RIEPLE: Schwarzwald-Baar. Mosaik eines Landkreises. Stuttgart – Aalen: Konrad Theiss Verlag 1975. 128 Seiten mit über 100 Bildern, davon 16 farbig. DM 32,-. In der größten Nord-Süd-Ausdehnung mißt er 54 km, in der größten West-Ost-Ausdehnung 42 km – gemeint ist der Schwarzwald-Baar-Kreis, der sich um den Kreismittelpunkt Villingen-Schwenningen (mit über 82 000 Einwohnern) schart. Wir müßten in anderen Dimensionen als unsere Vorfahren denken: *Beispielgebend für eine solche Einstellung ist der neue Groß-Kreis Schwarzwald-Baar, der, aus den Fesseln konservativen Denkens sich lösend, für die Zukunft offen sein will.* So meint es MAX RIEPLE, der den einleitenden Text mit der gewandten Routine eines noch routinierteren Reiseschriftstellers geschrieben hat. *Ein dunkles Waldgebirge im Westen – die lichterfüllte Weite einer Hochebene im Osten, hier hohe Berge und tiefeingeschnittene Täler – dort aber unter einem hohen Himmel weite Horizonte, die nur in verblauender Ferne von sanft hinschwingenden Höhen begrenzt werden . . .* Das ist der Eingangssatz.

Halten wir uns an die großartigen Bilder von GERMAN HASENFRATZ und FRED HUGEL, die der Verlag in hervorragender Drucktechnik nachgeschaffen hat. Sie sind wirklich Spiegelbild dessen, was man früher mittleren Schwarzwald, Baar, oberes Neckarland, Land um die junge Donau und Randen genannt hat. Das Moderne verbindet sich in einer harmonischen, nie «reibenden»

Weise mit dem Traditionellen; hier ist wirklich eine Einheit gewahrt! So hat man nie den Eindruck, daß eine in sich noch nicht einmal zusammengewachsene Doppelstadt mit ihren industriellen Komponenten das alte Bauernland und die Waldtäler mit ihren jüngeren Siedlungen verdrängen könnte. Mag das auch in Wirklichkeit etwas anders sein: für den Betrachter dieses Bandes bleibt diese Einheit gewahrt, ja es wird sogar eine Einheit durch die Fotos vermittelt, die sich erst innerhalb der Kreisgrenzen herauskristallisieren muß. So kann dieser Bildband tatsächlich wegweisende und vielleicht auch bahnbrechende Dienste leisten. Wolfgang Irtzenkauf

Südwestdeutscher Handels- und Geldverkehr

VOLKER A. SIMON: Der Wechsel als Träger des internationalen Zahlungsverkehrs in den Finanzzentren Südwestdeutschlands und der Schweiz. Historisch-dogmatische Untersuchung der Entwicklung des Wechsels bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in St. Gallen. Stuttgart: Müller & Gräff 1974. 451 S. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd 12.)

Die Rechtsgrundlagen des mitteleuropäischen Geld- und Kreditgeschäfts im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit sind noch weithin ungenügend erhellt. Daher ist es höchst verdienstvoll, daß sich der Verfasser der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, die Wechselplätze Süddeutschlands und der Schweiz und ihre Beziehungen zueinander und mit entfernten Wechselplätzen in West- und Südeuropa zu untersuchen. Die Arbeit, die als Dissertation aus der Schule des Tübinger Ordinarius für Rechtsgeschichte FERDINAND ELSENER hervorging, erschließt größtenteils unerforschte Archivalien, insbesondere der Archive Augsburg, Konstanz, Nürnberg, St. Gallen, Wien und Zürich. Sie zeigt nicht nur erstmals die zentrale Bedeutung des St. Galler Wechselverkehrs für den Handel der Ostschweiz und des Bodenseegebietes auf, sondern gibt auch neue Einblicke in die Familiengeschichte des Handelsstands in diesem Gebiet. (Leider wurde der umfangreiche Anmerkungsapparat – 187 Seiten gegenüber 201 Seiten Haupttext! – nicht gesondert gebunden, was einen weniger mühevollen Zugang zu den Anmerkungen ermöglicht hätte.) *Bemerkenswertes Ergebnis, so hebt FERDINAND ELSENER in seinem Vorwort hervor, ist vor allem, daß es in Europa einen weitgehend übereinstimmenden Wechselbrauch gab (im Sinne eines subsidiären Rechts), daß daneben aber vielerlei partikuläres Wechselrecht der Städte erhalten blieb – auch im Zusammenhang mit den Wechselmessen (Lyon, Champagner-Messen usw.).* Die angezeigte Arbeit ist ein wichtiger Baustein für die weitere Erforschung der Geschichte des Warenhandels im süd-deutschen und schweizerischen Raum.

Karl Konrad Finke

Alte Ansichten aus Württemberg

MAX SCHEFOLD: Alte Ansichten aus Württemberg. Ergänzungsband. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1974.

In der «Schwäbischen Heimat» 1958 S. 32 konnte ich das



WÜRTT. HOFKAMMER-KELLEREI STUTT GART

'Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg

Natürlicher Faßausbau der Eigenerzeugnisse aus unseren erstklassigen Berglagen: Maulbronner Eilfingerberg Klosterstück und Maulbronner Eilfingerberg, Hohenhaslacher Kirchberg, Mundelsheimer Käsberg, Untertürkheimer Mönchberg und Stettener Brotwasser

Kellerei im Alten Schloß (Zugang vom Karlsplatz)
Verwaltung:

Hölderlinstraße 32 – Fernruf (07 11) 29 45 87

Christian Wagner

Der Bauer und Dichter aus
Warmbronn * 1835 + 1918



Ein Blumenstrauß - Reprint

Hübsche Geschenkausgabe mit Jugendstilvignetten. 44 feinsinnige Gedichte über Blumen. 3. Aufl. flex. geb. DM 10.-

Sonntagsgänge - Reprint Neuer Glaube - Reprint

Märchenerzähler - Bramine und Seher. Die tiefgründige Naturverehrung, Lebensphilosophie und Metaphysik Wagners. Ausgabe in 2 Bändchen. Subskr.-preis bis 31.12.76. je DM 15.-
Späterer Ladenpreis je DM 20.-

Neue Dichtungen - Reprint

Oswald und Clara. Ein Stück Ewigkeitsleben. Herbstblumen. 192 S. „...Das flüchtigste, frischeste, durchglühteste Buch Wagners ...“ H. Hesse. Eine eigenwillige Poesie, eine eigenständige Persönlichkeit. Subskr.-Preis bis 31.12.76. DM 20.-
Späterer Ladenpreis DM 25.-

Die Württ. Oberamtsbeschreibungen 1. Auflage 1824 - 1886. Komplette Reprintausgabe aller 64 Bde. bis 1977. Einzelbände DM 25.- Doppelbände DM 50.- **Das Großherzogtum Baden** Reprint, Umfang 1000 S. DM 38.- Neuer Katalog mit genauen Ortsverzeichnis von Baden - Württ. demnächst lieferbar. W. Heyd, Bibliographie der Württ. Geschichte Bd. 1 - 4 lieferbar.

Max Eyth, Der Schneider Von Ulm

Exquisite Geschenkausgabe im überzogenen Schuber, mit einem illustrierten Essay über die Entwicklung der Luftfahrt. Die liebevollen Landschafts- und Milieuschilderungen unserer schwäbischen Heimat machen das Buch zu einem immergrünlichen Dokument unserer Literatur. In bedrucktes Leinen gebunden. DM 19.80

Wir drucken auch Bücher im Auftrag als Reprint und im Neusatz. Siehe z.B. Dr. Schütz, DAS ALTE WEIL DER STADT oder DIE CHRONIK VON GUSSENSTADT. Wir bitten um Preisfragen.

 **HORST BISSINGER KG * VERLAG**
7031 MAGSTADT BEI STUTT GART POSTFACH 1148

Wohn-»Bonbons«
der GSG:



Unsere modernen Terrassenwohnungen in Schwäbisch Hall.



Ein Bummel
durch unsere
Musterwohnung
wird Sie überzeugen.
Es kostet Sie
nur ein wenig
Zeit.

Besonderes hat seinen Preis. Das Besondere am GSG-Terrassenhaus ist jedoch, daß wir Ihnen diese besondere Wohnform so preiswert anbieten können. Der Quadratmeter schon ab 1297 Mark.

Ihre Sicherheiten:

Festpreise. Notarieller Kaufvertrag.

Ihr Vorteil:

Die unverändert zinsgünstigen GSG-Finanzierungshilfen.

Unser Angebot:

54 Terrassen-Eigentumswohnungen.

am Beethovenweg, mit 1, 2, 2 1/2, 3 1/2, 4 1/2 und 5 Zimmern sowie Penthäusern von 50,40 bis 157,75 qm, ab DM 72.800,-.

**Musterwohnung geöffnet in Schwäbisch Hall,
Tullauer Höhe, Beethovenweg 2, sonntags von 14-18 Uhr,
sowie mittwochs von 16-18 Uhr.**

Kostenlose Information,
Beratung und Verkauf auch durch:

Leonberger
BAUSPARKASSE

Bitte wenden Sie sich an die Öffentlichen Beratungsstellen
oder direkt an den zuständigen Bezirksleiter.



Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft mbH
des Evangelischen
Siedlungswerks in Deutschland
und der Leonberger Bausparkasse
Zweigstelle 7 Stuttgart 1
Alexanderstr. 23
Telefon (07 11) 24 74 60 (66-69)

monumentale zweibändige Werk von MAX SCHEFOLD «Alte Ansichten und Pläne aus Württemberg» (1957) anzeigen und auf die außerordentliche Bedeutung hinweisen, die diese riesige Sammlung für die Geschichts-, Kunstgeschichts- und Kulturgeschichtsforschung, wie auch für die Heimatkunde Württembergs hat. SCHEFOLDs «Ansichten» sind in der Zwischenzeit zum allgemein bekannten und unentbehrlichen Nachschlagewerk geworden.

Nach 16 Jahren nun läßt der Verfasser einen Ergänzungsband «Alte Ansichten aus Württemberg II» erscheinen, ein Buch von 420 Seiten und ungefähr 4000–5000 neu aufgeführten Ansichten und Plänen, das Ergebnis einer geradezu ungeheuerlichen Arbeitsleistung und eines nicht weniger bewunderungswürdigen Spürsinn und Umsicht. Und dies neben zahlreichen anderen Veröffentlichungen, unter denen das zweibändige Werk «Alte Ansichten aus Baden» (von 1971) herausgehoben werden muß, das dreimal so umfangreich ist wie die beiden Württemberg-Bände von 1957!

Der Württembergische Ergänzungsband enthält ein Material, das in den großen Museen, Sammlungen und Archiven, ferner in Heimatmuseen und Privatsammlungen in Deutschland, Österreich, der Schweiz und sogar Dänemarks, Schwedens und Englands ausgehoben wurde. Für Württemberg ist es sehr wertvoll, das in dem Bande nun auch noch der Schatz Hohenzollerns an Ansichten einbezogen ist, die – freilich nicht mit dieser Vollständigkeit – schon in einer Einzelveröffentlichung «Hohenzollern in alten Ansichten» vom Verfasser 1963 veröffentlicht worden sind. Weiterhin berücksichtigt der Ergänzungsband Ortsansichten, die sich in Zeitschriften und anderen Veröffentlichungen reproduziert finden; eine andere, überaus dankenswerte Ergänzung zum 1. Bande besteht auch darin, daß Reproduktionen und Fotos dort schon aufgeführter Ansichten nachgewiesen werden.

Die Eigenart eines derartigen Sammelwerkes läßt es nicht zu, in einer Besprechung auf Einzelheiten einzugehen. Welchen Wert der Band beispielsweise für die Kunstgeschichte des Landes hat, mag daraus entnommen werden, daß in ihm neben vielen kunstgeschichtlich wichtigen Architekturansichten und Plänen, auch überaus interessanten Interieuransichten die Namen von nicht weniger als 617 Künstlern erschienen, darunter so bedeutende wie der des BALTHASAR NEUMANN.

Werner Fleischhauer

Ein Jugendbild besonderer Art

Den rasch einander folgenden Erinnerungsbüchern landesbürtiger Autoren schließt sich ein neues an. MARIA MÜLLER-GÖGLER erzählt sehr persönlich engagiert die Geschichte ihrer Jugendjahre im klösterlichen Internat eines oberschwäbischen privaten Lehrerinnenseminars unter dem Titel «Hinter blinden Fenstern» (Gerhard Hess Verlag, Ulm; 216 S., DM 16,80). Wagnis und Wahrheit einer so freimütigen Darstellung gibt dem, was sie aus dem distanzierenden Abstand eines halben Jahrhunderts betrachtet, die Aktualität eines uns noch immer beschäf-

tigenden Problems. Denn das individuelle Schicksal, in das die Heranwachsende nach der Kindheit (über die ein Buch schon berichtet hat) verstrickt wird, vermittelt eine anschauliche Vorstellung von den Wertmaßstäben, die die Inhaber von Macht einer Erziehung aufzwingen können. Die klösterliche Ausbildung zur Lehrerin während des Ersten Weltkriegs läßt darum auch den Zwiespalt erkennen, in den ein von starren Prinzipien gelenkter, lebensfremder Unterricht für höhere Töchter mit den Intentionen einer sich im Umbruch befindlichen Zeit gerät. Abschirmung ist deshalb das Schlüsselwort für die hier an einem exemplarischen Fall aufgezeigte Internatserziehung. Die sich damals (sicherlich im Gegensatz zu heutigen Klosterschulen) streng von der Welt absondernde Hierarchie der Lehrschwestern setzt die Mädchen den Zwängen einer rückständigen Lebens- und Glaubensauffassung und einer von bürgerlichen Vorurteilen gegängelten Moral aus.

Eigentlichen Aufschluß über die daraus erwachsende Verunsicherung gibt jedoch erst der nichts verdeckende oder glättende Blick der erfahrenen Psychologin, die – wie erstmals CHARLOTTE BÜHLER – die innere Verstrickung in eine Pubertätskrise, in eine gegen jedes Ein- und Ausgeschlossenein sich auflehrende Adoleszenz unter Auswertung einstiger Aufzeichnungen erhellt. Denn auch das sich nach außen zwar heiter gebende, aber von den strikten Anweisungen zu Demut, Gehorsam, Askese angefochtene und innerlich geduckte Mädchen Maria hat Tagebuch geführt. Vollen Erlebnisausdruck findet darum sein Liebesverlangen, das die wählerisch ausgesuchten Freundinnen nur heimlich stillen dürfen, wie die Melancholie, die in ein aus Trotz und Scham gemischtes Grundgefühl hineintreibt, weil schon die leiseste Äußerung von Sympathie die Gewissensangst schürt vor dem Erotischen, jenem Abgründigen, dem alle Schrecken der Hölle angedroht werden.

Doch was sich aus solcher Aufrichtigkeit im Gang von Bericht und Erzählung entfaltet, ist zugleich als Geschichte einer künstlerischen Erweckung zu verstehen. Von dem Konflikt mit der Umwelt und im aufgewühlten Ich selber erlösen die ersten Gedichte zwar nur vorübergehend, aber sie erhalten den Wert einer selbstverordneten Therapie. Freilich vermag die hier ausgesperrte Literatur der Zeit weder anzuregen noch zu einer kritischen Selbstkontrolle beizutragen. Inhalt und Impuls zu den Versen, ihrer unbefangenen Flucht in Naturschwärmerei gibt vielmehr der junge GOETHE und die vom Onkel, dem Münsterorganisten in Weingarten, geförderte Liebe zur Musik. Trotzdem findet das hinter blinden Fenstern ins Leere geratene Ich zuletzt durch die Heilungskraft solcher Aussage verborgener Innenvorgänge wieder zu sich selbst. Die so gewonnenen Erfahrungen im Suchen nach einer praktischen Lebensweisung haben zweifellos den Grund gelegt zu der gesellschaftskritischen Haltung eines (vorwiegend epischen) Schaffens, das gegenüber den Verwirrungen und Täuschungen des Lebens die Freiheit des Menschen auch in diesem Buch unerschrocken verteidigt.

Emil Wezel

Blühendes Barock
die Gartenschau der Jahrhunderte

Schlösser
mit glanzvoller Geschichte

Festspiele
mit internationalem Programm

LUDWIGSBURG
zwischen Autobahn und Neckar
sollten Sie erleben.

Information:
Städt. Verkehrsamt



7140 Ludwigsburg
☎ 07141/18252

Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende
Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche,
wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und
betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

**Unsere Studienreisen führen nach Island
und Grönland, nach Mexiko und Südameri-
ka, nach Südafrika sowie in den gesam-
ten europäischen Raum. Mittelmeerkreuz-
fahrten sind unsere besondere Spezialität!**

Gerne senden wir Ihnen unser Programm mit vielen
Bus-, Bahn- und Flugreisen sowie Mittelmeerkreuz-
fahrten kostenlos und unverbindlich zu und würden
uns freuen, Sie als Reisegast bei der Karawane
begrüßen zu dürfen.



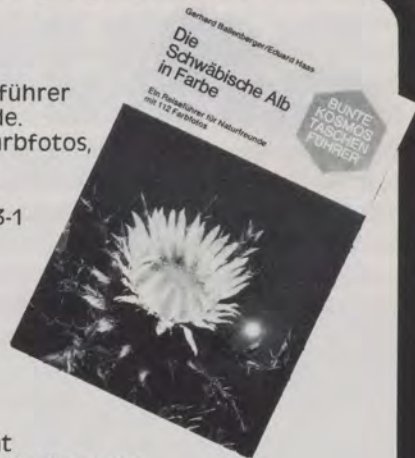
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90

mit KOSMOS die Natur entdecken

Der ideale Reiseführer
für Naturfreunde.
72 Seiten, 112 Farbfotos,
1 geolog. Karte,
1 Straßenkarte.
ISBN 3-440-03933-1
Kart. DM 8,80



Monat für Monat
berichtet KOSMOS, die große
Zeitschrift für den Naturfreund, über die
aktuellsten und wichtigsten Entdeckungen aus
allen Gebieten der Natur. Hier findet der
Leser neben Informationen aus vielen For-
schungsbereichen ausführliche Reportagen über
Landschaften – ihre Menschen, Tiere und
Pflanzen. Spannend und anschaulich geschrie-
bene Texte lassen den Leser die Geheimnisse der
Natur entdecken, geben wertvolle Tips zur
Urlaubs- und Freizeitgestaltung in der Natur.

KOSMOS – Bild unserer Welt

12 Monatshefte, 4 Buchbeilagen und viele
Vergünstigungen beim Bezug von KOSMOS-
Büchern. Zum Jahresbezugspreis von DM 43,80
(+ Porto).



Gutschein

Ich möchte KOSMOS – Bild
unserer Welt kennenlernen.
Senden Sie mir zunächst kostenlos und
unverbindlich ein Probeheft und die
Informationsschrift P 850.

Name:

Vorname:

Ort:

Straße:

Datum:

Unterschrift:

KOSMOS-Verlag · 7 Stuttgart 1 · Postfach 640

Heitere Heimat

Nicht ohne Grund hat die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 1972 die Preisfrage gestellt: «Ist unserer Literatur die Heiterkeit vergangen?» Hätte der Literatur, so könnte diese Frage suggerieren, in einem so turbulenten Jahrhundert die Heiterkeit nicht vergehen *müssen*? Daß tatsächlich Heiterkeit in dieser Zeit nicht Mode ist, gesteht KARL GÖTZ bereits in der Einleitung zu seiner neuen Sammlung fröhlicher Kalendergeschichten «Heitere Heimat» (Hohenstaufen-Verlag, Bodman, 238 S., DM 22,80). Ist aber auf jene Frage nicht zu erwidern, daß der Humor gerade düsteren Zeiten sein kontrastierendes Dennoch entgegengesetzt, ja daß er erst ihnen seine befreiende Kraft abgewonnen hat? Für diese These sprechen viele (auch von GÖTZ angeführte) Beispiele aus unserem Land seit den Tagen von GRIMMELSHAUSEN. Man könnte auch weiter ausgreifen, etwa SHAKESPEARE nennen. Oder BRECHT – ihn nicht zuletzt deshalb, weil er zum Verständnis des Problems schon vor langem darauf verwiesen hat, daß es die «ideologische Fixierung» ist, die sich einer heiteren Gelassenheit, dem heiter Versöhnlichen versagt.

GÖTZ hält sich von jeder Art solcher Fixierung frei. Was er als Mitarbeiter HANS REYHINGS und als ihm nachfolgenden Herausgeber des «Schwäbischen Heimatkalenders» landauf, landab an Anekdoten, Schwänken und Späßen zusammengetragen hat, will er vielmehr so erzählen oder nacherzählen, daß es den sprachlichen Lebenskern des Volkes bewahrt. Heimat und Heimathafes birgt darum in den vergnüglich plaudernden Geschichten – laut Untertitel des Buchs – *vielerlei besinnliche Weisheiten und Sprüche für alt und jung, für hoch und niedrig, für Studierende und sogenannte einfache Leute*. Für die richtige Einstimmung auf das Volkstümliche, seinen Witz, seinen Schatz von Erfahrungen sorgen hier bereits die alten, sozusagen klassischen Schelme, seien es ABRAHAM A SANTA CLARA, SEBASTIAN SAILER oder der PFEFFER von Stetten. Mit schalkhaftem Lächeln lauscht jedoch auch der heutige Erzähler den Originalen, den Spitzbuben und Käuzen, den Neunmal klugen und Zungenfertigen, deren scherzende Laune oder närrische Bosheit ihr ergötzliches Spiel mit Respektspersonen aus allen Ständen vom Landesfürsten, Minister bis zum Schultheißen, Wirt oder Büttel hin treiben oder schon immer getrieben haben. Und wie erfreulich, daß dem Ehestand und der Frau je ein «Extra-Kapitel» gewidmet ist. Es gibt eben, wie GÖTZ sagt, *nichts Schöneres als schöne Geschichten* – zumal wenn sie die Phantasie auf eine keineswegs zimperliche, doch nie unflätige Weise herausfordern und die Betroffenen selber mitlachen.

Die Sammlung, in der auch zeitgenössische Autoren – so WILHELM SCHUSSEN, AUGUST LÄMMLE, SEBASTIAN BLAU – mit Schaffensproben zu Wort kommen, wird schon bald zum festen Bestand einer heiteren schwäbischen Volkskunde gehören. Die Art, wie hier der Humor die Welt sieht (und der Leser sie betrachten soll), kann ohne ro-

mantisierende Stimmungsmittel viel zur Selbsterkenntnis des Volks und des mit ihm geschichtlich gewachsenen Lebens beitragen. Wieder einmal also hat ein «kurtzweiliger Zeitverkürzer» das Natürliche der vertrauten Wirklichkeit verteidigt und damit die Befürchtung widerlegt, daß heitere Geschichten heute aussterben.

Emil Wezel

Faurndau – Dorf und Stift

Faurndau hat am 1. Januar das Schicksal vieler Gemeinden erlitten, die alles andere denn freiwillig in einem größeren Verband aufgegangen sind. Hier in diesem Fall kam es zur Zwangseingemeindung mit Göppingen. Als sinnreichen Abschied legt die Gemeinde jetzt ein hervorragend aufgemachtes und durchdachtes Heimatbuch vor, das nicht allein auf den Text ausgerichtet ist, sondern auch durch fotografische «Würfe» den Blick auf sich zieht. Aufgrund der Vorarbeiten von KARL KIRSCHMER, die dieser schon früher in einer selbständigen Publikation vorgelegt hat, bearbeitete WALTER ZIEGLER, der Göppinger Kreisarchivar und Faurndauer Bürger, dem wir auch das Heimatbuch Süßen verdanken, den Weg und das Schicksal einer Gemeinde: «Faurndau 875–1975» (Herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Faurndau 1974. 403 Seiten mit vielen Abb.). Der Umfang ergibt sich nicht, wie da und dort bei Heimatbüchern manchmal der Fall, aus einer Aneinanderreihung von mehr oder minder interessanten Ausschnitten aus Chroniken, Berichten, Erzählungen usw., sondern aus der reichen Geschichte Faurndaus, die ja auf zwei völlig verschiedenen Epochen beruht: der Zeit des Chorherrnstiftes und der Filstal-Industrialisierung, die heute durch den Namen Göppingen umschrieben wird. Für das Stift, das 875 ins Licht der Geschichte tritt, kamen ZIEGLER die umfangreichen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte sehr entgegen, außerdem kann er auf eine noch nicht veröffentlichte bauhistorische Dissertation zurückgreifen, er hat demnach den neuesten Stand der Wissenschaft gespiegelt. Hier tauchen aus den Nebelschwaden vergangener Erkenntnisse nun recht brauchbare Konturen auf; gerade das stiftische Leben gewinnt nun überraschend Farbe. Die Schutzvögte und Grundherren (RECHBERG, AHELFINGEN, ADELBERG, ZILLENHART, LIEBENSTEIN) sind mehr als nur Schemen, selbst die legendäre «heilige BERTA» von Boll wird nun greifbarer. Wenn auch hier keine Reichsgeschichte gemacht wurde, so hat das Stift Faurndau doch einen wichtigen Stellenwert im Leben des Mittelalters. Stammtafeln und viele Urkundenfaksimiles erleichtern die Übersicht.

Für die Abb. Seite 74 wäre nachzutragen, daß die Notenhandschrift aus Stift Faurndau Teile der Aschenweihe-Liturgie aufweist. Freilich ist zu bezweifeln, ob die Handschrift in Faurndau selbst entstanden ist: bei so wenigen Chorherren wird sich ein Stifter finden lassen. Fazit: Ein brillantes Buch!

Wolfgang Irtenkauf

Ein besonderes Schmuckstück für Ihre Bibliothek:
wertvolle alte Kartendarstellungen



Das Gesamtwerk umfaßt zwei Teile:

Eine Kartenmappe im Atlasformat mit 20 historisch wertvollen Reproduktionen alter Karten mit dem Bodensee als Mittelpunkt bedeutender Kulturlandschaften, und einen Katalog mit über 120 der heute bekannten alten Kartendarstellungen mit dem Bodensee

Verlangen Sie ein Prospektangebot von

VERLAG FRIEDR. STADLER
D 775 Konstanz Wollmatinger Straße 22



BRILLEN
Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Wer genau prüft, wählt **Klafs- Sauna** Solarium Sportgeräte



Auch Sie finden bei Klafs Ihre Ideal-Sauna.

Klafs ist Ihr erfahrener Partner für die Sauna zuhause, im Hotel
und für öffentliche Bäder.

Wir beraten Sie kostenlos in allen Saunafragen.

Das Klafs Solarium 8600 für Ganzkörperbestrahlung schenkt Gesundheit
und Lebensfreude.

Für die aktive körperliche Betätigung bieten wir ein ausgewogenes
Sportgeräteprogramm.

Wenn Sie genau wissen wollen, was Klafs für Sie und Ihre Gesundheit
tun kann – dann fordern Sie den 68-seitigen Klafs-Farbkatalog an.

Klafs Saunabau KG

Stammhaus
7170 Schwäbisch Hall
Daimlerstraße 125
Tel. 0791/51026-29

Zweigwerk
4190 Kleve
Meißnerstraße
Tel. 02821/23459

Zweigwerk
3040 Soltau
Mundschenkweg
Tel. 05191/4051

Niederlassungen in:
Frankreich
F 6700 Strasbourg
1, a Rue Déserte
Tel. 88/326290

Schweiz
CH 6300 Zug
Gubelstraße
Tel. 214550

Österreich
A 1040 Wien
Große Neugasse
Tel. 563782

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Girokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Wieder sei eine große Bitte erlaubt: Schreiben Sie bei allen Überweisungen möglichst in Druckschrift. Manche Namen sind kaum zu enträtseln und oftmals fehlen die Absender überhaupt. So können wir Zahlungen nicht anbringen. Fehlt dazu noch die Kontonummer des Auftraggebers, ist es auch der Bank nicht möglich, uns den Namen zu nennen. Nachher sind Sie verärgert, weil wir Sie an die Bezahlung erinnern.

Bitte lassen Sie uns auch immer Ihre Adressenänderungen wissen, damit unsere Benachrichtigungen und die «Schwäbische Heimat» Sie auch tatsächlich und rechtzeitig erreichen können.

Die Studienfahrten, vor allem die mehrtägigen, waren sehr schnell überzeichnet. Teilweise werden wir deshalb solche Fahrten im nächsten Jahre wiederholen. Wir freuen uns natürlich über das große Interesse, das unsere wissenschaftlich anspruchsvollen Fahrten bei unseren Mitgliedern finden und bedauern, daß wir nicht alle Wünsche erfüllen konnten.

Erfahrungsgemäß werden aber oft kurz vor Fahrtbeginn immer wieder Plätze frei. Rufen Sie also kurz vorher immer noch einmal die Geschäftsstelle an. Wir geben Ihnen auch gerne Auskunft, bei welchen Tages- und Halbtagesfahrten noch Teilnahmemöglichkeiten bestehen. Die nähere Heimat ist es wert, daß wir sie immer wieder neu entdecken.

33

Rund um die Jagst und Maulach

Führung: Dr. Karl Schumm, Neuenstein

Samstag, 13. September 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Genaue Angaben siehe Heft 1975/1. Diese Fahrt wurde aus termintechnischen Gründen verlegt. Sie können sich zu dieser besonders schönen Fahrt, wie zu manch anderer Tagesfahrt gerne noch anmelden.

25

Jahreshauptversammlung 1975 in Schwäbisch Hall

Samstag, 21. Juni 1975, bis Sonntag, 22. Juni 1975

Die gemeinsame Jahreshauptversammlung der drei Verbände ist für das Leben des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, der Gesellschaft für Naturkunde und unseren Schwäbischen Heimatbund zur festen Tradition geworden. Wir haben für 1975 bewußt den fränkischen Raum unserer Heimat ausgewählt. Seine Geschichte und sein Leben werden in

Vorträgen und Führungen den Teilnehmern nahe gebracht und werden sicher das große Interesse aller Mitglieder finden.

In diesem Jahr sind die satzungsmäßigen Neuwahlen abzuhalten. Schon aus diesem besonderen Grunde erwarten wir eine große Beteiligung unserer Mitglieder, die auf diese Weise ihr Interesse an unserer Arbeit und unseren Aufgaben zeigen und mit Anregungen und Vorschlägen aktiv das Vereinsleben bereichern können.

Die Teilnahme an den Veranstaltungen am Samstag, Sonntagvormittag und den Führungen am Sonntagnachmittag sind für unsere Mitglieder frei.

Trotzdem bitten wir Sie wegen der Busbestellungen um Ihre frühzeitige Anmeldung.

Das Fremdenverkehrsamt Schwäbisch Hall vermittelt angenehme Zimmer. Auf Anforderung versenden wir gerne die Zimmerbestellkarten.

Bitte melden Sie sich auch für die Jahreshauptversammlung schon jetzt an, damit wir für die Bestellung der Räumlichkeiten einen ungefähren Überblick erhalten. Eine Busfahrt nach Schwäbisch Hall ist für Samstag und die Rückfahrt für Sonntag eingeplant.

Fahrtpreis für die einfache Fahrt jeweils DM 7,50. Bei genügender Nachfrage können wir auch am Sonntag, 22. Juni 1975, eine Fahrt nach Schwäbisch Hall durchführen. Bitte melden Sie sich dafür umgehend an. Abfahrtszeit dafür wäre dann: Sonntag, 22. Juni 1975, 8.45 Uhr, pünktlich vom Karlsplatz. Fahrtpreis: DM 7.50.

Zusteigemöglichkeiten unterwegs können wir gerne berücksichtigen, z. B. in Fellbach, Waiblingen, Winnenden, Backnang usw. Bitte lassen Sie uns dies dann bei Ihrer Anmeldung wissen und vergessen Sie nicht anzugeben, bei welcher Führung und Exkursion des Sonntagnachmittags Sie sich beteiligen wollen. Sie können dazu auch gerne Ihre Kinder mitbringen, die uns als spätere Mitglieder unseres Schwäbischen Heimatbundes willkommen sind.

Abfahrtszeiten nach Schwäbisch Hall:

Samstag, 21. Juni 1975, 13.30 Uhr, pünktlich vom Karlsplatz.

Sonntag, 22. Juni 1975, 18.15 Uhr, vom Parkplatz «Weiler-Wiese» Schwäbisch Hall. Der Parkplatz ist auch für Teilnehmer im eigenen Pkw geeignet. Er liegt an der B 14 in der Nähe des Hotels Hohenlohe.

Programm:

Samstag, 21. Juni 1975:

15.30 Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Regierungspräsident a. D. Willi Birn.

Vortrag: Herr Professor Dr. Gerd Wunder, Schwäbisch Hall, «Die Reichsstadt Schwäbisch Hall».

Mit Wein schmeckt jedes Essen besser

Das gilt für den Alltag und für Festtage.
Für daheim und den Besuch im Stammlokal.

Für den Familienkreis und die
Freundesrunde. Und erst recht für das
Zusammensein zu zweit.

Führen Sie die schöne Sitte ein, zu den täglichen Mahlzeiten
ein Glas Württemberger zu genießen. Probieren Sie nach
Laune und Geschmack als Rotwein einen Trollinger,



Lemberger oder Schwarzriesling,
als Weißwein einen Riesling, Silvaner
oder Müller-Thurgau des
vorzüglichen Jahrgangs 1973, und Sie
werden „Ihren Württemberger“ bei Tisch
und vielen anderen Gelegenheiten
nicht mehr missen wollen.

Fragen Sie nach
Württembergischen
Genossenschafts-
weinen in Ihrer
Gaststätte, in Ihrem
Lebensmittel- und
Weinhandelsgeschäft
oder bei den
örtlichen Wein-
gärtnergenossen-
schaften direkt.
Ein das ganze Land
umfassendes Sorti-
ment bietet Ihnen
die Württ.
Weingärtnerzentral-
genossenschaft
eGmbH in
7141 Möglingen
Industriegebiet, Tel.
(07141) 41067/6969.

Kenner trinken Württemberger

Wertheim

Altfränkische Kleinstadt
(20000 Einw.) mit zahlr.
Kunst- und Baudenk-
malern, Schiffsfahrten,
Weinproben etc.

Auskunft:
Städt. Verkehrsamt,
698 Wertheim, Rathaus-
gasse 10
Telefon (09342) 3011



Besuchen Sie das Schenkenseebad!

Wenn Sie nach Schwäbisch Hall kommen,
dann können Sie sich im schönen Hallenbad
im Winter oder im Freibad im Sommer erho-
len. Ein Besuch dieser Badeanlage wird für
Sie zu den unvergeßlichen Eindrücken ge-
hören.



Schwäbischer Wald

Erholsames Ferienland mit „Idyllischer Straße“ –
Bevorzugter Aufenthalt zum Wochenende – Ba-
deseen, Freischwimm- und Hallenbäder – viel-
seitige Sport- und Freizeitanlagen – Ferien auf
dem Bauernhof bei günstigen Preisen.

Auskunft u. Prospekte:
Gebietsgemeinschaft Schwäbischer Wald
7063 Welzheim, Telefon (07182) 581.

EINE NEUE MONATSZEITSCHRIFT FÜR SAMMLER

Auf
jeden wip-
pet eine Sammel-
Leidenschaft!

Balzac, der
einmal erklärt
hat, Sammeln sei
ein zweites Dasein,
vielleicht das glück-
lichere, hat auch den
Sammler geschildert: „Ein
zähes Wesen, zurückhaltend,
fein organisiert, scharfsinnig ...
Er hat den Spürsinn der Jagdhunde
und Wilddiebe, die wissen, wo der ein-
zige Hase der Gegend sein Nest hat.“
Soweit der Franzose Honore de Balzac.

Für Sammler aller Altersklassen
und aller Kategorien haben
wir eine Zeitschrift neuen Typs
geschaffen, die gleichzeitig zwei
wesentliche Aufgaben erfüllt:

- Berichterstattung über wichtige Sammlungen und Sammelobjekte, Informationen und Notizen von Auktionen und Kunstausstellungen mit Preisangaben, Termine von Versteigerungen, Sammlermärkten und Ausstellungen, 16seitiges heraustrennbares Kunstlexikon.
- Kontaktvermittlung über den Anzeigenmarkt durch Such-, Tausch- und Verkaufsanzeigen, die jedem Sammler die Möglichkeit geben, seinen individuellen Vorstellungen entsprechend das Sammelgebiet auszubauen oder zu verändern.

Sammler Journal

Sammler Journal



FORDERN SIE KOSTENLOSE PROBEEXEMPLARE AN BEI:

Journal-Verlag Schwend GmbH, 717 Schwäb. Hall, Postf. 340, ☎ (0791) 21 61

17.00 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes.

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden
2. Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Dr. Bütterlin
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers, Herrn Dipl.-Volkswirt A. Müsle
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstandes
6. Mitgliedsbeitrag 1976
7. Verschiedenes.

Anschließend Abendessen nach freier Wahl und Treffen der Mitglieder zu einem gemütlichen Beisammensein. Ort wird noch bekanntgegeben.

An diesem Samstag findet abends 20 Uhr die Premiere der «Jedermann»-Aufführung 1975 statt. Die stilvolle Kulisse der St.-Michaels-Kirche in Schwäbisch Hall gibt dem Spiel einen ganz besonderen Rahmen. Das Verkehrsamt der Stadt hat uns wissen lassen, daß unsere Mitglieder und Teilnehmer an der Jahreshauptversammlung für diese Premiere eine 20prozentige Ermäßigung auf den Eintrittspreis erhalten.

Bitte bestellen Sie sich umgehend Ihre Karten beim Verkehrsamt der Stadt Schwäbisch Hall und nehmen Sie Bezug auf diese Veröffentlichung.

Sonntag, 22. Juni 1975:

10.45 Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzenden des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, Herrn Oberstaatsarchivdirektor Dr. Gönner. Vortrag Professor Dr. Walter Carlé, Vorsitzender der Gesellschaft für Naturkunde: «Grundlagen und Geschichte der Salzgewinnung in Schwäbisch Hall».

Anschließend Mittagessen nach freier Wahl.

Nachmittags:

14.15 Führungen und Exkursionen:

1. Mit Herrn Prof. Dr. Gerd Wunder durch Schwäbisch Hall.
2. Mit Herrn Dr. Eberhard Hause, Heilbronn, auf die Comburg.
3. Mit Herrn Dr. Karl Schumm nach Vellberg und Leofels.
4. Mit Herrn Dr. Hans Scheerer zu den Naturschutzgebieten Entlesboden und Kupfermoor und weiter nach Goldbach und Rößlemahdsee, einem Lehrbeispiel für ein sog. «Geköpftes Tal».

Alle Führungen und Exkursionen sind für unsere Teilnehmer kostenfrei. Bitte melden Sie sich aber schon jetzt wegen der notwendigen Busbestellungen dafür an.

Die Vorträge am Samstag und Sonntag finden im Neubausaal statt. Dieser Saal liegt an der B 19 in Richtung Crailsheim beim Omnibusbahnhof.

Die Abfahrt zu den Exkursionen erfolgt vom Parkplatz «Weiler-Wiese» aus. Dieser liegt an der B 14 beim Hotel Hohenlohe.

Mit den Fahrten und Führungen endet die diesjährige Jahreshauptversammlung in Schwäbisch Hall.

28

Sommerliche Studienwoche im Tauberkreis

Wissenschaftliche Leitung: Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart

Standort: Wertheim am Main, Regierungsbezirk Stuttgart.

Samstag, 5. Juli, bis Samstag, 12. Juli 1975.

Diese Woche erfreut sich immer größerer Beliebtheit bei unseren Mitgliedern. Jedes Jahr erforschen wir ein neues Gebiet unserer engeren Heimat. Wir studieren die Menschen, das Leben und die Landschaft dort, lernen die Kunst und Kultur des betreffenden Raumes kennen und mit neuen Augen sehen. Das Main- und Taubergebiet ist in dieser Hinsicht ganz besonders reich und anziehend und viel weniger bekannt, als man gemeinhin annimmt. Lassen Sie sich vom besonderen Reiz dieser lieblichen Landschaft überraschen und lernen Sie die Gastfreundschaft der Menschen dort kennen.

Bitte melden Sie sich der Hotelreservierungen wegen nun sehr bald an.

Soweit keine Veranstaltungen vorgesehen sind, stehen die Abende zur freien Verfügung der Teilnehmer, z. B. zum gemütlichen Probieren der köstlichen mainfränkischen Weine.

Die Fahrtkosten Stuttgart–Wertheim

und zurück betragen:

DM 38,–

Die Kosten aller Studienfahrten insgesamt betragen:

DM 80,–

Die Teilnehmergebühr beträgt:

DM 35,–

Bei einer Gesamtbuchung beträgt die Gebühr:

DM 153,–

Die Hotel- und Essenskosten bezahlen Sie an Ihr Hotel selbst.

Abfahrt nach Wertheim, Samstag, 5. Juli 1975, 13.30 Uhr vom Karlsplatz.

Rückfahrt ab Wertheim, Samstag, 12. Juli 1975, 9.00 Uhr.

Programm:

Samstag, 5. Juli 1975: Nach Ankunft in Wertheim Einweisung in die jeweiligen Quartiere.

Gegen 17.30: Spaziergang durch Wertheim, anschließend Abendessen.

20.00 Uhr: Soirée in Wertheim.

Sonntag, 6. Juli 1975, etwa 10.00 Uhr rund um Wertheim mit Bus und Schiff auf dem Main.

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf.

20.00 Uhr: Vorführung des Filmes «Liebliches Taubertal». Bekannte Kostbarkeiten – Unentdeckte Schönheiten. Referat: Herr Krug, Amtsleiter für Wirtschaft und Kultur im Main-Tauber-Kreis.

Übrigens ist für einen anderen Abend noch ein Referat von Herrn Krug und die Vorführung prächtiger Dias aus dem Main-Tauber-Kreis vorgesehen.

Dieser Termin wird im Laufe der Studienwoche bekanntgegeben.

Montag, 7. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Dr. C. H. Gräter (Lauda): Mörike in Franken. Anschließend Exkursion zu Mörike-Orten im fränkischen Raum. Führung: Dr. C. H. Gräter.

Carlheinz Gräter

Mörike in Franken



Mörike in Franken

von Carlheinz Gräter

114 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Ganzleinen. DM 14.80

Das liebevoll gediegen ausgestattete Buch ist mehr als nur „Bruchstück zu einer künftigen Biographie Mörikes“. Erstmals wird hier am Beispiel Frankens der Versuch unternommen, Land und Leute, Alltag und Werk des Dichters in ihren Wechselbeziehungen aufzuhehlen.

Fränkisch-Schwäbischer Heimatverlag, 885 Donauwörth, Reichsstraße 40

Zum
Mörike-
Jahr

Touristik '75



Unser neues Sonderfahrtenprogramm enthält zahlreiche Ein- und Mehrtagesfahrten in interessante Zielgebiete. Wanderersonderzüge in die schönsten Gegenden unserer Heimat fehlen ebensowenig wie

Fahrten zu den interessantesten Plätzen Europas. Unsere nächsten Tagesfahrten führen z. B. am

Sonntag, 15. 6. 1975 nach Bad Wimpfen

Sonntag, 22. 6. 1975 nach St. Goarshausen

Sonntag, 6. 7. 1975 nach Schliersee

Sonntag, 20. 7. 1975 nach Miltenberg

Sonntag, 27. 7. 1975 nach Oberstdorf

Sonntag, 10. 8. 1975 nach St. Gallen/Appenzell

Verlangen Sie unser Jahresprogramm 1975 beim nächsten Bahnhof oder rufen Sie uns an.



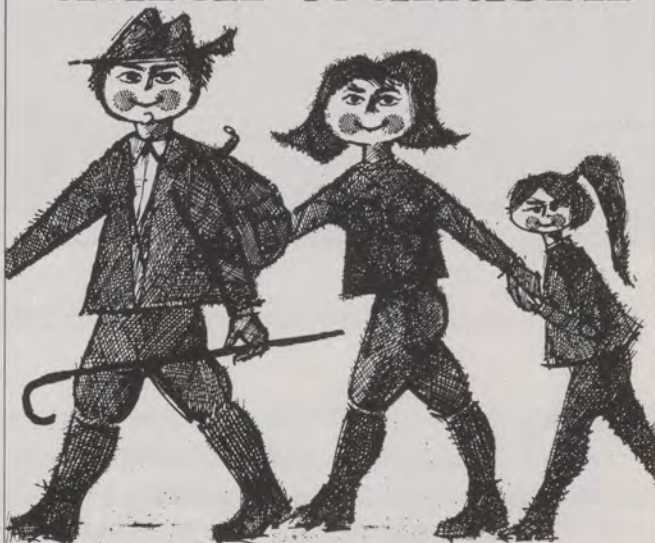
Generalvertretung Stuttgart West
der Bundesbahndirektion Stuttgart

7000 Stuttgart 1

Arnulf-Klett-Platz 2

Telefon: (0711) 2092/5403

fit durch wandern



mit den Wanderbüchern aus dem
J.Fink Verlag · Stuttgart



Gips – der umweltfreundliche heimische Baustoff

MACK-PREZIOSA-Gipszwischenwandplatten
für sofort malerfertige, preisgünstige Trennwände

90 JAHRE ERFAHRUNG:

Mack's Gips- u. Gipsdielenfabriken · Schwäb. Hall- Hessential

Eine
gute Adresse
für Ihr Geld

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTTGART IM KÖNIGSBAU TELEFON *299201

Dienstag, 8. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Dr. Dieter Planck, Stuttgart: Spuren der Römer im Main-Tauber-Gebiet. Anschließend Exkursion zum Odenwaldlimes mit seinen zahlreichen konservierten Anlagen, z. B. Osterburken, Limes-Walldürn usw.

Mittwoch, 9. Juli 1975, 8.30 Uhr Abfahrt nach Würzburg. Referat des Bezirksheimatpflegers von Unterfranken, Herrn Dr. Reinhard Worschech, Würzburg: Land und Leute um Würzburg. Besuch des Mainfränkischen Museums auf der Festung; Führung Professor von Freeden und Herr Dr. Trenchel, Besuch der Residenz und des Würzburger Domes.

Donnerstag, 10. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Professor Dr. Walter Carlé, Stuttgart: Geologie des mainfränkischen Raumes mit anschließender Exkursion in dieses Gebiet.

Freitag, 11. Juli 1975, 8.30 Uhr: Referate über Probleme des Natur-, Umwelt- und Landschaftsschutzes im Main-Tauber-Kreis. Unter Mitwirkung der Herren Oberforstrat Hacker, Professor Dr. Bayer und Oberlandwirtschaftsrat Fitzer. Anschließend Exkursion zu den einzelnen Objekten.

Samstag, 12. Juli 1975, 9.00 Uhr Abfahrt nach Stuttgart. Ende der Studienwoche 1975.

Hinweis auf die Mörike-Ausstellung

In der Reihe «Kunst und Künstler» besuchen wir am **Mittwoch, 3. September 1975**, die MÖRIKE-Ausstellung in Marbach/N. Abfahrt 13.15 Uhr vom Karlsplatz. Bitte melden Sie sich umgehend bei der Geschäftsstelle an.

Hinweis auf den Besuch der Ausstellung »Die Bibliothek des Deutschen Ordens« in Bad Mergentheim

Anläßlich der 450sten Wiederkehr der Ernennung der Stadt Bad Mergentheim zur Residenz der Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens veranstaltet die Stadt Bad Mergentheim Ende August eine Deutschordenswoche. Aus diesem Anlaß wird vom 23. August 1975 bis voraussichtlich 21. September 1975 im Kapitelsaal des Deutschordensschlosses eine große Ausstellung »Die Bibliothek des Deutschen Ordens« gezeigt.

Wir planen für **Samstag, den 13. September 1975**, den Besuch dieser Ausstellung. Die Führung übernimmt Dr. Wolfgang Irtenkauf. Abfahrt um 8.00 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Bitte melden Sie sich bei der Geschäftsstelle umgehend an.

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Hermann Bausinger, 7400 Tübingen, Schloß

Hans Behrendt, 7000 Stuttgart-70, Zaunwiesen 62

Karl Friedrich Binder, Oberbürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall, 7170 Schwäbisch Hall, Rathaus

Felix Burkhardt, 7300 Esslingen, Anne-Frank-Weg 26

Dr. Karl Konrad Finke, 7400 Tübingen 9, Karl-Brennenstuhl-Straße 2

Prof. Dr. Werner Fleischhauer, 7000 Stuttgart-70, Turmhahnweg 3

Dr. Carlheinz Gräter, 6970 Lauda

Dr. Eberhard Hause, 7100 Heilbronn, Im Breitenloch 17

Prof. Dr. Rainer Jooss, 7300 Esslingen, Eichendorffstraße 54

Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7257 Ditzingen, An der Lehmgrube 35

Dr. Eduard Isphording, 7000 Stuttgart-1, Furtwänglerstraße 81

Dr. Adolf Schahl, 7000 Stuttgart-80, Saunastraße 18

Dr. Kuno Ulshöfer, 7170 Schwäbisch Hall, Stadtarchiv

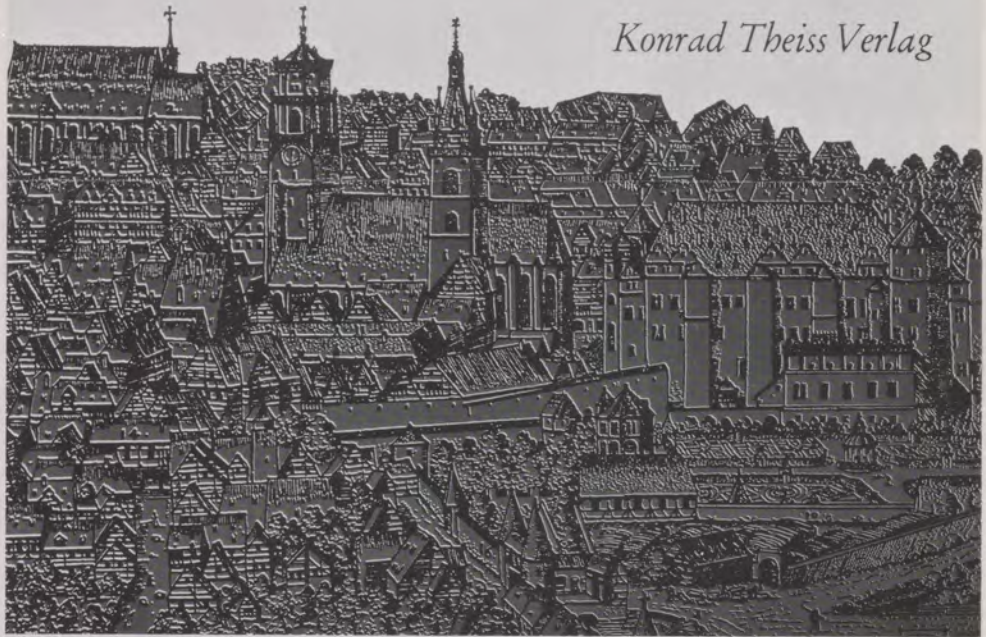
Alfred Weiß, 7923 Königsbrunn, Herwartstraße 80

Prof. Dr. Emil Wezel, 7157 Sulzbach, Backnanger Straße 90

Prof. Dr. Gerd Wunder, 7170 Schwäbisch Hall, Postfach 664

Hans-Martin Maurer/Kuno Ulshöfer
**Johannes Brenz und die
Reformation in Württemberg**

Konrad Theiss Verlag



224 Seiten mit 112 Abbildungen, zweifarbiger Schutzumschlag
Leinen DM 34,-

Zwei Sachkennern von ungewöhnlichem Einfühlungsvermögen in eine politisch wie geistesgeschichtlich bewegte Zeit und deren Streitprobleme ist es gelungen, das farbige Geschehen der Reformation in Württemberg mit seinen vielfachen Faktoren, Hemmungen und Ausstrahlungen im Lebensbild einer Persönlichkeit zusammenzufassen.

Staatsanzeiger Baden-Württemberg

Nicht neue geschichtliche Erkenntnisse, aber die Gesamt-schau auf den Kirchenreformer, Schulmann und Landes-politiker machen dieses Buch schätzenswert.

Stuttgarter Zeitung



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Bücher

Geisteswissenschaften
(spez. Württembergica)
kauft und verkauft



Müller & Gräff

Stuttgart, Calwer Str. 54
Telefon 29 41 74



Das
„Gastliche Härtsfeld“

mit seiner reizvollen Landschaft, seinen sehenswerten Kunstdenkmälern und vielseitigen Erholungseinrichtungen lädt zum unbeschwerten Ferien- oder Wochenendaufenthalt ein. Gemütliche Gasthöfe, Pensionen, Ferienwohnungen und kinderfreundliche Bauernhöfe. Übernachtung mit Frühstück bereits ab 7,- DM, Vollpension ab 14,- DM.

Prospekte mit Unterkunftsverzeichnis vom Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e.V.
Geschäftsstelle 7921 Nattheim-Auernheim, Rathaus,
Telefon (0 73 26) 3 47

Im Herzen Württembergs

Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg
Enz und Bottwartal

von Otto Rombach und Martin Blümcke



Ein prachtvoller Bildband mit vielen stimmungsvollen Fotos und ein Wander- und Kunstführer zugleich.

Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg, Enz und Bottwartal. Texte von Otto Rombach und Martin Blümcke. Fotos von Albrecht Brugger und Wilhelm Röckle. 170 Seiten mit 120 ganzseitigen, zum Teil vierfarbigen Bildtafeln. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 38,-

Die vielen großformatigen, teils farbigen Bilder zeigen Schönheit und Vielfalt dieser Landschaft im Herzen Württembergs. Ein Geschenkband, mit dem Sie überall Freude bereiten.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Georg Richter

Im Schwarzwald zu Gast mit Abstechern ins Elsaß

164 Seiten, Preis DM 14,60

Ein gastronomischer Reiseführer mit 112 Tips für anspruchsvolle Gäste.

Ausgewählt wurden diese Häuser aus der Klassifikation vom *überdurchschnittlichen* und *originellen* bis zum *komfortablen*. Das Buch bringt Aphorismen zur Gastronomie, erzählt Traktätchen über die Gastlichkeit und verrät uns einiges über die Geheimnisse der Küche dieser Häuser.

Georg Richter

Am Bodensee zu Gast mit Oberschwaben bis Ulm und Ostschweiz

120 Seiten, Preis DM 13,40

80 Tips für anspruchsvolle Gäste

Dieser Bodensee-Wegweiser bietet Hinweise auf die Besonderheiten und Sehenswürdigkeiten des Bodensees und seiner Spezialitäten.

Der Leser wird mit renommierten und originellen Betrieben rund um den Bodensee, deutsche Ufer, Schweiz, Vorarlberg, Liechtenstein und Oberschwaben bekannt gemacht.

Verlag G. Braun, 75 Karlsruhe 1

Karl-Friedrich-Straße 14-18, Postfach 1709

Reine Luft durch EUOSMON®

Geruchsfreie WC's erhalten Sie durch das EUOSMON-System: Schlechte Luft wird direkt am Ort des Entstehens abgezogen. EUOSMON-Anlagen werden seit Jahrzehnten im In- und Ausland eingesetzt.

Die Anschaffungskosten sind gering, die Betriebskosten niedrig. Verlangen Sie Referenzen und ein ausführliches Angebot beim Fachhändler oder Installateur oder schreiben Sie an uns:

E. Reisser EUOSMON GmbH,
7 Stuttgart 1, Postfach 530,
Telefon (07 11) 221256



Stadt- und Landkreis Heilbronn



**Konrad Theiss
Verlag
Stuttgart
und Aalen**

560 Seiten mit 7 Farbtafeln und 144 Bildtafeln. Sach-, Namen- und Gemeindegeregister. Leinen mit vierfarb. Schutzumschlag. DM 36,-

Ein zusammenfassendes Buch über Stadt- und Landkreis Heilbronn hat es bisher nicht gegeben. Hier wird nun mit diesem umfassenden großen Nachschlagewerk, das gleichzeitig eine spürbare Lücke in der landeskundlichen Literatur schließt, schon der neue, erweiterte Landkreis Heilbronn vorgestellt, ebenso wie der Stadtkreis in seiner heutigen Gestaltung und Bedeutung. Außerdem werden alle Städte und Gemeinden ausführlich in Wort und Bild beschrieben.

An Rems und Murr



Mit Fotografien von Traute Uhland-Clauss, Albrecht Brugger u. a., einer Einführung von Otto Heuschele und Beiträgen von Heidi-Barbara Kloos, Rolf Schweizer und Horst Lässig. 176 Seiten mit 116 Bildtafeln, davon 8 farbig. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 45,-
Das Remstal, Welzheimer und Murrhardter Wald und die Berglen umschließt der neue Rems-Murr-Kreis. Über hundert stimmungsvolle, teils doppelseitige, teils farbige Fotografien geben ein umfassendes Panorama der Landschaft, ihrer Städte und Gemeinden.

Die Autoren des Bandes geben Porträts der Städte und Gemeinden, berichten über Geschichte, Persönlichkeiten, Sehenswürdigkeiten, Wirtschaft und Industrie. Dieser erste Bildband über den neuen Kreis ist ein lebendiges Porträt einer spannungsreichen Landschaft.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen



Gute alte Zeit?

Fotografien von Peter Scherer (1869 – 1922)

Herausgegeben von Peter Scherer jr. mit Versen von Gerd Schneider.

84 Seiten mit 64 ganzseitigen Fototafeln. Großformat. Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag DM 29,-

Dieses Buch ist ein dokumentarisches und zugleich ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges. Der mit vielen Preisen und Auszeichnungen versehene Photographenmeister Peter Scherer hatte um die Jahrhundertwende in Oberschwaben fotografiert. In einer Zeit, da die meisten seiner Kollegen fast ausschließlich im Atelier mit Eisbärfell und imitiertem Barockbalustrade hantierten, zog Scherer bereits mit Kamera und Stativ durch das Land und suchte wie ein Kunstmaler seine Motive und Modelle dort, wo er sie fand: in Bürger- und Bauernstuben, auf dem Markt und in den Hinterhöfen, auf dem Weg zur Feldarbeit und beim Glas Wein. Bei diesen Aufnahmen entstand eine Fotografie von hohem künstlerischen Rang, die sich am Vorbild der Realisten in der Malkunst wie Leibl geschult hatte und die neben der Idylle die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren oft harten Konturen nicht übersah.

Wie ein geschickter Regisseur half Scherer seinen Modellen, vor der Kamera Scheu und Nervosität zu überwinden; er brachte es stets fertig, daß sie sich nicht in „Photographierpose“ stellten. Das gibt seinen Bildern diese Unmittelbarkeit und Menschlichkeit, die sie aus zahlreichen anderen fotografischen Dokumenten der Jahrhundertwende herausheben.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

In der Welt ein Begriff – bei uns zu Haus



Luftbild freigegeben unter Nr. 0008 3808 Reg. Pias Würth AG Nord

Im Hohenlohe-Kreis, zur Kreisstadt Künzelsau gehörend, liegen inmitten der Hohenloher Ebene, hoch über der Stadt, die Produktions- und Verwaltungsgebäude der Adolf Würth KG. Die Würth-Gruppe gehört zu den führenden Unternehmen der Befestigungstechnik. Über ihre Niederlassungen in 16 Ländern der Welt mit über 250 000 Kunden erreicht sie viele Millionen Verbraucher. Das Würth-Angebot umfaßt über 28 000 einzelne Artikel: Schrauben und Muttern, Kleinteile, Werkzeuge und vieles andere.



SCHRAUBEN

WÜRTH

**ADOLF WÜRTH KG · SCHRAUBEN- UND MUTTERNFABRIK
D 7118 KÜNZELSAU POSTFACH 145 TEL. 0 79 40/1 51 TELEX 07 4122**